Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Attraktivität des dualen Ausbildungssystems aus Sicht von Jugendlichen

Band 17 der Reihe Berufsbildungsforschung

Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Attraktivität des dualen Ausbildungssystems aus Sicht von Jugendlichen

Band 17 der Reihe Berufsbildungsforschung

Inhalt

Zusammenfassung ... 3
Einleitung ... 5

I Stand der aktuellen empirischen Forschung ... 7

1. Berufsorientierung und Berufswahlprozesse ... 7
1.1 Berufsorientierung: Einflussfaktoren ... 7
1.1.1 Die Rolle der Eltern ... 9
1.1.2 Die Rolle der Schule ... 9
1.1.3 Einfluss von Peers im Rahmen von Berufswahlprozessen ... 11
1.2 Berufswahl ... 11
1.2.1 Theorien der Berufswahl ... 11
1.2.2 Empirische Befunde ... 12
1.2.3 Phasen des Berufswahlprozesses ... 15
1.2.4 Wunsch- und Ausbildungsberuf ... 15
1.2.5 Übergänge ins Ausbildungssystem ... 16
2. Attraktivität der dualen Ausbildung ... 21
2.1 Systemische Gründe für die nachlassende Attraktivität der dualen Ausbildung ... 21
2.2 Attraktivität der dualen Ausbildung bei Studienberechtigten und Konkurrenz durch Bachelor-Studiengänge ... 23
2.2.1 Sicht der Nachfrager ... 23
2.2.2 Sicht der Anbieter ... 24
2.3 Attraktivität der dualen Ausbildung und bestimmter Berufsbilder aus Sicht der Jugendlichen und jungen Erwachsenen ... 25
2.3.1 Image und Prestige von Ausbildungsberufen ... 27
2.3.2 Ausbildungsbedingungen und -qualität ... 28
2.4 Diskutierte Vorschläge für Maßnahmen zur Erhöhung der Attraktivität der dualen Ausbildung ... 29
2.4.1 Qualitätsverbesserungsstrategien ... 29
2.4.1.1 Verbesserung der Qualität der dualen Ausbildung ... 29
2.4.1.2 Erhöhung der Übernahmequoten ... 30
2.4.1.3 Größere Durchlässigkeit des (Berufs)Bildungssystems ... 30
2.4.2 Marketingstrategien ... 31
3. Informations- und Medienverhalten von Jugendlichen ... 32
3.1 Informations- und Medienverhalten allgemein ... 32
3.1.1 Technische Reichweiten ... 32
3.1.2 Mediennutzung ... 33
3.1.3 Glaubwürdigkeit von Medien ... 34
3.1.4 Internetnutzung und Web 2.0 ... 34
3.1.4.1 Internet: Nutzungshäufigkeit ... 35
3.1.4.2 Funktion und Inhalte der Internetnutzung ... 35
3.1.4.3 Nutzungsverhalten bestimmter Zielgruppen ... 36
3.1.4.4 Web 2.0 ... 41
3.2 Ausbildungs- und berufsbezogenes Informations- und Medienverhalten von Jugendlichen ... 41
4. Zusammenfassung des Forschungsstandes ... 46

II Ergebnisse aus Reanalysen ausgewählter Großdatensätze ... 49

1. Methodisches Vorgehen ... 49
1.1 Datenbasis der Sekundäranalysen ... 49
1.2 Integrierte Auswertungsstrategie ... 50
2. Aspekte beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse ... 52
2.1 Anschlusspläne und deren Motive ... 52

2.1.1 Pläne zum weiteren (Aus)Bildungsweg ... 52
2.1.2 Berufswahlmotive ... 54
2.2 Befunde zu Entscheidungsgründen in Bezug auf Ausbildung und Studium ... 57
3. Berufliche Eigenaktivitäten und beschrittene Übergangswege ... 62
3.1 Bewerbungsaktivitäten auf betriebliche Ausbildungen ... 62
3.2 Realisierung angestrebter Übergänge ... 64
4. Akteure der Vermittlung beruflicher Orientierung und Information ... 70
4.1 Zentrale Akteure der Berufsorientierung ... 70
4.2 Informationsquellen für die Berufswahl ... 72
5. Einordnung der zentralen Ergebnisse ... 79

III Gruppendiskussionen zum Thema „Schule und dann?“ ... 81

1. Methodische Herangehensweise bei den Gruppendiskussionen ... 81
1.1 Methodik der Gruppendiskussionen ... 81
1.2 Inhalte der Gruppendiskussionen ... 82
1.3 Die Durchführung und Teilnehmer/innen der Gruppendiskussionen ... 83
2. Strategien der beruflichen Orientierung und Informationssuche ... 84
2.1 Informationsquellen und Strategien der Jugendlichen bei der beruflichen Orientierung ... 84
2.2 Die Rolle des Internets bei der beruflichen Orientierung und Zukunftsplanung aus Sicht der Jugendlichen ... 86
2.3 Die Bedeutung sozialer Netzwerke bei der beruflichen Orientierung und Zukunftsplanung aus Sicht der Jugendlichen ... 87
3. Bildungs- und Ausbildungspläne der Jugendlichen am Ende der Schulzeit ... 90
4. Die Sicht der Jugendlichen auf die verschiedenen Bildungs- und Ausbildungsoptionen ... 92

IV Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen ... 97

1. Angebotsseitige Ansätze zur Attraktivitätssteigerung der dualen Ausbildung ... 97
1.1 Ausbildung und berufliche Perspektiven ... 97
1.2 Verbesserung der betrieblichen Stellung von Auszubildenden ... 97
1.3 Nutzung der Möglichkeiten dualer Studiengänge ... 98
2. Nachfrageseitige Handlungsansätze zur Erhöhung der Attraktivität der betrieblichen Ausbildung ... 99
2.1 Erschließung neuer Zielgruppen ... 99
2.2 Breitere Berufsorientierung an Schulen ... 100
2.3 Stärkere Präsenz von Betrieben an Schulen ... 101
2.4 Stärkung der Attraktivität der dualen Ausbildung im Vergleich zum Hochschulstudium ... 101
2.5 Stärkung des Stellenwerts schulbegleitender Betriebspraktika auch an Gymnasien ... 102
3. Hinweise für eine zielgruppenspezifische Ansprache ... 103
3.1 Zeitpunkt ... 103
3.2 Zielgruppe Jugendliche ... 103
3.3 Zielgruppe Eltern ... 104
3.4 Informationsquellen ... 104
3.5 Die Rolle des Internets und sozialer Netzwerke für die Themen Berufsorientierung und Berufswahl ... 105

Literaturverzeichnis ... 108
Anhang 1: Leitfaden der Gruppendiskussionen zum Thema „Schule und dann?“ ... 113

Zusammenfassung

Fragen der derzeitigen Bedeutung sowie der Attraktivität der dualen Berufsausbildung unter jungen Menschen mit verschiedenen Bildungsvoraussetzungen waren Gegenstand der im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung von DJI durchgeführten Untersuchung. Die Ergebnisse dieser Studie, die sich bei der Verfolgung dieser Fragestellung sowohl einer umfassenden Recherche des Forschungsstandes sowie der Sekundäranalyse zugänglicher repräsentativer Datenquellen als auch eigener qualitativer Feldforschung bediente, werden in dieser Publikation vorgestellt. Um einen Überblick der zusammengetragenen Befunde zu vermitteln, ist dem Band hier zunächst eine Zusammenfassung vorangestellt.

Berufsorientierung und Berufswahl

Bildungseinmündung und -verläufe hängen stark von sozialen und ökonomischen Faktoren ab, und die Bildungschancen sind in Abhängigkeit von verschiedenen sozialen Merkmalen wie Schicht- und Milieuzugehörigkeit ungleich verteilt. Insbesondere das Merkmal „Migrationshintergrund“ beeinflusst die Bildungschancen nachhaltig negativ, wie alle einschlägigen Studien belegen. Auch das Geschlecht hat großen Einfluss auf die Ausbildungs- und Berufswege der jungen Generation und wirkt bereits auf die Art und Weise der Berufsorientierung, und zwar auf allen Leistungsebenen, ein. Die vorliegenden Studien bestätigen ferner die überragende Bedeutung der Schule bei der beruflichen Allokation. Der besuchte Schultyp und der daraus resultierende Schulabschluss beeinflussen und determinieren die berufliche Allokation und damit notwendigerweise zwangsläufig die Art und Weise der künftigen Lebensführung insgesamt in entscheidendem Ausmaß.

Attraktivität der dualen Ausbildung bei Jugendlichen verschiedener Leistungsniveaus

Was die Attraktivität der dualen Ausbildung insgesamt sowie die Attraktivität bestimmter Berufsbilder betrifft, so wird zunächst eine ungebrochen hohe Affinität der Jugendlichen zum dualen System der Berufsausbildung konstatiert. Die duale Ausbildung stellt für den Großteil der Schulabgänger/innen eine wichtige Option dar, wobei für deren Realisierung der Schulabschluss die entscheidende erklärende Variable darstellt. Einem Großteil der Hauptschulabsolvent/innen (darunter viele mit Migrationshintergrund) gelingt der (direkte) Übergang ins duale Ausbildungssystem nicht, weil sie an den betrieblichen Zugangsbarrieren scheitern. Der „Umweg“ über schulische und außerschulische Maßnahmen im Übergangssystem wird von den Jugendlichen genutzt, um (höhere) Schulabschlüsse zu erwerben und ihre Ausgangsbedingungen am Ausbildungsmarkt zu verbessern. Diese durchaus rationale Strategie der „Chancenoptimierung“ verbessert nachweislich für einen Teil der Jugendlichen die Möglichkeit der Aufnahme einer Ausbildung. Für einen anderen Teil der Jugendlichen bilden die Maßnahmen allerdings den Beginn eines problematischen Verlaufs, der sie vom Ausbildungssystem zunehmend entfernt.

Ein Großteil der Jugendlichen mit Studienberechtigung, für die eine duale Ausbildung zunächst durchaus eine Option darstellt, entscheidet sich am Ende doch für ein Studium, das im Vergleich mit einer dualen Ausbildung eine Reihe von Vorteilen bietet, nämlich eine spätere Statuspassage, mehr Berufsoptionen, bessere Aussichten auf ein höheres Einkommen und eine Führungsposition sowie ein deutlich geringeres Arbeitslosigkeitsrisiko. Dass mit der Einführung der Bachelorabschlüsse an den Hochschulen eine Konkurrenz für leistungsfähige Absolventen des dualen Systems um die mittleren Führungspositionen entstanden ist, kann auf der Basis bisher vorliegender Studien nicht bestätigt werden. Ein Attraktivitätsverlust der dualen Ausbildung droht weniger durch die Einführung der Bachelor-Studiengänge, als vielmehr durch die (relativ) steigende Zahl der Studienberechtigten, für die aus den genannten Gründen ein Studium die attraktivere Option darstellt. Allerdings gibt es hinsichtlich des Stellenwerts und der beruflichen Verwertbarkeit der Bachelorabschlüsse noch nicht genügend Erfahrungen. Das ist auch der Grund dafür, warum die Einführung der Bachelor-Master-Struktur bei einem Teil der Studienberechtigten zu einer gewissen Verunsicherung hinsichtlich der Berufsperspektiven geführt hat.

Die Forschungsergebnisse weisen auf erhebliche Defizite hinsichtlich der Attraktivität vor allem bei Ausbildungsberufen hin, die eine hohe Zahl an unbesetzten Plätzen vorweisen. Es ist daher von einem nach Branchen und Berufsfeldern differenzierten Gestaltungsbedarf auszugehen, um die Attraktivität der dualen Ausbildung zu steigern. Angeregt werden in vielen Untersuchungen weitere Forschungsaktivitäten, was die Qualität des Ausbildungsprozesses und die Qualitätskriterien der betrieblichen Ausbildung betrifft. Die Diskussion um sinnvolle Qualitätssicherungssysteme und -entwicklungsprozesse steht noch am Anfang und sollte zielgerichtet vorangetrieben werden.

Vermittlung von berufswahlrelevanten Informationen

In einer frühen Phase der Berufsorientierung sind die Eltern – über alle sozialen Milieus und Leistungsniveaus hinweg – für die Jugendlichen in Fragen, wie es für sie nach der Schule weitergeht, wichtige Ansprechpartner. Es erscheint daher angebracht, auch dieser Zielgruppe einschlägige Informationsangebote in adäquater Form zu unterbreiten. Das gilt insbesondere für Eltern mit Migrationshintergrund, da es in diesen Milieus häufig größere Informationsdefizite gibt, was das deutsche Bildungs- und Ausbildungssystem betrifft. In späteren Abschnitten des Berufswahlprozesses spielen Peers eine zunehmend bedeutsame, wenn auch diffuse, Rolle als Referenzgruppe. Bezeichnend für die berufswahlbezogene Interaktion mit Peers ist, dass die Initiative dazu vorrangig von den Jugendlichen als Ratsuchenden selbst ausgeht.

Der Schule kommt zwar prinzipiell eine zentrale Rolle bei der Berufsorientierung und bei der Förderung der Berufswahlreife von Schülerinnen und Schülern zu. Es gibt allerdings eine beträchtliche Varianz, was Qualität und Quantität der Berufsorientierung und Übergangsplanung an einzelnen Schulen und Klassen betrifft. Es gibt auch kein einheitliches Konzept für die Einbettung berufsorientierender Inhalte in den Lehrplan. Gefordert wird in der Literatur daher Berufsorientierung als eine umfassende Schulentwicklungsaufgabe unter der Federführung der Schulleitung sowie der Aufbau bzw. die Weiterentwicklung regionaler Netzwerke unter Beteiligung der Schulen, der Eltern, Arbeitsagenturen, Kammern, Unternehmen und anderer an der Berufsorientierung beteiligter Partner. Vor allem an Gymnasien wird eine stärkere Reflexion berufsorientierender Erfahrungen im Unterricht sowie die Thematisierung der Bedeutung fachlicher Inhalte für Beruf und Studium angemahnt.

Was die Medien betrifft, so gilt als gesicherte Erkenntnis, dass die Bedeutung des Internet als Informationsquelle bei der Berufswahlinformation mit zunehmendem Alter und Leistungsniveau steigt. Elektronische Medien werden zur Vorbereitung auf die Studien- und Berufswahl vor allem von zukünftigen Studienberechtigten genutzt. Aus Sicht der Jugendlichen ist das Internet insgesamt vor allem eine Kommunikationsplattform und Unterhaltungsmedium. Die sozialen Netzwerke, deren Nutzung durch die zunehmende Verbreitung von internetfähigen Smartphones/Handys stetig zunimmt, dienen vornehmlich der Beziehungspflege, die Rezeption und Diskussion von berufswahlrelevanten Informationen ist nachrangig. Die primäre Funktion des Internet und speziell der sozialen Netzwerke als Kommunikationsplattformen bietet jedoch grundsätzlich auch die Chance, mit Jugendlichen in kommunikative Prozesse zur Berufsorientierung einzutreten. Defizite werden konstatiert in Bezug auf medienpädagogische Internetseiten mit berufswahlrelevanten Inhalten, die (auch) niedrigschwellige Zugangswege bereitstellen und insofern dazu beitragen, einer „digitalen Spaltung“ entgegenzutreten. Sinnvoll scheint es zu sein, dass diese Portale medienpädagogisch betreut werden und Expertinnen und Experten zur Absicherung der Informationen herangezogen werden

Einleitung

Die duale Ausbildung – so wird es von verschiedenen Seiten in den letzten Jahren verlautbart – habe für junge Menschen, die vor der Wahl ihres beruflichen Bildungsweges stehen, an Attraktivität verloren (siehe z.B. MFW Baden-Württemberg 2013). Andererseits werden vom Bundesinstitut für Berufsbildung gerade im Bereich nichtakademischer Fachkräfte für die nahe Zukunft deutliche Engpässe prognostiziert (Helmrich et al. 2012).

Ziel der vorliegenden Studie zur Attraktivität des dualen Ausbildungssystems war es deshalb, Aufschlüsse über die Einstellungen und Wahrnehmungen von Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen gegenüber beruflichen Anschlussoptionen zu gewinnen. Um zudem einen Beitrag zur Weiterentwicklung von Ansätzen zur Stärkung des Modells der dualen Ausbildung zu leisten, liefert die Studie auch Aufschlüsse über berufsbezogene Präferenzen dieser Zielgruppen allgemein sowie mögliche Zugänge der Erreichbarkeit für berufsbezogene Themen. Nachfolgend werden demnach sowohl zentrale Ergebnisse und Befunde zur beruflichen Orientierung von Jugendlichen, ihren Sichtweisen und Präferenzen sowie der Rolle von Agenten und institutionellen Akteuren im Prozess der Berufsorientierung dargestellt als auch Hinweise für eine zielgruppenspezifische Ansprache formuliert.

Die Studie „Attraktivität der dualen Ausbildung" stellte vor allem die Frage nach dem Stellenwert dualer Ausbildungsgänge bei Jugendlichen mit unterschiedlichen Voraussetzungen im Hinblick auf die Schulbildung – auch vor dem Hintergrund tiefgreifender demografischer und bildungspolitischer Veränderungen. Zwar hat das duale Ausbildungssystem nach wie vor den größten Anteil am Berufsbildungssystem, jedoch sinkt mit dem Geburtenrückgang die Zahl der Schulabgänger/innen und damit auch die Zahl der potenziellen Auszubildenden. Gleichzeitig verändern sich mit dem Wandel des Bildungssystems, der zu einer relativen Zunahme höherwertiger Schulabschlüsse führt, die Möglichkeiten der Berufswahl für die Jugendlichen. Dadurch verschärft sich der Wettbewerb der verschiedenen Bildungssysteme (duale Ausbildung, Hochschul- und Fachhochschulstudium) um die Schulabgänger und Schulabgängerinnen und stärkt deren Marktposition und Auswahlmöglichkeiten. Für das duale Ausbildungssystem stellt sich daher die Frage, ob es in Zukunft noch ausreichend Auszubildende für seine Bildungsgänge gewinnen kann und ob es für Jugendliche und junge Erwachsene mit Hochschulzugangsberechtigung attraktiv ist. Das Projekt „Attraktivität der dualen Ausbildung" rückt daher auch mögliche Strategien zur Steigerung der Attraktivität der dualen Ausbildung bei den Jugendlichen allgemein in den Fokus – einerseits bezogen auf unausgeschöpfte Potenziale unter nicht Hochschulzugangsberechtigten sowie gleichzeitig bei der Gruppe der Jugendlichen mit höheren Bildungsabschlüssen.

Aufbauend auf den gewonnenen Erkenntnissen wird das Themenfeld beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse im Jugend- und jungen Erwachsenenalter in einem zweiten Schritt auch im Hinblick auf die Möglichkeiten einer zielgruppenspezifischen, zeitgemäßen Adressierung dieser Altersgruppe durch eine ausbildungs- und berufsbezogene Ansprache betrachtet, welche die Jugendlichen auf innovative Entwicklungen und die besonderen Vorteile im Bereich der dualen Berufsausbildung aufmerksam macht. Eine Voraussetzung für eine solche zielgruppenspezifische Ansprache sind Erkenntnisse im Hinblick auf das Informations- und Medienverhalten Jugendlicher allgemein und speziell im Hinblick auf ausbildungs- und berufsbezogene Fragenstellungen.

Bei der Durchführung des Projekts „Attraktivität der dualen Ausbildung" kam ein Methodenmix aus Literaturrecherche, Sekundäranalyse und Primärerhebungen zur Anwendung. So sollte zunächst an die Erkenntnisse der jüngeren Forschung mit der Frage angeknüpft werden, welchen Beitrag die bisherigen Ergebnisse im Hinblick auf die Beleuchtung des verfolgten Themas erbringen. Auf dieser Grundlage konnten mit den anhand des Forschungsstandes aus teils nichtrepräsentativen Untersuchungen Auswertungsfragen an das zugängliche quantitative Material abgeleitet werden, um auf der Basis bundesweit repräsentativer Datensätze zu verallgemeinerbaren Aussagen zu gelangen. Um Erkenntnislücken zu füllen und solchen Fragestellungen im Zusammenhang mit beruflichen Präferenzen Jugendlicher nachzugehen, die sich einem quantitativen Zugang verschließen, wurden qualitative Gruppendiskussionen durchgeführt. Aus allen drei Quellen konnten wertvolle Aufschlüsse über die Bedingungen und Abwägungsprozesse Jugendlicher bei der Wahl ihrer beruflichen Bildungswege gewonnen werden, die zur Formulierung bildungs- bzw. übergangspolitscher Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen dienten.

Entsprechend gliedert sich die Publikation in die folgenden Kapitel:

- Kapitel I: Stand der aktuellen empirischen Forschung
- Kapitel II: Sekundäranalyse quantitativer Großdatensätze
- Kapitel III: Ergebnisse der primärempirischen For-

schung qualitativer themenzentrierter Gruppendiskussionen

- Kapitel IV: Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen

In Kapitel I wird zunächst eine Sichtung des empirischen Forschungsstandes vorgenommen, welche eine Darstellung eines Überblicks über relevante theoretische Konzepte einschließt. Die darin einbezogenen Forschungsfelder decken die Themenbereiche Berufsorientierung und Berufswahlprozesse von Jugendlichen mit unterschiedlichen Bildungsvoraussetzungen, Einstellungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zur Ausbildung im dualen System, dessen Attraktivität aus Sicht der Jugendlichen und jungen Erwachsenen sowie die Attraktivität bestimmter Berufsbilder ab. Der Abschnitt 3 in diesem ersten Kapitel widmet sich dem Informations- und Medienverhalten Jugendlicher allgemein und speziell in Bezug auf ausbildungs- und berufsrelevante Themen. Dabei wird insbesondere der Stellenwert der elektronischen Medien und hier gerade der „Social Media" in den Blick genommen. Anhand dieses Überblicks aktueller Befunde und Fachdiskurse können Desiderate empirischer Forschung formuliert werden. Daran anschließend werden in Kapitel II die Ergebnisse der durchgeführten quantitativen Reanalysen von Großdatensätzen zur beruflichen Orientierung und zum Informationsverhalten, zu Berufswahlprozessen und beruflichen Bildungsentscheidungen dargestellt. Die im ersten Kapitel noch recht breit aufgenommene Thematik beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse wird hier stärker auf berufliche Entscheidungen, Pläne und deren Motive sowie die Bedeutung von Akteuren bzw. Informationsquellen fokussiert, die dabei eine Rolle spielen. Bei den verwendeten Datensätzen handelt es sich um das Nationale Bildungspanel NEPS (Erhebungszeitraum 2010/2011), das DJI-Übergangspanel (2004 bis 2009), die BIBB-Schulabgängerbefragungen (2004 bis 2010) und um die Studienberechtigtenbefragungen des HIS (2005 bis 2010).

Die Ausführungen in Kapitel II basieren auf empirischem Material, das (neben zahlreichen anderen Quellen) bereits im Kapitel I als Grundlage diente. Die in Kapitel I dargestellten Befunde werden durch die im zweiten Kapitel vorgenommenen Reanalysen des Datenmaterials teilweise bestätigt, in weiten Teilen jedoch ergänzt – insbesondere im Hinblick auf Aspekte beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse, berufliche Eigenaktivitäten und Übergangswege sowie die Akteure der Vermittlung beruflicher Orientierung und Information. Diese quantitativen Zugänge eignen sich dabei gerade auch zur Gewinnung von Aussagen, die sich auf der berufswahlbezogenen Entscheidungs- und Verhaltensebene bewegen.

Kapitel III stellt gegenüber dem vorangestellten stärker die subjektiven Sichtweisen der Jugendlichen in den Mittelpunkt, wobei die Stärken des hier gewählten qualitativen Zugangs gegenüber dem quantitativen insbesondere in der Abbildung von beruflichen Dispositionen bestehen, die auf der Wahrnehmungs- und Einstellungsebene liegen. Zur Betrachtung dieser Perspektive werden die Ergebnisse von acht Gruppendiskussion mit insgesamt 53 Schülerinnen und Schülern in sieben Schulen verschiedenen Typs sowie in einem Jugendclub vorgestellt. Die qualitativen Gruppendiskussionen mit Jugendlichen unterschiedlicher schulischer Aspirationsniveaus stellen einen eigenständigen empirischen Zugang zur Fragestellung der Studie dar. Über die Gruppendiskussionen konnten im Zuge dessen Fragen nach Berufsorientierungsstrategien, beruflichen Zukunftsplänen und Einstellungen zu bestimmten beruflichen Trajekten lebensweltorientiert mit Fokus auf die subjektive Sicht der Jugendlichen thematisiert werden. Die besondere Leistungsfähigkeit solcher Verfahren besteht darin, dass sie es ermöglichen, berufliche Einstellungen und Pläne in subjektive biografische Kontexte und Logiken einzuordnen (Seipel/Rieker 2003: 151ff).

Im abschließenden Kapitel IV werden auf der Grundlage der zusammengeführten Ergebnisse der einbezogenen sekundär- und primärempirischen Quellen Schlussfolgerungen gezogen und Handlungsempfehlungen in Bezug auf mögliche Ansätze zur Stärkung der Attraktivität der dualen Ausbildung formuliert. Auf der gleichen empirischen Basis wird der Versuch unternommen, Anhaltspunkte für eine zeitgemäße, zielgruppenspezifische Ansprache von Jugendlichen unterschiedlicher Leistungsstärke im Hinblick auf ausbildungsrelevante und berufsbezogene Themen zu finden.

I. Stand der aktuellen empirischen Forschung

Die vorliegende Untersuchung kann mit ihrer thematischen Ausrichtung aus einem umfangreichen Fundus jüngerer Forschungsarbeiten schöpfen. Die darin gewonnenen Aufschlüsse dienten im Rahmen der Studie sowohl als analyseleitende Referenzpunkte für die Formulierung von Auswertungsfragen an das quantitative Datenmaterial, teils auch als Grundlage für die Entwicklung qualitativer Erhebungsinstrumente sowie außerdem als Interpretationsfolien zur Einordnung quantitativer wie qualitativer Befunde. Daher erfolgt im ersten Kapitel zunächst eine ausführliche Darstellung des Forschungsstandes in den für die verfolgten Fragestellungen relevanten Themenbereichen beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse, der Wahrnehmung des dualen Ausbildungssystems sowie des beruflichen Informationsverhaltens Jugendlicher.

1. Berufsorientierung und Berufswahlprozesse

1.1. Berufsorientierung: Einflussfaktoren

Die Berufstätigkeit ist für die meisten Individuen nicht nur eine notwendige Voraussetzung für die materielle Existenz, sondern als Bindeglied zwischen Individuum und Gesellschaft auch für seine Identität (Krampen/Reichle 2002). Ausbildung, Arbeit und Beruf sind daher traditionell zentrale Forschungsfelder der Sozialwissenschaften. Die Forschung versucht, im Ablauf und Ergebnis des Prozesses der Berufsorientierung und Berufswahl Muster zu erkennen sowie Faktoren zu isolieren und zu gewichten, die diesen Prozess maßgeblich beeinflussen. Dass Bildungseinmündung und -verläufe stark von sozialen und ökonomischen Faktoren abhängen und die Bildungschancen in Abhängigkeit auch von verschiedenen sozialen Merkmalen wie Schicht- und Milieuzugehörigkeit ungleich verteilt sind, ist evident. Insbesondere das Merkmal Migrationshintergrund beeinflusst die Bildungschancen nachhaltig negativ, wie zahlreiche Studien belegen (vgl. z.B. Becker/Biedinger 2006; Diefenbach 2007; Herwartz-Emden 2005; Kristen/Granato 2004). Das gilt auch für ihre Überrepräsentanz im Hinblick auf den Erwerb niedriger Schulabschlüsse (Müller/Stanat 2006).

Auch das Geschlecht hat heute noch einen großen Einfluss auf die Bildungschancen, ebenso wie bereits auf die Art und Weise der Berufsorientierung, und zwar auf allen Leistungsebenen. Ein zentrales Ergebnis einschlägiger Untersuchungen sind die sehr geschlechtsspezifischen Wünsche nach technischen Berufen bei den Jungen und zum anderen die vorwiegend sozialen und kommunikativen Berufe bei den Mädchen (Reißig et al. 2008b, S. 59). Die geschlechtsspezifischen Differenzen bei der Berufsorientierung gelten für alle Leistungsebenen, also auch für Studienberechtigte (Lörz et al. 2012, S. 41f.). Eine noch stärkere Orientierung an beruflichen Geschlechterrollen ist bei Hauptschülerinnen und Hauptschülern zu beobachten (Tillmann 2007, S. 14).

In der empirischen Sozialforschung ist die Typenbildung eine beliebte Methode, um auftretende Merkmalsbündel herauszuarbeiten. Auch im Zusammenhang mit der Berufswahl und -findung sind zahlreiche Typologien entwickelt worden. Unterschieden werden beispielsweise Typen mit *Arbeitsmarktorientierung* oder mit *Subjektorientierung* oder (als Mischtyp) mit *Balanceorientierung* (Knauf/Oechsle 2007). Eine weitere Typologie unterscheidet zwischen realistischen, intellektuellen, künstlerischen, sozialen, ökonomischen und konventionellen Persönlichkeitstypen, die jeweils unterschiedliche Interessen an bestimmten Tätigkeiten aufweisen (Tillmann 2007, S. 22).

Ein weiterer Ansatz stellt die Differenzierung nach sozialen Milieus dar. „Die Milieuzugehörigkeit erweist sich als bedeutsam für die Bildungsorientierung der Jugendlichen und beeinflusst auf diese Weise die Bildungschancen“ (Diewald/Hurrelmann 2012, S. 127). Folgende Milieus werden unterschieden (ebd., S. 127f.):

- *Traditionelle Jugendliche* mit ihrer überwiegend konservativen und konformistischen Grundeinstellungen sind leistungsorientiert und verstehen den Beruf als Form der Existenzsicherung.
- *Bürgerliche Jugendliche* aus der etablierten Mittelschicht haben ebenfalls eine ausgeprägte Leistungsorientierung und ein Bedürfnis nach finanzieller Absicherung u.a. als Voraussetzung für die Familiengründung.
- *Konsum-materialistische Jugendliche* kommen aus sozial unterprivilegierten Elternhäusern und haben eine stark ausgeprägte Aufstiegs- und Leistungsorientierung. Die Angst vor Arbeitslosigkeit und der mit ihr einhergehenden finanziellen Unsicherheit ist bei ihnen hoch und führt zu einer vergleichsweise pessimistischen Zukunftssicht.
- Für die *postmateriellen Jugendlichen* stehen wegen ihrer idealistischen Orientierung Selbstverwirklichung und Kreativität bei der Berufsorientierung im

Vordergrund. Die Arbeit soll vor allem Spaß machen und sinnvoll sein. Ihre Leistungsmotivation ist aber hoch und ihr Ziel ist es, ein moralisch richtiges und politisch engagiertes Leben zu führen.

- *Hedonistische Jugendliche* empfinden den Leistungsdruck in Schule und Ausbildung als lästig, beängstigend und frustrierend. Vor allem die Hauptschüler haben kein Interesse an der Schule. Ihr spaßorientierter Lebensstil bedarf zwar der Finanzierung, jedoch findet für sie das Leben hauptsächlich in der Freizeit statt.
- Die *modernen Performer* sind an einer Verbindung von materiellem Erfolg und lustvollem Leben interessiert. In Schule, Ausbildung und angehendem Studium sind sie sehr ambitioniert, da sie ihre Bildung als wichtige Investition in die Zukunft verstehen. Diese Jugendlichen sind ausgesprochen ehrgeizig und verbinden eine hohe Leistungsbereitschaft mit dem Streben nach persönlicher Selbstverwirklichung und einem intensiven Leben.
- *Experimentalistische Jugendliche* lehnen Leistungsdruck ab. Wenn sie jedoch eine Aufgabe interessant finden, investieren sie in diese viel Zeit und Energie. Der zukünftige Beruf dient bei ihnen der Selbstverwirklichung, Status- und Karriereorientierung werden deutlich untergeordnet.

Einigen Bekanntheitsgrad haben seit den 80er Jahren die Sinus-Lebenswelten, die ständig weiter entwickelt wurden. Unterschieden werden aktuell sieben Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren (Calmbach et al. 2012). In Bezug auf das Thema *berufliche Orientierung* werden diverse Milieu-Charakteristika identifiziert (Tabelle 1).

Bei der Konstruktion der u18-Lebenswelten waren die Art und Weise der Mediennutzung und die „Orientierung in Medienwelten" ein zentraler Faktor. Auf diesen Ansatz wird daher im Abschnitt 3 zum Informations- und Medienverhalten noch einmal näher eingegangen.

Tab. 1: Sinus-Lebensweltmodell u18*

Bezeichnung	Kurzbeschreibung	Berufliche Orientierung (Auswahl)
Adaptiv-Pragmatische	Leistungs- und familienorientierter moderner Mainstream mit hoher Anpassungsbereitschaft	Nüchtern-sachlich; Hoher Selbstdruck; Planungssicherheit, Aufstieg, Vereinbarkeit mit Familie
Konservativ-Bürgerliche	Familien- und heimatorientierte Bodenständige mit Traditionsbewusstsein und Verantwortungsethik	Orientierung an Eltern-Beruf; Bodenständige Karrierevorstellungen; Beständigkeit und Sicherheit
Sozialökologische	Nachhaltigkeits- und gemeinwohlorientierte Jugendliche mit sozialkritischer Grundhaltung und Offenheit für alternative Lebensentwürfe	Hohe (Weiter)Bildungsbereitschaft; Sinnhaftigkeit, Selbstverwirklichung; Soziale, pädagogische und künstlerische Berufe
Expeditive	Erfolgs- und lifestyle-orientierte Networker auf der Suche nach neuen Grenzen und unkonventionellen Erfahrungen	Hohe Leistungs- und Bildungsaffinität; Hohes Selbstzutrauen; Orientierung an modernen, kreativen Jobs
Experimentalistische Hedonisten	Spaß- und szeneorientierte Nonkonformisten mit Fokus auf das Leben hier und jetzt	Unkonventionelle Jobs mit Coolness-Faktor; Freizeit und Erwerbstätigkeit verschwimmen
Materialistische Hedonisten	Freizeit- und familienorientierte Unterschicht mit ausgeprägten markenbewussten Konsumwünschen	Traditionelles Arbeitsethos; Hohes Einkommen wichtig; Strikte Trennung von Arbeit und Freizeit
Prekäre	Umorientierung und Teilhabe bemühte Jugendliche mit schwierigen Startvoraussetzungen und Durchbeißermentalität	Größte Orientierungslosigkeit; Unrealistische Berufswünsche; Angst vor Arbeitslosigkeit; Bildungsfatalismus, geringes Selbstzutrauen

*Quelle: Calmbach et al. 2012, S. 39ff.

1.1.1. Die Rolle der Eltern

Die Primärkommunikation im sozialen Nahraum spielt vor allem in einer frühen Phase der Berufsorientierung eine zentrale Rolle. Die Informationsgewinnung stellt in einer sich vielfältig und rasch verändernden Arbeitswelt eine große Herausforderung für die Jugendlichen dar. Um zwischen ihren individuellen Voraussetzungen und der Vielfalt von Berufen und postobligatorischen Ausbildungsmöglichkeiten Entsprechungen erkennen zu können, sind die Jugendlichen sowohl auf personale wie auf soziale Ressourcen angewiesen (Wannack et al. o.J., S. 1).

Zu diesen personalen und sozialen Ressourcen zählen vor allem die Eltern, die über alle Lebenswelten und Milieus hinweg von den Jugendlichen als wichtige Ansprechpartner im Hinblick auf die Berufsorientierung genannt werden. Alle einschlägigen Studien zeigen, dass vor allem in einer frühen Phase der Berufsorientierung die *Primärkommunikation* (vor allem mit Eltern und Peers) die am häufigsten genutzte Form der Informationsgewinnung darstellt, wenn es um Informationen über berufliche Möglichkeiten geht. Das gilt für alle Leistungsniveaus, für Schüler/innen aller Schultypen und auch über alle Milieus und Lebenswelten hinweg (Calmbach et al. 2012, S. 68). Die Primärkommunikation mit Eltern und Freunden dominiert bei der Berufswahlinformation sowohl als bereits realisierte als auch als optionale Informationsquelle. Auch Studienberechtigte bewerten die Informationen, die sie von Familienmitgliedern bekommen, vergleichsweise häufig als nützlich (Tabelle 2), naturgemäß vor allem dann, wenn diese Familienmitglieder selbst einen akademischen Bildungshintergrund haben (Heine et al. 2010, S. 34). Jedoch bereits die nachgewiesene Häufigkeit der Nachfrage nach Informationen im unmittelbaren sozialen (familiären) Umfeld legt die Strategie nahe, nicht nur die Jugendlichen selbst, sondern auch ihre direkten Bezugspersonen (insbesondere die Eltern) mit berufs(wahl)relevanten Informationen zu versorgen. Das gilt insbesondere für die Milieus der Migrantinnen und Migranten und/oder die so genannten „bildungsfernen" Milieus, in denen es nachgewiesenermaßen große Informationsdefizite gibt, was das Bildungs- und Ausbildungssystem in Deutschland betrifft.

1.1.2. Die Rolle der Schule

Lehrkräfte zählen zumindest potenziell zu den „wichtigen sozialen Ressourcen" von Jugendlichen (Wannack et al. o.J., S. 5). Der Schule kommt insofern zwar prinzipiell „eine zentrale Rolle bei der Förderung der Berufswahlreife von Schülerinnen und Schülern zu." (Hany/Driesel-Lange 2006, S. 520). Allerdings mündeten didaktische Entwürfe zur beruflichen Orientierung nicht in einem Unterrichtsfach und es kam nicht zu einer schulformübergreifenden Einführung des Unterrichtsfaches „Arbeitslehre". Es kam in den neuen Bundesländern zu einer raschen Anpassung an die Berufsorientierungsmodelle der alten Bundesländer (ebd.). Hier wie dort gilt: „Die Hinführung zur Berufs- und Arbeitswelt ist durch die KMK 1993 für die Sekundarstufe I aller Schulformen vorgeschrieben worden, ohne dass Präzisierungen vorgenommen wurden. Es gibt kein einheitliches Konzept für die Einbettung berufsorientierender Inhalte in den Lehrplan" (ebd., S. 521). Gefordert wird daher Berufsorientierung „als eine umfassende Schulentwicklungsaufgabe unter der Federführung der Schulleitung" sowie „der Aufbau bzw. die Weiterentwicklung regionaler Netzwerke" unter Beteiligung der Schulen, der Eltern, Arbeitsagenturen, Kammern, Unternehmen und anderer an der Berufsorientierung beteiligter Partner (Schröder 2012, S. 15). Zwar „mangelt es nicht an Initiativen und Programmen (...) Es fehlt aber noch an einem Monitoring und einer wirksamen Qualitätssicherung der Berufsorientierung, und es fehlt an der notwendigen Breite" (Severing 2011, S. 11).

Aus diesen Defiziten resultiert notwendigerweise eine beträchtliche Varianz, was Qualität und Quantität der Berufsorientierung und Übergangsplanung an einzelnen Schulen und Klassen betrifft. Die Rolle der Lehrer als „wichtige Ratgeber bei Fragen der beruflichen Zukunft" variiert an den Schulen beträchtlich (z.B. Schulz 2009, S. 47). Die Jugendlichen haben offenbar recht unterschiedliche Chancen, im Rahmen des Schulunterrichts mit berufswahlrelevanten Informationen versorgt zu werden. Dieses Gefälle gilt für alle Schultypen.

Mit anderen Worten: Lehrkräfte können eine wichtige Rolle spielen bei der beruflichen Orientierung von Jugendlichen und mithin bei der Aufklärung über die Chancen einer Ausbildung im dualen System, aber dieses Potenzial wird nicht durchgängig ausgeschöpft. Es scheint erstaunlicherweise in erheblichem Umfang ins Belieben der Schulen und der Lehrkräfte gestellt zu sein, ob sie die Rolle „als wichtige Ratgeber bei Fragen der beruflichen Zukunft" wahrnehmen oder nicht. Diese Befunde bestätigen die Vermutung, dass die generelle Benachteiligung des Sektors der beruflichen Bildung auch auf „die Vernachlässigung der Berufsvorbereitung in der Pflichtschule" zurückzuführen sei (Rothe 2011, S. 163). Die Berufsvorbereitung, vor allem die Sicherstellung der Ausbildungsreife, verlagere sich zunehmend von der Sekundarstufe I in das Übergangssystem (ebd.).

Studienberechtigte - Auch Schüler/innen der gymnasialen Oberstufen sind erstaunlich häufig schlecht informiert über die verschiedenen infrage kommenden Studien- und Ausbildungsmöglichkeiten (Lörz et al. 2011, S. 13ff.). Ein halbes Jahr vor Schulabschluss

fühlen sich zwei Drittel unzureichend (28 Prozent) oder allenfalls mittelmäßig (39 Prozent) informiert (ebd., S. 14 f.). Die Hochschulreife hat zwar den großen Vorteil, dass sie viele Optionen der nachschulischen Werdegangsplatzierung offen lässt. Das hat allerdings auch zur Folge, dass aufgrund der vielfältigen Möglichkeiten der Entscheidungsfindungsprozess besonders zeitaufwändig und komplex ist. Für Studienberechtigte zählt daher „die schwer überschaubare Zahl der Möglichkeiten" – neben der „schwer absehbaren Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt" – zu den größten Schwierigkeiten bei der Wahl des nachschulischen Werdegangs (ebd., S. 19). Ein spezielles Problem für diese Gruppe stellen ferner die Zugangsbeschränkungen in dem angestrebten Studienfach dar.

Was die Rolle der Schulen betrifft, so wird die Fähigkeit der Lehrer/innen zur Vermittlung von Studien- und Berufswahlkompetenz auch von künftigen Abiturientinnen und Abiturienten sehr kritisch bewertet: Über zwei Drittel beziehen zwar Lehrer/innen in den Berufs- bzw. Studienorientierungsprozess ein, aber nur 17 Prozent derjenigen, die dies taten, fanden dort kompetente Hilfe (Heine et al. 2010, S. 29) (siehe Tab. 2). Damit fällt der Ertrag der durchaus nachgefragten Unterstützung durch Schullehrer/innen sehr schlecht aus, vor allem im Vergleich zum Nutzen, den Gespräche mit Eltern, Verwandten, Freunden, Studierenden oder Auszubildenden haben. Dieses Defizit wird in mehreren Studien bestätigt (z.B. Hany/Driesel-Lange 2006).

Da der Schulunterricht von Gymnasiastinnen und Gymnasiasten kaum als relevant für die Berufs- und Studienwahl eingeschätzt wird und deren schulische Berufsorientierung „deutlich verbesserungswürdig im Hinblick auf die Festigung der Erfahrung für das eigene Selbstkonzept erscheint" (Kracke 2006, S. 547), wird eine „stärkere Reflexion berufsorientierender Erfahrungen im Unterricht sowie die Thematisierung der Bedeutung fachlicher Inhalte für Beruf und Studium" angemahnt (ebd.).

Praktika – Während der Schulzeit werden vor allem in Schulen, die nicht zur Hochschulreife führen, in aller Regel als Pflichtbestandteil des Curriculums auch Betriebspraktika absolviert, die sich häufig als außerordentlich hilfreich bei der Berufswahlentscheidung erweisen (Hille et al. 2011, S. 14). Studien kommen sogar zum Ergebnis, dass das Betriebspraktikum von den Jugendlichen als „bekannteste, am meisten genutzte und hilfreichste Informationsquelle" gewertet wird (Puhlmann et al. 2011, S. 10). Auch bei Studienberechtigten mit Studienabsicht hat das Absolvieren eines Praktikums häufig zur Entscheidungsfindung beigetragen (Heine et al. 2010, S. 4). Praktika zählen somit zu den „adäquaten Vorfeldmaßnahmen und Unterstützungsinstrumenten" für Jugendliche am Übergang Schule – Beruf (Tillmann 2007, S. 68).

Bezogen auf die Rolle der Schule als Orientierungsinstanz kann insgesamt festgehalten werden, dass die Vernachlässigung der Berufsvorbereitung und -orientierung an vielen allgemeinbildenden Schulen – von der Hauptschule bis zum Gymnasium – vor allem deswegen bedenklich ist, weil die Pflichtschule letztlich die einzige Möglichkeit bietet, Informationen über die berufliche Bildung gezielt, systematisch und ohne Streuverluste *allen* Jugendlichen zu vermitteln. Nach dem Ende der Schulpflicht gibt es zu keinem Zeitpunkt Instanzen, die die Möglichkeit bieten, die Jugendlichen in ihrer Gesamtheit anzusprechen und zu erreichen, und die Wirksamkeit entsprechender Informationsangebote und -kampagnen hängt dann stark von der recht unterschiedlich ausgeprägten Informationsbereitschaft der Jugendlichen und vom ebenso unterschiedlich ausgeprägten Informationsstand ihres sozialen Umfeldes ab. Mithin ergeben sich große Streuverluste und ein starkes Gefälle, was den Informationsstand betrifft. Diese Zusammenhänge gelten prinzipiell auch für Informationsangebote, die sich an Eltern richten. Nach dem Ende der Schulpflicht kommen entsprechende Informationsangebote sowohl für die Jugendlichen als auch für deren

Tab. 2: Nutzung und Ertrag von Informationsquellen der Studien- und Ausbildungswahl von Studienberechtigten: Persönliches Umfeld*

Medium	Nutzung	davon: Nutzung hilfreich	
		ja	nein
Eltern/Verwandte	91%	48%	52%
Freunde	90%	42%	58%
Studierende/Auszubildende	79%	46%	54%
Schullehrer/innen	69%	17%	83%

*Quelle: Heine et al. 2010, S. 29.

Eltern häufig zu spät. Da Familienangehörige (insbesondere die Eltern) über alle Milieus und Leistungsniveaus hinweg von den Jugendlichen häufig zu Rate gezogen, wenn es um die Planung des nachschulischen Werdegangs geht, erscheint es angebracht, auch dieser Zielgruppe einschlägige Informationsangebote in adäquater Form zu machen.

1.1.3. Einfluss von Peers im Rahmen von Berufswahlprozessen

Peers stellen wichtige Akteure des sozialen Nahraums dar, wobei sie – unabhängig von steuernder Einflussnahme der Erwachsenenwelt – eine geschützte Sphäre der Eigensozialisation bilden. Bezogen auf berufliche Orientierungs- und Entscheidungsprozesse gehen von ihnen einerseits unterstützende Einflüsse aus, beispielsweise, indem sie die Rolle von Türöffnern, Ratgebern, Motivatoren, Tandempartnern in ähnlicher Situation oder auch Bezugspersonen für einen emotionalen Rückhalt einnehmen (Gaupp 2013). Auf der anderen Seite sind sie im Hinblick auf die berufliche Entwicklung von Jugendlichen auch die Quelle von demotivierenden Einflüssen oder verschließen ihnen sogar bestimmte Möglichkeiten, etwa wenn engagierte Lerneinstellungen von gleichaltrigen Mitschülerinnen und Mitschülern negativ sanktioniert werden (ebd., Beierle 2013 sowie Mögling et al. 2012). In jedem Fall stellen Peers eine bedeutsame Referenzgruppe des sozialen Vergleichs in Bezug auf die eigene berufliche Aspiration dar. Hierbei besteht in der Unmittelbarkeit an Informationen, Einblicken und Erfahrungen für die Jugendlichen ein zentraler Qualitätsaspekt berufswahlbezogener Ansprechpersonen. So werden von Peers wesentliche Bedürfnisse an Vertrauenswürdigkeit, Relevanz, Authentizität sowie an Interaktivität der Informationsquellen eingelöst. Dennoch bleibt die von ihnen erreichte Breite des Informationshintergrunds – ein weiteres Nützlichkeitskriterium – angesichts des begrenzten Wissens- und Erfahrungsrepertoires hinter derjenigen von professionellen Akteuren im Handlungsfeld beruflicher Orientierung zurück (Beierle 2013).

Insgesamt muss der Einfluss von Peers auf die berufliche Orientierung als eher diffus angesehen werden, wobei zu Anfang des Berufsorientierungsprozesses durchaus ein Austausch über berufliche Optionen und Pläne stattfindet. Gleichzeitig gibt es jedoch Hinweise darauf, dass das Berufswahlthema in der Kommunikation unter Jugendlichen in einem frühen Stadium des Orientierungsprozesses eher negativ besetzt ist, da eine Auseinandersetzung damit häufig von Pädagoginnen und Pädagogen initiiert wird. Somit wird es vorrangig der erwachsenenbestimmten schulischen Welt zugerechnet – etwa in Gleichsetzung mit einem unterrichtsvermittelten Lernfeld – und die Vorstellung, sich damit im engeren Freundes- und Bekanntenkreis zu befassen, daher als unangemessen angesehen. In späteren Abschnitten des Berufswahlprozesses hingegen spielen Peers eine zunehmend bedeutsame Rolle, gerade hinsichtlich ihrer Unterstützungspotenziale, indem sie vielfach bei der Bewältigung gemeinsamer bildungsbiografischer Barrieren motivierend Einfluss nehmen. Die kontinuierlich stattfindenden Vergleichsprozesse treten zudem eher unbewusst auf. Bezeichnend für die berufswahlbezogene Interaktion mit Peers ist, dass die Initiative dazu im Gegensatz zu den informellen Bezugspersonen im Erwachsenenalter – wie z.B. mit Eltern oder Großeltern – hier vorrangig von den Jugendlichen als Ratsuchenden selbst ausgeht (Beierle 2013).

1.2. Berufswahl

1.2.1. Theorien der Berufswahl

Zu den Prozessen der Berufswahl besteht eine Vielzahl theoretischer Zugänge. Zur Auswahl stehen beispielsweise kongruenztheoretische Ansätze, entwicklungstheoretische Entwürfe, lerntheoretische Vorstellungen, entscheidungstheoretische und allokationstheoretische Konzepte sowie integrative Modelle. Andere Autoren unterscheiden zwischen differenzial-, motivations-, entwicklungspsychologischen sowie entscheidungs- und lerntheoretischen Ansätzen (Bäumer 2005, S. 8ff.). Die Vielzahl der Ansätze veranschaulicht die Bedeutung der „Berufswahlforschung“ und trägt dem gesellschaftlichen Stellenwert solcher Prozesse Rechnung. Denn die einmal getroffene Berufswahl hat in der Regel langfristige und nicht selten lebenslange Konsequenzen, und der Beruf erfüllt eine wichtige identitätsstiftende und sozialintegrative Funktion, wobei die berufliche Erwerbstätigkeit gleichsam das Ausmaß an materieller Sicherheit wesentlich mitbestimmt und mehr oder weniger soziale Anerkennung vermittelt.

Die diversen Erklärungsmodelle versuchen durchgängig, im komplexen Prozess der Berufswahl eine gewisse Logik, Struktur und Systematik (etwa in Gestalt von psychologischen Konstanten wie das Streben nach Bedürfnisbefriedigung) zu erkennen, wobei psychologische, soziale und ökonomische Faktoren unterschiedlich gewichtet und (im integrativen Modell) analytisch verknüpft werden. Dabei wird immer direkt oder auch indirekt der Frage nachgegangen, ob soziale Prozesse überwiegend das Resultat von Entscheidungen freier und mehr oder weniger rational agierender Individuen (oder Gruppen von Individuen) sind oder die Folge von äußeren „Zwängen“ und Umwelteinflüssen. Entsprechend werden in der Literatur drei theoretische Erklärungsansätze unterschieden (Müller 2009, S. 35f.):

- Individual- und entwicklungspsychologische Erklärungsmodelle: Motive, Ziele und Verlauf der beruflichen Orientierung sind das Resultat individueller Interessensorientierungen und der Ausprägung von Fähigkeiten, Bedürfnissen, Persönlichkeitsmerkmalen und Selbstkonzepten als Ergebnis der bisherigen Lernbiografie.
- Soziologische und sozialpsychologischen Erklärungsmodelle: Die Bildungsverläufe (und damit die Ergebnisse beruflicher Orientierung) erscheinen hier bereits stärker determiniert durch sozio-strukturelle Faktoren wie Geschlechtszugehörigkeit, soziale und ethnische Herkunft, Bildungsnähe und Sprachzugehörigkeit.
- Makrosoziologische Erklärungsmodelle: Das Berufsorientierungsverhalten orientiert sich überwiegend an äußeren Rahmenbedingungen, also etwa an Aspekten des Arbeitsmarktes und der Selektionspraktiken und Rekrutierungsstrategien der betrieblichen Institutionen. Der Einfluss des Individuums auf die Berufswahl wird als eher gering eingeschätzt.

Im Zentrum der theoretischen individual- und entwicklungspsychologischen Erklärungsansätze steht stets das freie Individuum als Träger autonomer Entscheidungen auf der Basis seiner Persönlichkeitsstruktur und -merkmale. Davon unterscheiden sich vor allem die allokationstheoretischen Konzepte, die den makrosoziologischen Erklärungsmodellen zuzuordnen sind. Sie definieren den Berufsfindungsprozess als einen Vorgang, der von gesellschaftlichen Zwängen und Notwendigkeiten bestimmt wird. Die Berufsfindung müsse deshalb als gesellschaftlich gesteuerte Zuweisung (Allokation) angesehen werden und nicht als freie Entscheidung (Müller 2009, S. 24f.).

Aus der Fülle der theoretischen Ansätze sollen hier die lerntheoretischen hervorgehoben werden. Das lerntheoretische Modell der Berufswahl geht davon aus, dass vom Individuum in der Auseinandersetzung mit der Umwelt Erfahrungen gemacht werden, die bei der Problembewältigung helfen. Damit gehen in dieses Modell sowohl individuelle Persönlichkeitsmerkmale wie Geschlecht, Intelligenz und Begabung, als auch Umweltmerkmale wie Familiensituation, wirtschaftliche Lage etc. ein. Es entwickelt sich eine Art dialektisches Verhältnis zwischen Individuum und Umwelt. „Als erfolgreich erkannte Strategien werden auf andere Situationen übertragen; die Lernerfahrungen werden generalisiert (...) Die Berufswähler lernen darüber hinaus aber auch, ihre persönlichen Bedürfnisse und Vorlieben zu erkennen sowie die eigenen Begabungen und Leistungen besser einzuschätzen; sie entwickeln dabei ein Bild von sich selbst: ein Selbstkonzept. Problemlösungskompetenz und Selbstkonzept beeinflussen die angestrebte Richtung des Berufswahlprozesses und seinen weiteren Verlauf und unterliegen selbst einem fortwährenden Wandel“ (Müller 2009, S. 22).

Der Terminus des *Selbstkonzepts* taucht auch in entwicklungstheoretischen Konzepten auf. Das Selbstkonzept als „kontinuierlicher Bestandteil der Persönlichkeit“ und „intradependentes, hierarchisch organisiertes Konstrukt“ erstreckt sich demnach auf „ineinander übergehenden von der situativen über bereichsspezifische Ebenen bis hin zu einer generellen Ebene, wobei die Konstitution des Selbst mit steigender Hierarchie stabiler würde“ (Tillmann 2007, S. 31). Die Berufswahl ist demnach Teil eines Persönlichkeitsentwicklungsprozesses, der wiederum als Versuch betrachtet wird, das Selbstkonzept mit der beruflichen Situation in Übereinstimmung zu bringen oder umgekehrt.

Vernünftigerweise sollte man davon ausgehen, dass in den Berufsorientierungs- und Berufswahlprozess sowohl individual- und entwicklungspsychologische als auch soziologische und sozialpsychologische sowie makrosoziologische Faktoren mit einfließen. Folgende Definition erscheint sinnvoll: „Grundsätzlich betrachten wir die berufliche Orientierung somit als aktiven und konstruktiven Prozess, der aus den Lernerfahrungen und Wahrnehmungen Jugendlicher hervorgeht und sich in einem unterschiedlich offenen Raum von Möglichkeiten abspielt“ (Müller 2009, S. 37f.). Dieser „moderate konstruktivische Ansatz“ berücksichtigt sowohl bisherige individuelle Lernerfahrungen (berufliches Selbstkonzept, schulisches und nicht schulisches Wissen und Können) einerseits und kontextuelle Faktoren wie Geschlecht, sozialen Status oder Ethnie und Sprache andererseits (ebd., S. 38). Diesem „sozio-kognitiven Modell der beruflichen Orientierung“ (ebd.) ist auch empirisch ein hohes Maß an allgemeiner, universaler Gültigkeit nachgewiesen worden.

1.2.2. Empirische Befunde

Nach entwicklungs- und lerntheoretischen Vorstellungen müsste sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vorhersehen lassen, welcher Jugendliche welchen beruflichen Weg wählt. Erweist sich jedoch schon die Gewichtung der diversen inneren und äußeren Faktoren als schwierig, so ist deren Operationalisierung und Messung noch schwieriger, da es sich um ein „hochkomplexes multidimensionales Phänomen an der Schnittstelle von Individuum und Gesellschaft“ handelt (Tillmann 2007, S. 5). Bereits auf der theoretischen Ebene wird gelegentlich vermutet, dass „in Berufswahlzusammenhängen zufälligen Begegnungen große Bedeutung zukommt“ (ebd., S. 11). Die Einflussgrößen bei der Berufswahl erscheinen als „unentwirrbares Handlungs-Widerfahrnis-Gemenge“

(ebd., S. 18), das sich einer systematischen Erforschung und Strukturierung widersetze. Die konkrete Berufswahl wird sogar „vollständig auf umgebende Bedingungen zurückgeführt, die sich außerhalb der Einflusssphäre des Individuums befinden“ (ebd., S. 19).

Der Versuch der „Modellierung von Einflüssen auf den Erfolg des zurückgelegten Berufsfindungsprozesses“ als „Ergebnis eines Berufswahlprozesses“ ist methodisch sehr anspruchsvoll. In den Sekundäranalysen zum DJI-Übergangspanel (Tillmann 2007) wird ein erfolgreicher Berufswahlprozess anhand der Variablen der Zufriedenheit mit den eigenen beruflichen Zukunftsperspektiven, der Erlangung eines Ausbildungsplatzes an sich sowie des Status´ des eingeschlagenen Ausbildungsberufs gemessen. Als unabhängige Variablen dienen personale Faktoren (Geschlecht, Verhältnis zu den Eltern), soziokulturelle Faktoren (sozialer Hintergrund, Migrationshintergrund) und ökonomische Faktoren (Jugendarbeitslosigkeit in der Region, Angebots-Nachfrage-Relation). Das Ergebnis des aufwändigen Prozedere ist jedoch eher ernüchternd: Auffällig ist die geringe Varianzaufklärung von ca. neun Prozent im Ausgangsmodell, die erweist, dass die wesentlichen Prädiktoren außerhalb der erhobenen Variablen liegen müssen. Dieser Befund stärkt kontingenztheoretische Perspektiven auf Berufswahlprozesse, welche dieselben als Resultat eines unentwirrbaren Gemenges aus entscheidungsbasierten Handlungen und kontextuellen Widerfahrnissen begreifen. Demnach müssen Berufswahlprozesse als überwiegend fremdbestimmte Entwicklungen angesehen werden. Vor diesem Hintergrund beschreibt der Begriff des „Berufsfindungsprozesses“ die Phänomene des Übergangsverlaufs treffender als der des „Berufswahlprozesses“ (Tillmann 2007, S. 65f.). Die empirischen Befunde sprechen dafür, dass die Jugendlichen (und nicht nur sie) „ihren Berufsverlauf für gestaltbarer halten als er tatsächlich ist“ (ebd., S. 67).

Belastbarere Daten liefert mit einer Ausgangsstichprobe von N=5.200 und einem speziell an der hier verfolgten Fragestellungen ausgerichteten methodischen Instrumentarium eine Untersuchung zu beruflichen Orientierungs- und Entscheidungsprozessen bei ausländischen und schweizerischen Jugendlichen (Müller 2009). Theoretische Grundlage ist hier das sozio-kognitive Gesamtmodell der beruflichen Orientierung. Das Modell basiert auf der sozio-kognitiven Berufskarrieretheorie (SCCT) und definiert als unabhängige endogene Variablen nicht-schulische Voraussetzungen (Intelligenz), schulische Voraussetzungen, Selbstwirksamkeitsvorstellungen (berufliches Selbstkonzept), Berufsziel/angestrebter Beruf (Berufswunsch), wahrgenommene beraterische Einflüsse und Hilfen von Berufsberaterinnen und -beratern, Lehrerinnen/Lehrern und Eltern sowie wahrgenommene Barrieren. Als exogene Variable, von denen *indirekte* Einflüsse auf das endogene Modell zu erwarten sind, dienen das Geschlecht und die ethnolinguistische Zugehörigkeit (Sprache). Die abhängige Variable des Modells ist der allozierte Beruf des Lehrlings, definiert durch dessen *Anspruchsniveau*, das berufliche *Prestige* und den *Verdienst*.

Hierbei traten folgende Ergebnisse zutage (Müller 2009, S. 308 ff): Das Niveau des allozierten Berufs kann bei allen Gruppen von Lehrlingen im Umfang von knapp 50 Prozent der Gesamtvarianz durch vier Variablen vorausgesagt werden: die individuellen schulischen Voraussetzungen, der Umfang nicht verbaler Intelligenz, das berufliche Selbstkonzept und das Berufsziel. Die beiden übrigen postulierten proximalen Variablen *Hilfen* und *Barrieren* üben nur einen geringen bzw. keinen signifikanten Einfluss auf das berufliche Anspruchsniveau des allozierten Berufs aus. Zusammenfassend wird festgehalten (ebd., S. 305ff.):

- Als zentrale Faktoren bei der beruflichen Allozierung wirken die leistungsmäßigen Faktoren *Schulische Voraussetzungen* und die *Intelligenzleistungen.* Die Allozierungen zu anspruchsvolleren und prestigeträchtigeren Berufen hängen in außerordentlich hohem Maße davon ab, ob der Jugendliche über einen Sekundarstufen-I-Abschluss mit erweiterten Ansprüchen (EA) verfügt. Die betriebliche Allozierung vollzieht sich zur Hauptsache anhand schulischer Leistungsvoraussetzungen. Diese dominieren die betriebsnahen formellen (z.B. Tests) und informellen Abklärungen (z.B. Schnupperlehre, Bewerbungsgespräch). *Der dominierende Faktor ist der Sek I-Abschluss.*

- Auf den ersten Blick erstaunlich ist das Ergebnis, dass die berufliche Orientierung nicht dem Einfluss der Kulturzugehörigkeit unterliegt, sondern von schulischen und nicht schulischen Voraussetzungen abhängig ist. Die weitgehende Unabhängigkeit des Modells und damit der beruflichen Orientierung von Einflüssen der distalen Variablen Gender, ethnolinguistische, sozioökonomische und bildungsmäßige Zugehörigkeit bestätigt sich auch im Hinblick auf die wahrgenommenen Barrieren und Hilfen.

Zu konstatieren bleibt die überragende Bedeutung der Schule bei der beruflichen Allokation. „Wer den Zugang zur Sekundarstufe I mit erweiterten Bildungsansprüchen nicht schafft, handelt sich denkbar schlechte Voraussetzungen für die berufliche Allozierung ein“ (Müller 2009, S. 356). Die Chancen, einen anspruchsvollen Beruf zu erlernen, stehen für eine/n Sekundarstufen-I-Absolventen/in mit grundlegenden Ansprüchen (Sek I GA) bei 13 Prozent, bei Jugendlichen mit einem erweiterten Sekundarstufen-Abschluss (Sek I EA) jedoch bei 59 Prozent und damit ca. 4,5-mal höher.

Interessant sind vor allem die Schlussfolgerungen aus diesem Befund. Die Feststellung, dass es sich bei der Auslesepraxis des schweizerischen Bildungssystems um eine „willkürliche Selektion" mit einer „starken prädiktiven Power" handele, die die „Zufallswahrscheinlichkeit einer richtigen beruflichen Allozierung lediglich um 20 Prozent" übertreffe (ebd., S. 352), sind teilweise auch auf das deutsche Schulsystem übertragbar, insbesondere auf die Bundesländer, die noch auf das dreigliedrige Schulsystem und somit auf eine frühe Selektion und entscheidende (weitgehend irreversible) Weichenstellung setzen, wodurch auch die künftigen Bildungs- und Berufschancen auf der Basis einer problematischen Auslesepraxis im Wesentlichen festgelegt werden. Die strukturelle Benachteiligung bei der beruflichen Allokation/Allozierung von Jugendlichen mit niedrigen Schulabschlüssen wird dadurch verstärkt, dass die Segmentation zwar zwischen den Schultypen weitgehend aufrechterhalten wurde, im Wettbewerb um Ausbildungsstellen jedoch nicht. „Heute konkurrieren Jugendliche mit unterschiedlicher Schulausbildung zum Teil um die gleichen Ausbildungsstellen. In diesem ungleichen Rennen sind die Hauptschüler die Verlierer (...) Die meisten Unternehmen bevorzugen die Absolventen mit höherer Schulbildung wegen ihrer besseren Ausgangsqualifikationen (...)" (Bosch 2010, S. 39f.).

Es gibt ferner den Versuch, den Entschlussakt *Berufswahl* empirisch als „Schichtenmodell" nachzuweisen (Bäumer 2005). Die diversen Schichten bestehen hierbei aus der

- Schicht der *Hintergrundvariablen* (besuchter Schultyp, Geschlecht, Alter, sozioökonomischer Status der Herkunftsfamilie),
- Schicht der *Lernerfahrungen,*
- Schicht der *Entscheidungsgrundlagen* (Selbstkonzepte, Berufskonzepte und Entscheidungsstile) und der
- Schicht der *Entscheidung*.

In dieses Erklärungsmodell der Berufswahl fließen ebenfalls sowohl individual- und entwicklungspsychologische als auch soziologische und sozialpsychologische sowie makrosoziologische Faktoren mit ein. Die entscheidende Variable für die berufliche und damit gesellschaftliche Allokation ist auch in dieser Studie der besuchte Schultyp. Die schulische Umwelt bildet einen Rahmen für die anstehende Entscheidungsaufgabe „Berufswahl" und schränkt diese auf gesellschaftlich vorgegebene und häufig bereits eingeschlagene Entwicklungswege ein. Die schulische Umwelt beeinflusst ferner den beruflichen Entwicklungsablauf, die Selbstkonzepte der Schülerinnen und Schüler, ihre Interessen oder Kompetenzüberzeugungen, ihre beruflichen Werte und Entscheidungsstile sowie die Lernerfahrungen: Mit steigendem Bildungsniveau nimmt der Anteil normativer Erfahrungen ab und im Gegenzug jener der nicht-normativen Erfahrungen zu. Auch die vertikale Berufsmobilität hängt maßgeblich von der schulischen Umwelt ab.

Demnach ist zu konstatieren: Der besuchte Schultyp und der daraus resultierende Schulabschluss beeinflussen und determinieren die berufliche Allokation und damit notwendigerweise die Art und Weise der künftigen Lebensführung insgesamt in entscheidendem Ausmaß. Nach der Grundschule werden die maßgeblichen Weichen gestellt und deswegen ist auch das Übergangsprozedere vom Primar- in den Sekundarbereich Gegenstand heftiger wissenschaftlicher und politischer Debatten und Kontroversen. „Schon am Übergang von der Grundschule zur Hauptschule sind Selektionseffekte erkennbar, die bildungsferne Schichten benachteiligen. Auch die IGLU-Studie kommt zu dem Schluss, dass in die Übergangsempfehlung der Lehrer/innen bei Kontrolle der Schulleistungen sozioökonomische Aspekte einfließen. Die hierbei als beobachtetes Entscheidungskriterium identifizierte Bildungsorientierung der Eltern ist aus Sicht einer zu wahrenden Chancengleichheit hoch problematisch" (Tillmann 2007, S. 41).

Diese Selektionseffekte führen zu einer systematischen Benachteiligung von Jugendlichen mit bestimmten Schulabschlüssen. Untersuchungen zeigen, dass von den Betrieben im Verlauf eines mehrstufigen Auswahlverfahrens bereits auf der ersten Stufe (Ausschreibung) durch die Formulierung der Mindestanforderungen ein Filter eingebaut wird, durch den Jugendliche mit Hauptschulabschluss bereits an dieser Stufe aussortiert werden (Protsch/Solga 2012). Auch innerhalb der zweiten und dritten Auswahlstufe (Einstellungstests, Vorstellungsgespräche) verhindern weitere diskriminierende Barrieren ein Weiterkommen der Hauptschüler/innen. Durch den hohen Wirkungsgrad des Selektionsfilters „Schulabschluss" auf der ersten Stufe wird eine Teilnahme der Hauptschüler/innen an den weiterführenden Einstellungstests und Vorstellungsgesprächen jedoch unwahrscheinlich (Protsch 2013, S. 194). Die entscheidende Rolle des Schulabschlusses und sein deterministischer Charakter werden in Deutschland noch dadurch verstärkt, dass das an das allgemeinbildende Schulsystem anschließende berufsbildende und akademische Bildungssystem, wie später gezeigt wird, wenig durchlässig ist. Die zu einem sehr frühen Zeitpunkt getroffenen Entscheidungen über den schulischen (und damit beruflichen und sozialen) Werdegang von Kindern und Jugendlichen sind somit häufig irreversibel.

1.2.3. Phasen des Berufswahlprozesses

Die Feststellung, dass der Berufswahlprozess bei Jugendlichen auf allen Leistungsniveaus in verschiedenen Phasen mit zunehmender Intensität abläuft, ist an sich nicht besonders originell. Unterschieden werden etwa in den entwicklungstheoretischen Ansätzen aufeinander aufbauende Phasen der *Exploration*, der *Kristallisation* und der *Spezifikation* (Bulmahn 2007, S. 21). Andere Modelle unterscheiden die Phasen diffuse Berufsorientierung, Konkretisierung des Berufswunsches, Suche nach einem Ausbildungsplatz, Konsolidierung der Berufswahl, Berufsausbildung und Eintritt ins Berufsleben (Wannack et al. S. 2ff.).

In diesem Zusammenhang soll auf eine Studie aufmerksam gemacht werden, die im Rahmen des BMBF-Programms „Perspektive Berufsabschluss" an einem Standort der Förderinitiative Regionales Übergangsmanagement erstellt wurde. Auf der Basis einer Befragung von Schülerinnen und Schülern an Berufskollegs wurde das so genannte *Phasenmodell* entwickelt, das zunächst interessante Ergebnisse liefert in Bezug auf die verschiedenen Phasen des Berufswahlprozesses. Darüber hinaus wird auch die Bedeutung der verschiedenen eher direkten oder eher indirekten Möglichkeiten der Informationsvermittlung für Jugendliche verschiedener Leistungsniveaus und aus verschiedenen eher bildungsnahen oder eher bildungsfernen Milieus in diesen verschiedenen Phasen verdeutlicht. Die Ergebnisse der Befragung sind in ein „Phasenmodell" eingeflossen, das den *privaten Bereich*, den *Nahbereich* und den öffentlichen Raum unterscheidet (Pelka 2010a und 2010b; Genrich/Pelka 2011). Das Suchverhalten der Jugendlichen nach Informationsangeboten im privaten Bereich, im Nahbereich oder im öffentlichen Raum hängt demnach vom Leistungs-, Informations- und Orientierungsstand der Jugendlichen ab. Jugendliche in einer frühen und noch unentschiedenen Phase der Berufsorientierung und/oder einem geringeren Leistungsniveau suchen primär *dialogische Angebote* mit individuellem Bezug zur eigenen Lebenswelt *im privaten und im Nahbereich*. Je sicherer Jugendliche in ihrer Berufswahl sind und je höher ihr Leistungsstand ist, desto offener sind sie für eher abstrakte Informationsangebote im „öffentlichen Raum". Das erklärt auch, warum vor allem Abiturientinnen und Abiturienten Informationsangebote im öffentlichen Raum des Internet nutzen (vgl. Abschnitt 3).

Das Phasenmodell belegt auch die quasi doppelte Benachteiligung von Jugendlichen aus so genannten bildungsfernen Milieus, denn diese Jugendlichen haben erstens einen vergleichsweise geringen Informations- und Orientierungsstand und zweitens wenig dialogische Angebote mit individuellem Bezug zur eigenen Lebenswelt im privaten und im Nahbereich, die sie eigentlich gerade wegen ihres geringen Informations- und Orientierungsstandes dringend bräuchten.

1.2.4. Wunsch- und Ausbildungsberuf

Es gab schon immer Berufe, die Jugendlichen besonders attraktiv erschienen. Typische Wunschberufe von Hauptschülerinnen sind Arzthelferin, Büro- oder Industriekauffrau, Friseurin und Kinder- und Krankenpflegerin. Bei Hauptschülern stehen die Berufe Mechatroniker/Systemelektroniker, Industriemechaniker, Elektroanlagenmonteur und Kfz-Mechatroniker hoch im Kurs. Bei beiden Geschlechtern beliebt ist der Beruf des/der Kaufmanns/-frau im Einzelhandel (Reißig et al. 2008b, S. 62).

Befragungen von Jugendlichen (und Erwachsenen) kommen regelmäßig zum Ergebnis, dass es eine große Übereinstimmung von Wunsch- und dem tatsächlich erlangten und ausgeübten (Ausbildungs)Beruf gibt (Friedrich 2009, S. 55 ff.; Bundesinstitut für Berufsbildung 2011, S. 92f.). Es ist jedoch davon auszugehen, dass ein zunächst nicht quantifizierbarer Teil der Jugendlichen – unabhängig sowohl von ihrem favorisierten als auch ihrem realisierten Beruf – zur Vermeidung kognitiver und emotionaler Dissonanzen im Nachhinein eine Konsistenz zwischen Wunsch- und Ausbildungsberuf konstruiert (Tillmann 2007, S. 62). Denn wenn es nach den Berufswünschen der Jugendlichen ginge, gäbe es in Deutschland einige hunderttausend Piloten und Tierpflegerinnen, die – da im Wunschberuf ausgebildet – zwar glücklich, aber arbeitslos wären. Tatsächlich werden jedoch Heizungsbauer, Gebäudereiniger und Fachkräfte für Systemgastronomie gesucht – und letztlich auch gefunden. Maßgeblich für die Berufseinmündung sind sowohl auf der individuellen als auch auf der gesamtwirtschaftlichen Ebene letztlich die Marktmechanismen von Angebot und Nachfrage. „Die Angebotslücke bei den Ausbildungsstellen führt dazu, dass Nachfrager stärker miteinander im Wettbewerb stehen. Dies hat eine zugunsten der Stellenanbieter verschobene Marktmacht zur Folge, die daher verstärkt Marktzutrittsschranken für Bewerber errichtet. Hauptschulabsolventen werden dadurch besonders ausgegrenzt" (Tillmann 2007, S. 45). Insofern ist der gesamte Bereich der Berufswahl, -einmündung, -ausbildung und -ausübung doch wohl eher dem „Reich der Notwendigkeiten" zuzuordnen als dem „Reich der Freiheit", denn im Laufe des Berufsfindungsprozesses findet eine fortwährende Anpassung der Berufsvorstellungen an die realen Gegebenheiten und Zwänge statt (Beicht 2012, S. 44). Das gilt insbesondere für Jugendliche mit vergleichsweise schlechten Berufseinmündungschancen wie etwa Jugendliche mit niedrigen Schulabschlüssen, mit Migrationshintergrund und schlechten Bildungsvoraussetzungen, die froh sein müssen, überhaupt irgend-

einen Ausbildungsplatz zu finden (Diewald/Hurrelmann 2012, S. 142). Jugendliche mit Hauptschulabschluss sind verstärkt auf Berufe angewiesen, deren Ausbildungsrahmenplan keine Zunahme „komplexerer kognitiver Lernziele" aufweisen, dafür aber eine geringere Beschäftigungssicherheit bieten (Protsch 2013, S. 20). Sie müssen sich zwangsläufig auf Segmente des Ausbildungsmarkts konzentrieren, die in punkto Ausbildungsbedingungen „als ungünstig und hinsichtlich der späteren Erwerbschancen als wenig aussichtsreich zu bezeichnen sind" (ebd., S. 185). Und was Jugendliche mit Migrationshintergrund betrifft, so ist deren Konzentration auf relativ wenige Ausbildungsberufe nicht das Resultat ihres geringeren Berufswahlspektrums und ihrer Konzentration auf wenige „Modeberufe", sondern nachweislich eine Folge signifikant schlechterer Erfolgschancen beim Übergang in Ausbildung (Beicht 2012, S. 48).

1.2.5. Übergänge ins Ausbildungssystem

Ob nun die endgültige Berufswahl das Ergebnis von Entscheidungen freier „Entscheidungssubjekte" auf der Basis von „Entscheidungsregeln" und mehr oder weniger rationaler Kalküle ist (wie es etwa entscheidungstheoretische Konzepte unterstellen) oder doch eher eines „Diktates" der Umwelt und des Marktes (wie die Empirie vermuten lässt) – am Ende steht in der Regel der Übergang vom schulischen ins Ausbildungs- und Berufssystem. Diese beiden Systeme unterscheiden sich grundlegend u.a. dadurch, dass es sich im einen Fall wegen der allgemeinen Schulpflicht quasi um eine Pflichtveranstaltung und -mitgliedschaft in einem staatlich kontrollierten und quasi geschützten System handelt, während zu einer Mitgliedschaft im Ausbildungs-, Berufs- und Arbeitssystem aus guten Gründen niemand gezwungen werden kann – jedenfalls nicht direkt. Und während das allgemeinbildende Schulsystem sich weitgehend unter der Kontrolle und Gestaltungshoheit des Staates (in Gestalt der Bundesländer) befindet, gelten in weiten Teilen des Ausbildungs- und Berufssystems die Regeln einer marktförmig organisierten Volkswirtschaft, nämlich Angebot und Nachfrage sowie Wettbewerb und Konkurrenz. Es manifestiert sich hier „die das deutsche Bildungssystem charakterisierende institutionelle Trennung von Bildung und Ausbildung als einerseits vordringlich öffentlich-staatliche und andererseits wirtschaftlich-private Veranstaltung" (Baethge 1970, S. 168). Das hat für die Mitglieder des Ausbildungs- und Berufssystems weitreichende Folgen, denn in diesem System gilt die Wahlfreiheit – freilich für beide Seiten (Anbieter von und Nachfrager nach Ausbildungsplätzen) eher mehr oder eher weniger.

Die Übergangsverläufe lassen sich anhand von Studien mit mehreren Erhebungszeitpunkten gut nachzeichnen und liefern hervorragende Planungsdaten für die Gestaltung des Übergangssystems insbesondere für die Kommunen. In unserem Zusammenhang interessieren vornehmlich die Übergänge ins duale System. Zu nennen wären insbesondere folgende Studien (Friedrich 2009):

- Die BIBB-Schulabgängerbefragungen;
- die BA/BIBB-Bewerberbefragungen;
- die BIBB-Übergangsstudie;
- die Lebensverlaufsstudie des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung;
- das Jugendpanel des Zentrums für Sozialforschung Halle;
- das Übergangspanel des DJI;
- die Jugendstudie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr;
- die Shell-Jugendstudie,
- die HIS-Studien.

Zudem führt das DJI in der Stadt München eine umfangreiche Übergangsstudie durch (Zimmermann et al. 2011). Im Rahmen der Förderinitiative „Regionales Übergangsmanagement" (RÜM) des BMBF sind ferner an etlichen Programmstandorten lokale und regionale Übergangsstudien – größtenteils als Panel angelegt – entstanden, u.a. in Leipzig (Mahl et al. 2011), im Hohenlohekreis (Bildungs-Forum-Hohenlohekreis 2010), in Fürstenwalde (Fürstenwalder Übergangsmanagement Schule-Beruf 2010), in Mülheim an der Ruhr (Sozialagentur Mülheim an der Ruhr 2010), in Kiel (Regionales Übergangsmanagement Kiel 2010) und in Stuttgart (Gaupp/Prein 2007; Gaupp et al. 2010). Ausführlich mit dem Übergangssystem beschäftigt hat sich in den letzten Jahren auch die Bertelsmann Stiftung (Bertelsmann Stiftung 2007 bis 2010).

Die Studien zeigen, dass eine duale Ausbildung für den Großteil der Schulabgänger/innen nach wie vor in Frage kommt, wobei in Bezug auf die Realisierungsabsichten (und vor allem die -chancen) der *Schulabschluss* die entscheidende erklärende Variable darstellt. In der Schulabgängerbefragung des BIBB 2006 äußerten insgesamt 57 Prozent der Schulabgänger/innen den Wunsch nach einer dualen Ausbildung. Dieser Wert ist erwartungsgemäß bei Hauptschulabsolventinnen und -absolventen mit 70 Prozent am höchsten und mit 23 Prozent bei angehenden Abiturientinnen und Abiturienten am niedrigsten. Die Werte für Abgänger/innen aus anderen Schularten (Realschulen etc.) liegen dazwischen (Friedrich 2009, S. 31). Das potenzielle Reservoir an Auszubildenden ist nach wie vor groß: Auch 2010 stellte für 51

Prozent der Schulabgänger/innen die duale Ausbildung eine Option dar (Bundesinstitut für Berufsbildung 2011, S. 84). Die differenzierte Betrachtung nach Schultypen zeigt – auf insgesamt etwas niedrigerem Niveau – dieselben Muster wie in den Vorjahren: Aus allgemeinbildenden Schulen äußern vor allem Abgänger/innen aus Hauptschulen (68 Prozent) und Realschulen (54 Prozent) den Wunsch nach einer betrieblichen Berufsausbildung. Für Studienberechtigte wurde ein Wert von 26 Prozent ermittelt (ebd.).

Die tatsächlichen Einmündungsquoten der Schulabgänger/innen ins duale System liegen jedoch beträchtlich niedriger, nämlich seit 2004 nahezu konstant bei rund 30 Prozent (Bundesinstitut für Berufsbildung 2011, S. 87). Die „Realisierungsquote" (also die Einmündungsquote in eine duale Berufsausbildung derjenigen Schulabgänger/innen, die sich für eine duale Ausbildung interessieren) liegt in den letzten Jahren relativ stabil bei gut 50 Prozent. Nach Einschätzung des BIBB stellt die so genannte „Einmündungsquote der ausbildungsinteressierten Jugendlichen" (EQI) eine Alternative zur rechnerischen Einmündungsquote dar. Bei der EQI wird die Zahl der neu abgeschlossenen Ausbildungsverträge zum 30.9. in Beziehung zu der Zahl aller institutionell erfassten ausbildungsinteressierten Personen gesetzt. Demnach ist für 2011 ein Anstieg der EQI auf 68,4 Prozent zu verzeichnen (2010: 66,3 Prozent) (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012, S. 13).

Den Wunsch „duale Ausbildung" können am ehesten junge Männer (60 Prozent) realisieren, Jugendliche in den neuen Ländern (61 Prozent), solche ohne Migrationshintergrund (60 Prozent), Absolventinnen und Absolventen mit mittlerem Bildungsabschluss (59 Prozent) oder (Fach)Hochschulreife (58 Prozent). Entsprechend ist die Realisierungsquote bei Frauen (47 Prozent), Jugendlichen in den alten Ländern (53 Prozent), bei Hauptschulabsolventinnen und -absolventen (49 Prozent) und vor allem bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund (37 Prozent) unterdurchschnittlich (ebd., S. 90). Daher gilt: „Nach wie vor besteht erheblicher Handlungsbedarf zur Verbesserung der Ausbildungschancen junger Menschen mit Migrationshintergrund", denn „auch bei gleichen schulischen Voraussetzungen sind die Chancen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund signifikant niedriger als bei Jugendlichen ohne Migrationshintergrund" (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012, S. 45f.). Die Chancenunterschiede sind auch nicht durch abweichende Berufspräferenzen zu erklären, sondern höchstwahrscheinlich auf „betriebliche Sortierlogiken" zurückzuführen (Bundesinstitut für Berufsbildung 2013a, S. 207).

Auch die Daten des DJI-Übergangspanels und der zahlreichen Übergangsstudien und -panels, die an verschiedenen Standorten der Förderinitiative Regionales Übergangsmanagement (RÜM) des BMBF durchgeführt wurden, zeigen übereinstimmend, dass im Vergleich zum geäußerten Interesse relativ wenige Jugendliche unmittelbar nach dem Verlassen des allgemeinbildenden Schulsystems direkt in eine duale Ausbildung einmünden. Stattdessen gibt es relativ viele Übergänge in die Oberstufen der Gymnasien und/oder Gesamtschulen und in die rein schulischen Bildungsgänge der Berufskollegs und -schulen als Bestandteile des inzwischen weit verzweigten Übergangssystems. Diese Befunde werden häufig dahingehend interpretiert, dass sich die soziale Integrationsfunktion der dualen Ausbildung und ihre Bedeutung als „Königsweg" in den letzten Jahren deutlich relativiert haben. Es wird eine „sinkende Integrationskraft" des dualen Systems konstatiert (Severing 2010). Denkbar sind jedoch auch andere Interpretationen. Der „Umweg" über das (schulische) Übergangssystem wird vor allem von Jugendlichen gewählt, die durch den Erwerb mittlerer und höherer Schulabschlüsse ihre Ausgangsbedingungen am Ausbildungsmarkt verbessern wollen, denn der besuchte Schultyp, die Schulabschlüsse und die Noten in den Kernfächern (vor allem in Mathematik) beeinflussen die Übergangschancen ins duale System und in besonders attraktive Berufe nachhaltig. Diese durchaus rationale Strategie der „Chancenoptimierung" verbessert nachweislich für einen Teil der Jugendlichen die Möglichkeit der Aufnahme einer Ausbildung (Reißig et al. 2008b, S. 80).

Ein mehr oder weniger freiwilliger Aufenthalt im Übergangssystem dient durchaus der Verlängerung und Verzögerung der Statuspassage. Ein sofortiger Übergang nach dem Schulabschluss Klasse 10 in eine berufliche Ausbildung (also mit etwa 16/17 Jahren) erscheint vielen Jugendlichen heute als zu früh (Bundesinstitut für Berufsbildung 2011, S. 85.).

Die demografische Entwicklung verschärft den Wettbewerb um die Schulabgänger und Schulabgängerinnen und stärkt deren Marktposition und Auswahlmöglichkeiten. Die Zahl junger Menschen im Übergangsbereich ist entsprechend deutlich rückläufig. Verglichen mit 2005 sank die Zahl der Einmündungen in den Übergangsbereich 2011 um 123.353 Jugendliche beziehungsweise um 29,5 Prozent. Gegenüber dem Vorjahr konnte ein Rückgang um 5.719 beziehungsweise acht Prozent erreicht werden. Mit insgesamt 294.294 ist die Zahl der jungen Menschen im Übergangsbereich aber immer noch hoch (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012, S. 34).

Das Missverhältnis zwischen dem nach wie vor verbreiteten Wunsch nach einer dualen Ausbildung und den relativ geringen Chancen einer Realisierung dieses Wunsches zeigt, dass die Befürchtungen, die

duale Ausbildung könne an Attraktivität verloren haben, weitgehend unbegründet sind. „Die Affinität zum dualen System der Berufsausbildung ist somit weiterhin als sehr hoch einzuschätzen (...) Besonders geringe Übergangsquoten hatten in allen drei Befragungsjahren Jugendliche mit Migrationshintergrund (...) Stark von unterdurchschnittlichen Übergangsquoten betroffen sind Schulabgänger und Schulabgängerinnen, die mit einem Hauptschulabschluss die Schule verlassen haben. Für diese Gruppe ist festzuhalten, dass sie in mehrfacher Hinsicht einen schlechteren Einstieg in das Berufsleben finden: Sie haben erstens kaum Alternativen zu einer dualen Berufsausbildung, weil ihnen die Zugangsvoraussetzungen zu anderen Ausbildungsgängen fehlen. Zweitens bekommen sie in geringerem Maße eine betriebliche Ausbildungsstelle als Jugendliche mit mittlerem Schulabschluss. Drittens erlernen sie – wenn sie einen Ausbildungsplatz erhalten haben – häufiger Produktionsberufe, die einem höheren Arbeitslosigkeitsrisiko unterliegen. Viertens werden sie häufiger ersatzweise in außerbetrieblichen oder schulischen Einrichtungen in einem Ausbildungsberuf nach BBiG/HwO ausgebildet“ (Friedrich 2009, S. 83ff.),

Die Befunde stehen andererseits auch nicht im Widerspruch zur Tatsache, dass einige Branchen und Berufe tatsächlich Rekrutierungsprobleme haben, die in erster Linie auf eine mangelnde Attraktivität eben dieser Branchen und Berufe zurückzuführen sind (vgl. Abschnitt 2.3). Vor allem in Westdeutschland sind es gerade *betriebsspezifische* Merkmale, die über Erfolg oder Misserfolg bei der Suche nach Auszubildenden entscheiden (Troltsch et al. 2012, S. 6). Der demografische Wandel und der Strukturwandel unter den Schulabsolventinnen und -absolventen werden sich auch künftig nicht betriebsneutral auswirken. Rekrutierungsprobleme werden vor allem Handwerksbetriebe und Klein- und Kleinstbetriebe haben sowie Betriebe mit Ausbildungsplatzangeboten, die von den Jugendlichen wegen der schlechten Ausbildungsbedingungen (vgl. Abschnitt 2.3.2) nicht ausreichend nachgefragt werden.

Studienberechtigte

Das Abitur hat den großen Vorteil, dass es mit der Studienberechtigung eine Vielzahl an Optionen ermöglicht. Die Option Studium wird denn auch folgerichtig von der großen Mehrheit der Studienberechtigten realisiert. Für einen mehr oder weniger konstanten Anteil der Studienberechtigten gilt eine duale Ausbildung im letzten Schuljahr immerhin als Option. Die Schulabgängerbefragung des BIBB ermittelte 2006 eine Berufsausbildungsneigung bei Abgängerinnen und Abgängern aus Gymnasien von 23 Prozent (Friedrich 2009, S. 31). Dieser Anteil ist seither weitgehend konstant geblieben. Andere Studien kommen – je nach Fragestellung und Art und Zeitpunkt der Messung – zu ähnlichen Werten. Die entscheidende Variable ist dabei auch bei Jugendlichen mit Fachhochschul- und Hochschulreife die Abschlussnote: Schlechtere Schulnoten erhöhen die Nachfrage nach einer betrieblichen Berufsausbildung beträchtlich (Beicht et al. 2008, S. 132f.).

Etwa jede/r zweite Abgänger/in aus Gymnasien mit Berufswunsch duale Ausbildung realisiert diese Option. Je näher die Studien- oder Berufswahlentscheidung rückt, desto mehr Jugendliche entfernen sich von der Option Berufsausbildung. Frauen ziehen korrespondierend zu ihrer geringeren Studienneigung häufiger eine Berufsausbildung in Betracht. Eine überdurchschnittlich hohe Berufsausbildungsneigung haben ferner Schüler/innen beruflicher Schulen und aus „hochschulfernen“ Familien (Lörz et al. 2011, S. 63f.). Tatsächlich liegt diese Übergangsquote der Studienberechtigten ins duale System je nach Berechnungsart und Messzeitpunkt ziemlich konstant bei etwa 15 bis 18 Prozent. Im Zeitverlauf ist ein leichter Anstieg zu verzeichnen. Der Anteil der Studienberechtigten an den Neuabschlüssen lag 1993 noch bei 14 Prozent (Bundesinstitut für Berufsbildung 2010, S. 160).

Zwar sind in den letzten 30 Jahren die Studienberechtigten-Quoten der Schüler/innen aus „bildungsfernen“ Elternhäusern kontinuierlich angestiegen. Trotzdem besteht beim Zugang zur Studienberechtigung nach wie vor ein hohes Ausmaß an sozialer Ungleichheit (Schindler 2012, S. 3). Effekte sozialer Ungleichheit zeigen sich auch beim Bildungsübergang *nach* dem Erwerb der Hochschulreife: Schüler/innen aus „bildungsfernen“ Elternhäusern neigen eher der Berufsausbildung zu, während der Studienwunsch bei Schülerinnen und Schülern aus gebildeten Elternhäusern die Norm ist (ebd., S. 5).

Im Ausbildungsjahr 2009 haben rund 112.000 junge Menschen mit Fachhochschul- oder Hochschulreife eine Berufsausbildung im dualen System begonnen. Damit stellen Hochschulzugangsberechtigte ein Fünftel der neu geschlossenen dualen Ausbildungsverträge des Jahres 2009. Es gibt darüber hinaus eine kleine Gruppe von Studienberechtigten, die eine *Doppelqualifikation* – also ein Studium *und* eine Berufsausbildung – realisieren. Die Entscheidung, an das Studium eine Berufsausbildung anzuhängen, reift jedoch häufig erst während des Studiums – und umgekehrt. Zu unterscheiden sind Studierende, die bereits vor dem Schulbesuch zum Erwerb der Fachhochschul- oder Hochschulreife eine nicht akademische Berufsausbildung absolviert haben (sog. zweiter Bildungsweg). Andererseits gibt es die Gruppe, die erst nach dem Erwerb der Hochschulreife/Fachhochschulreife eine nicht akademische Berufsausbildung aufgenommen und abgeschlossen hat. Ein Nachteil dieser Doppelqualifizierung ist die Dauer des

gesamten Bildungsprozesses, indem die Aufnahme des Studiums sich durch die Ausbildung um durchschnittlich 54 Monate verzögert.

Das steigende Angebot an akademisch ausgebildeten jungen Berufseinsteigern hat allerdings auch Auswirkungen auf andere Nachfrager nach Ausbildungsstellen, nämlich „die Verdrängung der Jugendlichen mit niedrigeren Schulabschlüssen von den attraktiven Ausbildungsstellen und somit die Verschlechterung deren Berufswahlmöglichkeiten und Beschäftigungsperspektiven" (Dobischat et al. 2008, S. 48).

Die Motive der Gruppe junger Erwachsener mit Doppelqualifikation sind wenig erforscht. Was die Motive der so genannten „Studienverzichter" insgesamt betrifft, so ist die Aussage: „Den Ausbildungsschritt ‚betriebliche Ausbildung' begründen die jungen Leute in einer Lehre in erster Linie mit persönlichen und fachlichen Interessen sowie der Übereinstimmung mit Eignung und Neigung" (Bundesinstitut für Berufsbildung 2010, S. 164) wenig erhellend. Unter den (vorgegebenen) Gründen für die Ausbildungswahl rangieren die üblichen an prominenter Stelle: Wunsch nach sicherer beruflicher Zukunft und finanzieller Unabhängigkeit. Auffallend ist allerdings, dass auf der Skale der Gründe für die Ausbildungswahl die Motive „in leitende Positionen zu gelangen" und „einen hohen sozialen Status erreichen" ganz unten rangieren (Bundesinstitut für Berufsbildung 2011, S. 164). Bei den „Studienverzichtern" überwiegen offenbar die (eher mit einer Berufsausbildung verbundenen) Aspekte der *Planungssicherheit* und der *finanziellen Absicherung* die (eher mit einem Studium verbundenen) Aussichten auf den Zugang zu den „ertragreichen Positionen im Gesellschaftsgefüge" (Schindler 2012, S. 24). Dazu passt der Befund, dass den „Studienverzichtern" offenbar häufig die notwendigen finanziellen Voraussetzungen für ein Studium fehlen. Die Studiengebühren übersteigen ihre finanziellen Möglichkeiten, und so müssten sie Kredite zur Ausbildungsfinanzierung aufnehmen. Der geringe Praxisbezug fällt dagegen als Argument gegen ein Hochschulstudium kaum ins Gewicht (ebd., S. 164f.). Es scheint sich also vor allem um ök*onomische* Gründe zu handeln, die Studienberechtigte zur Aufnahme einer dualen Ausbildung bewegen.

In den kommenden Jahren wird der Anteil der Schulabgänger/innen mit Studienberechtigung weiter zunehmen. Damit steigt auch der Anteil der Jugendlichen, die die attraktivere Option Studium wahrnehmen können und werden. Absolut gesehen ist jedoch ein Rückgang der Jugendlichen mit und ohne Studienberechtigung vorgezeichnet, denn bis 2030 wird die Altersgruppe junger Menschen zwischen 17 und 25 Jahren um rund ein Fünftel schrumpfen (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009).

In Bezug auf die Übergänge in die duale Ausbildung lässt sich zusammenfassend festhalten, dass die künftige Entwicklung maßgeblich durch die demografische Dynamik (absoluter Rückgang der Schulabgänger/innen) einerseits und die relative Zunahme von Studienberechtigten andererseits gekennzeichnet ist. Von dieser Entwicklung profitieren vor allem Betriebe mit so genannten „wissensintensiven" Ausbildungsberufen. Im Zuge dieser Entwicklung wird andererseits für das duale Ausbildungssystem die Gruppe der Jugendlichen immer bedeutsamer, die infolge sozialer Benachteiligungen einer spezifischen Förderung bedürfen. „Diese Gruppe von Jugendlichen ist insofern besonders interessant, als dass sie den großen Kern der ‚stillen Reserve' ausmacht, die zur Linderung des künftigen Mangels an Nachwuchsfachkräften zur Verfügung steht" (Ulrich et al. 2012, S. 22). Was die Nachfrage nach einer Ausbildung im dualen System betrifft, gibt es also ein bislang nicht ausgeschöpftes Potenzial, dessen Identifizierung und Nutzung auch vom Bundesministerium für Bildung und Forschung angemahnt wird (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012, S. 24). Vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung „muss es gelingen, die Begabungspotenziale auf allen Ebenen des Bildungssystems auszuschöpfen. Von diesem Ziel sind wir heute in Deutschland weit entfernt" (Severing 2011, S. 11). Gleichzeitig kann von einem Verkümmern des dualen Ausbildungssystems zu einem System der „Restversorgung" (HWK Cottbus 2007) keine Rede sein, und auch nicht von einem Attraktivitätsverlust der dualen Ausbildung, jedenfalls nicht aus Sicht der Jugendlichen. Ein Teil der Jugendlichen bleibt diesem System zwar fern, allerdings aus unterschiedlichen Gründen. Salopp gesagt: Die einen dürfen nicht, die anderen wollen nicht. Einem Großteil der Hauptschulabsolventinnen und -absolventen, die in das duale System einmünden wollen, bleibt (mangels „Ausbildungsreife") der Zugang verwehrt. Der drohende Fachkräftemangel führt nach Meinung der Experten jedoch nicht dazu, dass Unternehmen ihre Anforderungen an Schulabsolventen und potenzielle Auszubildende senken werden (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009, S. 52). Ein Umdenken seitens der Wirtschaft wird daher von vielen Expertinnen und Experten als notwendig angesehen, denn insbesondere „der zeitweilige oder dauerhafte Ausschluss von Hauptschüler/innen (und in geringerem Ausmaß auch von Realschüler/innen) von der vollqualifizierenden Ausbildung steht im Widerspruch zu dem von Seiten der Politik und der Wirtschaft bereits angemahnten Fachkräftemangel, den die demografische Alterung mit sich zu bringen droht" (Protsch 2012, S. 185). In diesem Zusammenhang wird zudem betont: „Gerade wenn kommende Jahrgänge von Ausbildungsaspiranten weitgehend vom Ausbildungsstellenmarkt absorbiert werden sollten, wird es notwendig sein, die

berufliche Integration derjenigen besonders zu sichern, die heute von den Unternehmen unter Inkaufnahme offener Ausbildungsplätze nicht angenommen werden“ (Severing 2011, S. 10). Als Strategie gegen den drohenden Fachkräftemangel wird folgerichtig empfohlen, die niedrig Qualifizierten höher zu qualifizieren und größere Anstrengungen zu unternehmen, die duale Ausbildung attraktiver zu gestalten (Bremser et al. 2012, S. 15). Die Studienberechtigten wiederum, denen durchgängig der Zutritt zum dualen System offen steht, entscheiden sich größtenteils für ein Studium. Das gilt auch für einen Teil der Studienberechtigten, für die eine duale Ausbildung zunächst eine Option darstellt. Es gibt allerdings nach wie vor einen stabilen Anteil von Studienberechtigten, die sich (häufig aus ökonomischen Gründen) für eine duale Ausbildung entscheiden. Ferner gibt es eine kleine Gruppe von Studienberechtigten mit Doppelqualifikation.

2. Attraktivität der dualen Ausbildung

2.1. Systemische Gründe für die nachlassende Attraktivität der dualen Ausbildung

Es wurde bereits festgestellt, dass die Affinität der Jugendlichen zum dualen System der Berufsausbildung weiterhin als sehr hoch einzuschätzen ist. Von einer „nachlassenden Attraktivität" ist von dieser Seite wenig zu bemerken. „Die Kernidee des dualen Systems, die möglichst enge Verzahnung von Lernprozessen anhand von realen und zunehmend selbständig zu bewältigenden Arbeitsaufgaben, besitzt somit auch aus der Perspektive heutiger Auszubildender eine große Anziehungskraft" (Krewerth/Beicht 2011, S. 238).

Gerade weil die duale Ausbildung fraglos ein zentrales Fundament für die hohe Produktivität der deutschen Wirtschaft darstellt, gibt es gute Gründe dafür, eventuellen Gefahren frühzeitig zu begegnen. Für die (angeblich) nachlassende Attraktivität der dualen Ausbildung werden in der Literatur zunächst systemische Gründe genannt. Als „Schwachpunkte" werden u.a. identifiziert (Rothe 2011, S. 162):

- die alleinige Verantwortung der Ausbildungsbetriebe im Dualsystem und deren Überforderung,
- die nicht mehr zeitgemäße Orientierung am Modell der Lebensberufe und die Vernachlässigung des Konzepts des lebenslangen Lernens, das eine größere Durchlässigkeit des berufsbildenden und akademischen Systems voraussetzt.

Alleinige Verantwortung der Ausbildungsbetriebe im Dualsystem

Aus der alleinigen Verantwortung der Ausbildungsbetriebe resultiert nachweislich ein großes Gefälle, in Hinblick auf die Qualität der Ausbildung in bestimmten Branchen und Berufen (vgl. Abschnitt 2.3.2). Wenn die duale Ausbildung im Wettbewerb verlieren sollte, wie es in einem Szenario des BMBF durchgespielt wird, dann auch deswegen, weil sich die Unternehmen mehr und mehr aus der beruflichen Ausbildung zurückziehen und die Qualität der dualen Ausbildung nachlässt (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009, S. 9).

Es spricht alles dafür, dass die berufliche Ausbildung auch künftig eine überwiegend „wirtschaftlich-private Veranstaltung" bleiben wird. Die Forderung von Bildungspolitikern nach einer Aufwertung schulischer Ausbildungsformen wird gekontert mit der Forderung nach einer „Rücknahme schulischer Formen der Berufsausbildung und -vorbereitung zugunsten einer höheren Ausschöpfung der Ausbildungspotenziale der Wirtschaft" (Bertelsmann Stiftung 2007b, S. 116). Damit obliegt aber auch in erster Linie der Wirtschaft die Verantwortung für die Qualität der Berufsausbildung und damit auch für die Sicherstellung der Nachfrage nach einer Ausbildung im dualen System. Dieser Verantwortung werden jedoch immer weniger Betriebe gerecht, denn die Zahl der Ausbildungsbetriebe ist seit Jahren rückläufig (Öchsner 2012; Lehmann/Biskup 2011, S. 160).

Trennung von Allgemein- und Berufsbildung und Geringschätzung der beruflichen Bildung

Die einzelbetriebliche Dominanz bei der Berufsausbildung, die für deren großes Qualitätsgefälle mit verantwortlich gemacht wird, hat auch mit einem weiteren systemischen „Schwachpunkt" zu tun, nämlich mit einer grundsätzlichen „Geringschätzung der beruflichen Bildung" speziell in Deutschland (Rothe 2011), die wiederum historische Gründe hat, und zwar die „Übertragung der Zuständigkeit für die Ausbildung von den Kultusbehörden der Länder an die Kammern der Wirtschaft" im Jahr 1900 (ebd.). Mit dieser Entscheidung wurde die berufliche Bildung aus dem staatlichen Bildungssystem ausgeklammert – eine Folge des damals vorherrschenden „neuhumanistischen Bildungsverständnisses", das allgemeine und berufliche Bildung strikt voneinander trennte und manuelle und sonstige „niedrige Arbeiten" gering schätzte. Das führte zu einer Abwertung der beruflichen Ausbildung, die bis heute zu spüren sei. Das „Bildungs-Schisma" (Baethge 2006) besteht in der institutionellen Segmentierung von Allgemeinbildung und Berufsbildung und einer Trennung „zwischen einer praxisfernen höheren Allgemeinbildung und einer bildungsfernen Berufsbildungspraxis" (ebd., S. 20). Dieses historisch bedingte „Schisma" prägt auch den Bildungs-Diskurs in Deutschland und „weist eine hohe Bindung an Teil-Milieus und deren Abschottung von und gegeneinander auf" (Kruse 2009, S. 35). Insgesamt habe sich dieser Effekt der Abschottung der diversen Bildungsniveaus durch die stärkere Koppelung des sozialen Status an die Formalbildung noch verstärkt. „Noch vor vierzig Jahren war, um einen bestimmten sozialen Status zu erreichen, ein geringeres Maß an Bildung notwendig als heute" (Jungkunz 2008, S. 91). Die Überbewertung der akademischen gegenüber der beruflichen Bildung findet im Europäischen Qualifikationsrahmen (EQR) eine Fortsetzung. Die höchsten EQR-Niveaustufen sechs bis acht sind ausschließlich für die drei universitären Qualifikationsebenen und Studienzyklen vorgesehen.

Diese Überbewertung der akademischen gegenüber der beruflichen Bildung zeigt sich ebenfalls in der EU-Richtlinie zur Anerkennung der Berufsqualifikationen (Dobischat et al. 2008, S. 83ff).

Mangelnde Durchlässigkeit

Auf diese historisch bedingte Abwertung der beruflichen Ausbildung lässt sich ein weiterer Grund für die mangelnde Attraktivität der dualen Ausbildung zurückführen, nämlich die speziell in Deutschland nach wie vor bestehende *mangelnde Durchlässigkeit*, also die Orientierung am Modell der Lebensberufe mit einer frühen Festlegung und fehlenden Möglichkeiten des Übergangs von den oberen Stufen der beruflichen Bildung (mit Abschluss in einem anerkannten Ausbildungsberuf) in den tertiären Bereich des (Fach)Hochschulsektors. Dieser Übergang ist beispielsweise sowohl in der Schweiz (mit der Berufsmaturität) als auch in Österreich (mit der Berufsreifeprüfung) längst realisiert. In Deutschland hat man erst im Zuge der EU-Reform *Lissabon 2000* die geforderte Stufung des Bildungssektors zumindest formal eingeleitet. Die Hochschulzulassung für beruflich qualifizierte Bewerber ist nach einer Vereinbarung der KMK vom März 2009 in Deutschland wie folgt geregelt (Rothe 2011, S. 163):

- Die allgemeine Hochschulzugangsberechtigung wird Meistern im Handwerk und Inhabern bestimmter Fortbildungsabschlüsse sowie den Absolventen der Fachschulen u. a. zuerkannt.
- Die fachgebundene Hochschulzulassungsberechtigung erhalten Absolventen einer affinen Ausbildung in einem anerkannten Ausbildungsberuf mit Berufspraxis nach einer Eignungsfeststellung bzw. einem erfolgreichen einjährigen Probestudium.

Laut den jüngsten Zahlen ist die Nachfrage nach einem Studium ohne Abitur in den letzten Jahren zwar gestiegen, umfasste 2010 jedoch gerade mal einen Anteil von 2,1 Prozent der Studienanfänger/innen (Nickel/Duong 2012). Der Anteil Studierender, die über den Weg der beruflichen Qualifizierung in den tertiären Bereich gelangen, ist in Deutschland also nach wie vor relativ gering. Es reicht nicht aus, „die formalen Voraussetzungen für die Durchlässigkeit zur hochschulischen Bildung zu realisieren. Es kommt ganz entscheidend darauf an, diesen Zugangsweg auch in der Praxis zu etablieren“ (Bertelsmann Stiftung 2007b, S. 16). „Tatsächliche Übergänge vom berufsbildenden ins akademische Bildungssystem stellen wegen zahlreicher Zugangsbarrieren für beruflich Qualifizierte eine Seltenheit dar, so dass nicht von einem Bildungssystem, sondern vielmehr von unverbundenen, nebeneinander bestehenden deutschen Bildungsteilsystemen gesprochen werden muss“ (Dobischat et al. 2008, S. 54). „Diese Situation entspricht nicht der von der EU geforderten Durchlässigkeit von Stufe zu Stufe; sie versperrt vielmehr der großen Mehrheit beruflich Qualifizierter den Aufstieg von gehobenen Berufsabschlüssen aus in die Hochschule“ (Rothe 2011, S. 163).

Zu frühe Statuspassage

Eine größere Durchlässigkeit könnte dazu beitragen, einen weiteren Nachteil der dualen Ausbildung zu kompensieren, nämlich die „zu frühe Statuspassage“. Immer mehr Jugendliche empfinden die frühe Form des Übergangs in das Erwerbsleben als unangemessen. Die Feststellung, dass im Hinblick auf einen Berufswunsch „Jugendliche mit geringer Bildung (...) schon deutlich gefestigter in ihren Vorstellungen (sind) als Jugendliche mit mittlerer und höherer Bildung“ (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2011, S. 11), ist zwar richtig, jedoch erscheint diesen Jugendlichen diese frühe „Festigung“ eher als Zwang, sich vor allem im Vergleich zu Abiturientinnen und Abiturienten relativ früh entscheiden zu müssen. Dies ist auch insofern eine ungleiche Berufswahlsituation, als Studienberechtigte zusätzlich zur längeren Schulzeit häufig noch nach dem Abitur eine „Auszeit“ nehmen oder eine „Orientierungsphase“ einschieben, um die Statuspassage zu verlängern (Lörz et al. 2012, S. 25). Die Jugendlichen im beruflichen Ausbildungssystem dagegen erleben den Anpassungsprozess an die betriebliche und arbeitsplatzbezogene Realität zu einem früheren biografischen Zeitpunkt (Diewald/Hurrelmann 2012, S. 133ff.).

Vernachlässigung der Berufsorientierung und -vorbereitung

Ein weiterer Grund für die nachlassende Attraktivität der dualen Ausbildung wird in der Vernachlässigung der Berufsorientierung und -vorbereitung in den allgemeinbildenden Schulen gesehen. Auch im Rahmen des BIBB-Expertenmonitors wird von den Befragten eine Ausweitung der Berufsorientierung an allgemeinbildenden Schulen als ein „herausragender strukturbezogener Ansatzpunkt“ bezeichnet (Ebbinghaus et al. 2013, S. 11). Aus Sicht der Wirtschaft besteht die Lösung zur Reduzierung der Zahl sowohl an unbesetzten Berufsausbildungsstellen als auch der unversorgten Bewerber/innen ebenfalls in einer flächendeckenden und praxisnahen Berufsorientierung in der Schule (Bundesinstitut für Berufsbildung 2013b, S. 3).

Probleme an der zweiten Schwelle

Die (angeblich) schwindende Attraktivität der dualen Ausbildung wird ferner auf die „seit Mitte der 80er Jahre eingetretene ungünstige Arbeitsmarktsituation für Jugendliche“ zurückgeführt (Diewald/Hurrelmann 2012, S. 133). Viele Jugendliche mit einem Abschluss in einem

anerkannten Ausbildungsberuf scheitern an der zweiten Schwelle. Mit dieser Diagnose relativieren sich auch die Aussagen über den angeblich drohenden Fachkräftemangel, denn die Übernahmequoten der Betriebe liegen nach Angaben des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) der Bundesagentur für Arbeit (BA) in Westdeutschland relativ konstant und weitgehend unabhängig von den Konjunkturzyklen lediglich bei 60 bis 65 Prozent, in Ostdeutschland bei nur rund 50 Prozent (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2012, S. 117). Zwar kommt ein Teil dieser vom Ausbildungsbetrieb nicht übernommenen Fachkräfte in anderen Unternehmen unter, jedoch gilt: „Für bis zu 20 Prozent eines Jahrgangs stehen nach Abschluss der Lehre keine Berufsoptionen zur Verfügung" (Diewald/Hurrelmann 2012, S. 133). Das gilt vor allem für Berufe, die mehrheitlich von männlichen Auszubildenden erlernt werden wie Berufe des Baugewerbes, des Nahrungsmittelbereichs und der Kraftfahrzeuginstandsetzung.

2.2. Attraktivität der dualen Ausbildung bei Studienberechtigten und Konkurrenz durch Bachelor-Studiengänge

Es bestehen offenbar Erwartungen oder gar Befürchtungen, Absolventen des dualen Systems könnten mittel- oder langfristig im Wettbewerb um mittlere Führungspositionen den Absolventen mit Bachelorabschlüssen unterliegen, wodurch das duale System zusätzlich unattraktiv werden könnte. Grundsätzlich sind hier zwei Sichtweisen möglich: Die Sicht der *Nachfrager* nach und die Sicht der *Anbieter* von Ausbildungs- bzw. Studienplätzen.

2.2.1. Sicht der Nachfrager

Die Frage, eine duale Ausbildung oder ein Bachelor-Studium zu ergreifen, stellt sich nur für einen Teil der Nachfrager/innen, nämlich für Jugendliche mit Studienberechtigung (in der Regel Abitur). In Westdeutschland erreichen 48 Prozent, in Ostdeutschland 40 Prozent der altersgleichen Bevölkerung die Hochschulreife (Statistisches Bundesamt 2011) – Tendenz steigend (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009, S. 31). Die große Mehrheit (rund 85 Prozent) der Abiturientinnen und Abiturienten entscheidet sich für ein Studium an einer Universität oder an einer Fachhochschule. Für gut jede/n vierte/n Studienberechtigte/n stellt die duale Ausbildung im letzten Schuljahr immerhin eine Option dar, die jedoch nur von ca. 16 Prozent auch gezogen wird. Die Studier*neigung* hängt vor allem vom Leistungsstand ab: Schüler/innen mit überdurchschnittlich guten Leistungen und Schüler/innen mit durchschnittlich schlechteren Noten unterscheiden sich in ihren sicheren Studienabsichten um bis zu 29 Prozentpunkte (Lörz et al. 2011, S. 32). Weitere Determinanten sind das Geschlecht und die Herkunftsfamilie. Demnach haben Männer und Akademikerkinder eine überdurchschnittliche Studierneigung (ebd., S. 37ff). Die Variablen Geschlecht, Bildungsnähe oder -ferne der Herkunftsfamilie, Einkommen und Schulnoten bestimmen auch die tatsächliche Studien*entscheidung* maßgeblich (ebd., S. 35ff.). Studienberechtigte, die sich gegen ein Studium und für eine berufliche Ausbildung entscheiden, haben weniger Berufsoptionen offen, verdienen weniger und sind einem höheren Arbeitslosigkeitsrisiko ausgesetzt (ebd., S. 24). Das sind starke Argumente für ein Studium und gegen eine duale Berufsausbildung.

Was die bisherigen Veränderungen seit Einführung der Bachelor-Master-Struktur in Bezug auf die verfolgte Fragestellung betrifft, wird folgendes festgestellt: „Ein Bachelor-Studium bietet einen ersten berufsbildenden Abschluss nach drei oder maximal vier Jahren (...) Allerdings strebt die Mehrheit der Studierenden gleich im Anschluss ein Masterstudium an und die Hochschulen gehen auf diese Wünsche meist bereitwillig ein. Deshalb haben sich die Studienzeiten kaum verkürzt. Da auf dem Arbeitsmarkt in der Regel immer noch Absolventen mit dem Mastertitel bevorzugt und die mit dem Bachelortitel benachteiligt werden, hat sich dieser Trend verfestigt" (Diewald/Hurrelmann 2012, S. 136f.). Nach einer DPA-Meldung in der Süddeutschen Zeitung vom 25./26.06.2013 hält die Mehrheit der Hochschullehrer den Bachelor nicht für einen vollwertigen Abschluss. Rund zwei Drittel von ihnen sehen ihn nur als eine Zwischenetappe auf dem Weg zum Master.

Durch die Einführung der Bachelor-Master-Struktur haben sich also innerhalb von rund zehn Jahren aus Sicht der Nachfrager keine großen Veränderungen zugunsten oder zulasten der dualen Ausbildung ergeben. Denn für Studienberechtigte stellt sich nicht die Frage: Bachelor-Studiengang oder duale Ausbildung, sondern *Studium* oder duale Ausbildung. Die Vorteile eines Studiums im Vergleich zu einer beruflichen Ausbildung bleiben erhalten, sie vergrößern oder verkleinern sich nicht substanziell. Zu diesen Vorteilen zählen vor allem

- eine spätere Statuspassage,
- mehr Berufsoptionen,
- bessere Aussichten auf ein höheres Einkommen und eine Führungsposition,
- ein geringeres Arbeitslosigkeitsrisiko.

Falls es überhaupt eine „Bedrohung" für die duale Ausbildung gibt, dann droht sie nicht durch die Einführung

der Bachelor-Studiengänge, sondern durch die (relativ) steigende Zahl der Studienberechtigten, für die aus den genannten Gründen ein Studium die attraktivere Option darstellt. Gleichzeitig sinkt der Anteil der nicht studienberechtigten Abgängerinnen und Abgänger. Für Personen mit Berufsausbildungsabschluss wird für das Jahr 2020 ein Beschäftigungsrückgang prognostiziert (Dobischat et al. 2008, S. 10). Der Akademisierungstrend ist letztlich eine Reaktion auf die steigende Nachfrage der Wirtschaft nach Akademikern. In den letzten Jahren ist in allen Branchen ein Akademikeranstieg festzustellen. Der „Bedeutungsverlust" der beruflichen Aus- und Fortbildung ist mithin eine Folge des Strukturwandels in der Arbeitswelt, der durch einen Zuwachs an hochqualifizierten Tätigkeiten gekennzeichnet ist, aus dem sich ein zusätzlicher Bedarf an Fachhochschul- und Universitätsabschlüssen ableitet, und keine Folge der Einführung der Bachelor-Master-Struktur. Die in der Literatur häufig gestellte Diagnose vom steigenden Bedarf an Absolventinnen und Absolventen von Fachhochschulen und Universitäten steht allerdings im Widerspruch zu Befunden, wonach 28 Prozent der Universitätsabsolventinnen und -absolventen und 19 Prozent der Fachhochschulabsolventinnen und -absolventen eindeutig unterqualifiziert beschäftigt sein sollen (Adamy 2011). Der BIBB-Report 18/12 konstatiert ein „leichtes konstantes Überangebot an akademisch Ausgebildeten bei zeitgleich zunehmenden Engpässen bei Fachkräften mit mittleren Bildungsabschlüssen" (Helmrich et al. 2012, S. 9). Ab 2012 wird es einen deutlichen Akademikerüber-hang geben (Bremser et al. 2012, S. 15).

2.2.2. Sicht der Anbieter

Aus Sicht der Nachfrager gibt es nach wie vor offenbar berechtigte Zweifel bezüglich der Anerkennung und Akzeptanz des Bachelorabschlusses. Weil die Beurteilungen hinsichtlich der Auswirkungen der neuen Abschlüsse auf das Beschäftigungssystem auch aus Sicht der Anbieter (Wirtschaft) weniger auf Erfahrungen als auf Vermutungen beruhen, liefern die vorliegenden Studien auch widersprüchliche Ergebnisse. „Die befragten Unternehmen betrachten die neuen Bachelor-Abschlüsse mehrheitlich als vollwertigen akademischen Abschluss mit vergleichbaren Karrierechancen." Allerdings: „Die im Rahmen der Delphi-Erhebung befragten Experten sehen eine deutliche Konkurrenz zwischen dualer Ausbildung und Hochschulbildung." (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009, S. 32f.)

Eine Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft (Werner et al. 2008) stellt dagegen fest, dass die Unternehmen den neuen Studienabschlüssen positiv gegenüber stehen und diese ganz überwiegend eindeutig dem Hochschulbereich zuordnen, so dass hieraus *keine Wettbewerbssituation* gegenüber dualen Ausbildungsberufen abgeleitet werden kann. Bachelorabsolventen werden in aller Regel den anderen Hochschulabsolventen im Hinblick auf Einstellungs- und Karrierechancen gleichgestellt. Lediglich für Führungspositionen werden Masterabsolventen bevorzugt (Dobischat et al. 2008, S. 72ff.). Der Bachelorabschluss wird von den befragten Unternehmen derzeit überwiegend wie ein Diplomabschluss von Fachhochschulen eingestuft. Hochschulabsolventinnen und -absolventen weisen ein durchschnittlich höheres Einkommen und ein deutlich geringeres Arbeitslosigkeitsrisiko auf als rein beruflich Ausgebildete. „Insgesamt zeigt die vergleichende Analyse der Einkommen, dass durch den Bachelorabschluss aktuell nur geringe unmittelbare Konkurrenzeffekte für Fachkräfte mit Berufsausbildung und Fortbildung in den betrachteten Tätigkeitsfeldern und -ebenen zu erwarten sind" (ebd., S. 8). Außerdem wird festgehalten: „Eine Konkurrenzsituation zwischen Ausbildungs- und Bachelorabsolventen wird vor diesem Hintergrund von vielen Betrieben grundsätzlich nicht gesehen, da sich dual Ausgebildete eher in parallelen Laufbahnen und Tätigkeiten in den Unternehmen befinden, die nicht für Akademiker vorgesehen sind" (ebd.). Denn Absolventen mit einem Ausbildungsabschluss im dualen System arbeiten in der Regel als Fachkräfte und nur selten als leitende Angestellte. Die fundierte Studie schließt mit einem Appell an die Wirtschaft zur Attraktivitätssteigerung der dualen Ausbildung: „Im Ergebnis stehen demnach die Chancen für duale Ausbildungsberufe und das duale System angesichts der wirtschaftlichen Dynamik und der demografischen Entwicklung grundsätzlich gut; insbesondere das duale Prinzip und die damit verbundene hohe berufliche Handlungskompetenz werden an dieser Ausbildungsform geschätzt. Allerdings ist davon auszugehen, dass die Anforderungen an die duale Berufsausbildung weiter ansteigen werden – sowohl am unteren als auch am oberen Rand. Damit erhöht sich gleichzeitig das Konkurrenzpotenzial zu den Bachelorstudiengängen. Dies macht eine weitere Attraktivitätssteigerung gerade für leistungsstärkere Jugendliche aus Sicht der dualen Berufsausbildung erforderlich, um zum Bachelorsystem konkurrenzfähig zu bleiben" (ebd., S. 9). Demnach leitet sich der aktuelle Reformbedarf vorrangig aus den Erfordernissen des Strukturwandels und weniger aus der Einführung von Bachelorstudiengängen ab.

In den *dualen Studiengängen*, in denen eine enge Verzahnung von Theorie und Praxis stattfindet und in denen sowohl ein berufsbildender als auch ein akademischer Abschluss erworben werden kann, wird gelegentlich ein weiteres potenzielles Konkurrenzverhältnis zu den Bachelorstudiengängen gesehen. Die Arbeitsmarktchancen von Absolventinnen und Absolventen dualer Studiengänge werden als überdurchschnittlich gut eingestuft und duale Studiengänge werden insgesamt als ein erfolgreiches Modell der Verknüpfung beruflicher

und wissenschaftlicher Ausbildung gesehen. Zwar haben duale Studiengänge in den letzten Jahren deutliche Zuwachsraten zu verzeichnen (Heidemann/Koch 2013, S. 52); quantitativ hat sich das duale Studium trotz der positiven Perspektiven jedoch nicht etablieren können, obwohl es bei den Schulabsolventinnen und -absolventen sehr beliebt ist. Der Anteil dual Studierender macht unter 4 Prozent der Gesamtzahl Studierender und knapp 3 Prozent der Auszubildenden im dualen System aus (ebd., S. 53). Auch Unternehmen äußern zwar eine hohe Präferenz für duale Studiengänge, können oder wollen aber die durchaus hohe Nachfrage nicht befriedigen: Im Schnitt bewerben sich 36 Jugendliche um einen dual organisierten Studien-/Ausbildungs-platz in einem Betrieb (Dobischat et al. 2008, S. 50). Auch hier gilt, dass die Wirtschaft ganz entscheidend für die Steuerung der Nachfrage zuständig ist.

Da die beteiligten Firmen eine – allerdings nicht einheitliche – Vergütung gewähren, wird ein duales Studium häufig besonders Jugendlichen aus einkommensschwachen Schichten empfohlen. Neuere Zahlen zeigen allerdings, dass zwei Drittel der Dual-Studierenden nicht oder kaum mit ihrem Salär auskommen (Osel 2013). Die geplante BAföG-Reform, die sich auch neuen Formen der akademischen Bildung öffnen will, könnte hier Abhilfe schaffen (ebd.). Außerdem sind Zeitaufwand und Belastung beim Absolvieren von dualen Studiengängen enorm. „Da das Studium in den Bachelorstudiengängen ebenfalls stark verdichtet wird, ist anzunehmen, dass bei einer Umstellung der dualen Studiengänge auf den Bachelorabschluss der bereits enorme Zeitaufwand in den dualen Studiengängen zu Lasten der Studierenden steigen wird, infolgedessen die Qualität des Studiums und der beruflichen Ausbildung gemindert wird und das duale Studium nur noch von einer geringen hochqualifizierten Studierendengruppe bewerkstelligt werden kann“ (Dobischat et al. 2008, S. 51). Betriebsfallstudien haben gezeigt, dass die Befürchtungen, Absolventen dualer Studiengänge könnten anstelle der Fachkräfte der dualen Ausbildung eingesetzt werden, unbegründet sind (Heidemann/Koch 2013, S. 54). Auch von dieser Seite droht also keine Gefahr für das duale Ausbildungssystem.

Auf dem Arbeitsmarkt der höher Qualifizierten wird ferner gelegentlich auch eine potenzielle Konkurrenz der neuen Studiengänge mit den *Aufstiegsfortbildungen* der Kammern unterstellt, die den Absolventinnen und Absolventen einer Berufsausbildung die Möglichkeit eröffnen, ein höheres Qualifikationsniveau zu erreichen. Die Abschlussquoten der beruflichen Aufstiegsfortbildungen sind allerdings rückläufig. Aufstiegsfortbildungsabsolventinnen und -absolventen des kaufmännischen Bereichs besetzen außerdem normalerweise Positionen der mittleren Führungsebene (z.B. Sachgebietsleiter) oder der mittleren Facharbeiterebene und eher selten Führungspositionen, für die nach wie vor in aller Regel ein akademischer Abschluss verlangt wird.

Insgesamt scheint auch aus Sicht der Anbieter (also der Wirtschaft) die Einführung der Bachelor-Master-Struktur zunächst keine substanzielle Veränderung in die eine oder andere Richtung mit sich zu bringen. Bachelorabschlüsse werden nicht als Konkurrenz, sondern als Ergänzung zu Berufsabschlüssen gesehen. Die vorliegenden Studien kommen zum Ergebnis, dass eine Konkurrenzsituation zwischen Bachelorabsolventen und Absolventen einer beruflichen Erstausbildung um Arbeitsplätze nicht anzunehmen ist. In jedem Falle gilt: „Entscheidend für die Bewertung von Bildungsabschlüssen ist letztlich die Frage nach der generellen Akzeptanz von zertifizierten Abschlüssen am Arbeitsmarkt und im Beschäftigungssystem, wobei der Personalrekrutierungspolitik der Unternehmen damit die zentrale Bedeutung zukommt. Um hierüber entsprechende Daten und Informationen zu gewinnen, ist in diesem Feld in Zukunft verstärkte Forschung erforderlich“ (Dobischat et al. 2008, S. 11). Von besonderem Interesse ist dabei die Frage, welchen Stellenwert bestimmte Abschlüsse bei der Personalrekrutierung der Betriebe im Kontext von Reorganisations- und Reprofessionalisierungsstrategien erhalten und welche Kompetenzprofile für spezifische Arbeitsplätze erforderlich sind. Dieser bisher zu wenig ausgeleuchtete Aspekt betrifftzentrale Einflussvariable der Akzeptanz und des Bedarfs an bestimmten Bildungszertifikaten im Beschäftigungssystem.

2.3. Attraktivität der dualen Ausbildung und bestimmter Berufsbilder aus Sicht der Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Alle Untersuchungsergebnisse verdeutlichen „die ungebrochen hohe Affinität der Jugendlichen zum dualen System der Berufsausbildung (Bundesinstitut für Berufsbildung 2011, S. 85). Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass es für einen Großteil der Jugendlichen – abhängig vom Schulabschluss – kaum gleichwertige Alternativen zu einer dualen Ausbildung gibt. Mit steigendem Anteil von Jugendlichen mit Studienberechtigung wächst allerdings der Anteil der Jugendlichen, für die eine Ausbildung im dualen System nur eine Option von mehreren darstellt.

Eine Alternative zum dualen System für Jugendliche ohne Studienberechtigung stellt die vollqualifizierende Berufsausbildung an Berufsfachschulen gemäß BBiG/HwO oder außerhalb BBiG/HwO dar. Der quantitative

Bedeutungszuwachs der vollqualifizierenden Berufsausbildung an Berufsfachschulen hat auch etwas mit der Entwicklung der Ausbildungszahlen im dualen System zu tun. Denn aus Sicht der Betriebe ist eine solche „ungebrochen hohe Affinität zum dualen System der Berufsausbildung" offenbar nicht gegeben, denn immer weniger Betriebe bilden junge Menschen aus. „2010 traf dies nur noch auf 22,5 Prozent zu. Ein Jahr zuvor waren es noch 23,5 Prozent. Damit ist die Zahl der Ausbildungsbetriebe wie schon 2008 und 2009 erneut leicht gesunken, obwohl die Gesamtzahl der Unternehmen zulegte" (Öchsner 2012). „Weder in den alten noch in den neuen Ländern hatte es bei den Ausbildungsbetrieben in den letzten elf Jahren so große prozentuale Bestandsrückgänge gegeben wie 2010" (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012, S. 42). Innerhalb von zwei Jahren sank die Zahl der Ausbildungsbetriebe um fünf Prozent. Diese Entwicklung relativiert zugleich auch die Meldungen über einen angeblich drohenden Fachkräftemangel. Denn Bewerber/innen gibt es in der Tat genug. „In Wahrheit übersteigt die Zahl der unversorgten Bewerberinnen und Bewerber die Zahl der offenen Plätze um mehr als das Doppelte. Betriebe sollten daher gerade denjenigen eine Chance geben, die bisher keine Chance auf einen Ausbildungsplatz hatten und sich im Übergangssystem mit Maßnahmen und Modellprojekten über Wasser hielten" (Öchsner 2012).

Trotzdem konnte im Jahr 2010 jeder dritte Betrieb, der Ausbildungsstellen angeboten hat, eine oder mehrere Stellen nicht besetzen, weil es (aus Sicht der Betriebe) keine oder nur ungeeignete Stellenbewerber/innen gab. Zum Ende des Ausbildungsjahres 2011 gab es mehr unbesetzte Ausbildungsstellen als unversorgte Bewerber/innen (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012). In der Literatur und in öffentlichen Debatten werden häufig die gestiegenen Anforderungen an Auszubildende einerseits und die mangelnde „Ausbildungsreife" vieler Jugendlicher andererseits als Grund für Rekrutierungsprobleme angegeben. Die Ausbildungsreife wird in der Regel festgemacht an schulischen Basiskenntnissen, psychologischen Leistungsmerkmalen, psychischen Merkmalen, psychologischen Merkmalen des Arbeitsverhaltens und der Persönlichkeit und der Berufswahlreife. Die Berufswahlreife wiederum wird festgemacht an der Selbsteinschätzungs- und Informationskompetenz des Jugendlichen (Bundesagentur für Arbeit 2008).

Dass Jugendliche heute massenhaft die allgemeinbildende Schule ohne eine solche Ausbildungs- und Berufswahlreife und ohne ausreichende Berufsorientierung und -vorbereitung verlassen (und deswegen an einem direkten Übergang insbesondere ins duale Ausbildungssystem scheitern), zählt zum Standardargument vor allem der Vertreter/innen der Wirtschaft. Es gibt allerdings keine empirischen Belege dafür, dass die Jugendlichen heute schlechter berufsorientiert und -vorbereitet sind als früher. Auch muss vermutet werden, dass die These von der mangelnden Ausbildungsreife vieler Jugendlicher zumindest teilweise interessengeleitet ist, denn ihre Argumentation zur gesunkenen Ausbildungsreife bei gleichzeitig gestiegenen kognitiven Anforderungen untermauert die Wirtschaft mit Resultaten aus Einstellungstests einzelner Unternehmer (Hammel 2009). Inhaltsanalysen der Ausbildungspläne von Ausbildungsberufen zeigen ferner, „dass von einem allgemeinen Trend kognitiv komplexer werdender Lernanforderungen nicht zu sprechen ist. Insofern ist auch keine allgemeingültige – in den rechtlichen Grundlagen der dualen Ausbildung fixierte – Legitimationsbasis für eine Anhebung der schulischen Zugangsvoraussetzungen durch die betrieblichen Gatekeeper gegeben" (Protsch 2013, S. 22).

Grundlegend geändert haben sich allerdings die ökonomischen Rahmenbedingungen. Das Problem des Ungleichgewichts zwischen Angebot und Nachfrage scheint weniger in der mangelhaften Qualität der Nachfrager als vielmehr in einem Mangel an adäquaten Ausbildungsangeboten zu liegen, die den naturgemäß unterschiedlich beschaffenen Bedürfnissen und Fähigkeiten der Nachfrager entsprechen. Mit der Behauptung der massenhaft fehlenden Ausbildungs- und Berufswahlreife „wird allerdings postuliert, dass nicht ein Ausbildungssystem den Jugendlichen mit ihren ganz unterschiedlichen Voraussetzungen entsprechen muss, sondern umgekehrt die Jugendlichen dem Bildungssystem – bei Strafe des Ausschlusses. Das widerspricht schon im Ansatz den Konsequenzen, die aus einer drohenden Fachkräftelücke zu ziehen sind (...). Die Berufsbildung hat dem Umstand Rechnung zu tragen, dass sich Jugendliche im Hinblick auf ihre Leistungs- und Motivationsvoraussetzungen bei der Einmündung in eine Ausbildung unterscheiden. Es hat sich jedoch in den vergangenen Jahren eine scharfe Bestimmung von ‚Ausbildungsreife' durchgesetzt, die unterstellt, dass genau definierte personale und soziale Kompetenzen vorliegen müssen und dann erst eine berufliche Ausbildung beginnen kann – im Gegensatz zur landläufigen Erfahrung von Ausbildern, dass sich ‚Ausbildungsreife' oft erst in der Ausbildung selbst herstellt. Dass vielen Jugendlichen der Einstieg in eine Berufslaufbahn verwehrt wird, liegt insofern nicht an ihnen selbst – es trägt aber umgekehrt mit zu der Bildungsverweigerung und Resignation von Jugendlichen bei, die dann als mangelnde Ausbildungsreife wahrgenommen wird" (Severing 2011, S. 10). Außerdem wird dabei oft vergessen, dass auch die Anforderungen der Jugendlichen an eine Berufsausbildung gestiegen sind und dass deren Erwartungen hinsichtlich der „Ausbildungsreife" der Betriebe offenbar häufig enttäuscht werden, worauf später vertieft eingegangen wird. Die gestiegene Anspruchshaltung der

Jugendlichen hat auch etwas damit zu tun, dass vielen (potenziellen) Auszubildenden heute mehr (und im Zweifelsfall bessere) Alternativen zur Verfügung stehen. Denn die Zusammensetzung der Auszubildenden im dualen System hat sich deutlich verändert. „Während 1970 noch fast 80 Prozent der Auszubildenden im dualen System aus der Hauptschule kamen, waren es 2005 nur noch 37,5 Prozent, der Rest verteilte sich auf Realschulabsolventen und Abiturienten" (Bosch 2010, S. 40) – Tendenz steigend. Insofern „verkehren sich die ‚Machtverhältnisse' auf dem Ausbildungsstellenmarkt allmählich in ihr Gegenteil, da die Nachfrageseite der Jugendlichen als ‚Konsumenten' der betrieblichen Berufsausbildung ein immer größeres Gewicht bekommt" (Troltsch et al. 2012, S. 9).

2.3.1. Image und Prestige von Ausbildungsberufen

In der Medienöffentlichkeit, aber auch in der Literatur wird häufig unterstellt, die Probleme der Betriebe bei der Stellenbesetzung seien hauptsächlich auf einen Mangel an geeigneten Bewerberinnen und Bewerbern zurückzuführen. Untersuchungen zum Ungleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage zeigen jedoch, dass verstärkt in jenen Berufen und Branchen Ausbildungsangebote ungenutzt bleiben, denen überdurchschnittlich viele Bewerber/innen Imageprobleme unterstellen. Bei der Berufswahlorientierung richten sich die Jugendlichen häufig nach bestimmten Stereotypen, die eng mit dem Prestige und dem Image bestimmter Berufe zu tun haben. Der Zusammenhang zwischen schlechtem Image und Problemen bei der Stellenbesetzung gilt beispielsweise für die Berufe Gebäudereiniger/in, Bäcker/in, Fleischer/in, Fachverkäufer/in im Lebensmittelhandwerk und ganz besonders ausgeprägt für die Berufe Fachmann/-frau für Systemgastronomie und Restaurantfachmann/-frau (Bundesinstitut für Berufsbildung 2011, S. 28). Dagegen gibt es nach Expertenmeinung kein *generelles* Imageproblem der dualen Berufsausbildung (Ebbinghaus et al. 2013, S. 15).

Dass das „Image als Berufswahlkriterium" (Eberhard et al. 2009) eine wichtige Rolle spielt, ist unbestritten. Bereits die Berufsbezeichnungen selbst haben nachweislich einen Einfluss auf die Berufswahl (Ulrich et al. 2006). Aber auch eine häufige Veränderung der Berufsbeschreibungen und -bezeichnungen schadet dem Image und mindert die Attraktivität der Berufe. Berufsinhaber/innen, die weniger verdienen und/oder keine höheren Bildungsabschlüsse vorweisen, erfahren nach Meinung der Jugendlichen deutlich weniger Anerkennung, selbst dann, wenn sie in ihrem Beruf eine hohe Geschicklichkeit erwerben, sich als sozial umgänglich und selbstlos erweisen. Auch bewegungsreiche Arbeiten, die die körperliche Fitness stärken, helfen kaum, das Prestige zu fördern. Aus Sicht der Jugendlichen ist es somit für das eigene Ansehen nicht übermäßig hilfreich, gewerbliche Berufe wie z. B. Landwirt/in, Gebäudereiniger/in oder Maler/in und Lackierer/in zu ergreifen. Dienstleistungsberufe schneiden dagegen oft besser ab (ebd., S. 11). Viele der klassisch handwerklichen Berufe wie Fliesenleger, Metzger, Heizungsinstallateur haben an Sozialprestige eingebüßt und gelten bei Jugendlichen als „uncool" (Calmbach et al. 2012, S. 68).

Das Prestige bestimmter Formen der Ausbildung und bestimmter Berufsfelder und Berufe ist auch heute noch stark geschlechtsabhängig. Allen Maßnahmen zum Trotz, *Mädchen in* Männerberufe zu bringen, beharren viele junge Frauen auf spezifisch weiblichen Bewertungen, Schwerpunkten und Präferenzen. Das gilt beispielsweise für den Beruf der/des Gesundheits- und Krankenpfleger/in. Die Autorinnen und Autoren einer Studie über den Einfluss von Berufsbezeichnungen auf die Berufswahl von Jugendlichen stellen mit einiger Verblüffung fest, dass die geschlechtsspezifischen Unterschiede der imaginierten Vorstellungen so groß sind, dass „beide Geschlechter offenbar von zwei verschiedenen Berufen aus(gehen) (...). Aus Sicht der Mädchen wird der Beruf mit Abstand als chancenreicher beschrieben. Dies betrifft sowohl die Möglichkeiten, geistig-kreativ zu sein, als auch die Gelegenheiten, sozial-kommunikative Bedürfnisse, Autonomiebedürfnisse oder technische Orientierungen zu befriedigen (...) Zu guter Letzt werden auch die Arbeitsmarktchancen des Berufs von den Schülerinnen wesentlich positiver beschrieben" (Ulrich et al. 2006, S. 10).

Junge Frauen konzentrieren sich folgerichtig nach wie vor auf „typisch weibliche" und relativ wenige Ausbildungsberufe (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012, S. 21). Das vergleichsweise enge Berufswahlspektrum speziell von Mädchen wird häufig als Grund dafür genannt, warum es in einigen (weniger beliebten) Ausbildungsberufen Rekrutierungsprobleme gibt. Dieses Wahlverhalten spiegelt jedoch letztlich nur die Angebotssituation wieder. Bei jungen Männern ist das Berufswahlspektrum wohl nur deswegen etwas weniger stark eingeengt, weil ihnen ein breiteres Spektrum zur Verfügung steht.

Es gibt ferner guten Grund zur Annahme, dass die Probleme bei der Stellenbesetzung nicht nur auf ein mehr oder weniger diffuses „schlechtes Image", sondern ganz konkret auch auf die schlechten Ausbildungsbedingungen und die mangelhafte Ausbildungsqualität (und daher auf eine geringe Attraktivität) in manchen Branchen und Betrieben zurückzuführen sind. Vielen Betrieben scheint nicht klar zu sein, „dass in der Tendenz der Ausbildungsnutzen mit der Zunahme der Ausbildungsqualität steigt" (International Network on Innovative Apprenticeship 2012, S. 12).

2.3.2. Ausbildungsbedingungen und -qualität

Die nach wie vor hohe Affinität der Jugendlichen zum dualen System der Berufsausbildung steht nicht im Widerspruch zur Tatsache, dass es in bestimmten Branchen und Berufen massive Rekrutierungsprobleme gibt, die vor allem auf die spezifischen (schlechten) Ausbildungsbedingungen zurückzuführen sind. Diese wiederum wirken sich dann negativ auf die Attraktivität solcher Ausbildungsberufe aus. Für das schlechte Image einiger Ausbildungsberufe gibt es vielmehr objektive Gründe.

Die durchaus messbare Attraktivität von Ausbildungsberufen wird im DGB-Ausbildungs-report 2011 (DGB-Bundesvorstand, Abteilung Jugend und Jugendpolitik 2011) nicht festgemacht an einem mehr oder weniger diffusen „Image", sondern an ganz konkreten messbaren Merkmalen bzw. Merkmalsausprägungen *auf der Basis von konkreten Erfahrungen*. Zu diesen Merkmalen zählen

- die subjektive Zufriedenheit der Auszubildenden mit der Ausbildung (festgemacht am Umfang ausbildungsfremder Tätigkeiten, an der Qualität der fachlichen Anleitung und des Berufsschulunterrichts, an der Behandlung durch die Ausbilder/innen);
- objektive Daten wie Ausbildungszeiten und Überstunden, Höhe der Ausbildungsvergütung und die Quote der Ausbildungsabbrüche und der nicht bestandenen Abschlussprüfungen.

Der DGB-Ausbildungsreport 2011 zeigt erwartungsgemäß zunächst, dass ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen subjektiver Ausbildungszufriedenheit und den relevanten Kriterien zur Bestimmung der Ausbildungsqualität besteht. Dabei spielen u.a. auch die Verfügbarkeit von Ausbildungspersonal am Arbeitsplatz, die Häufigkeit der Unterweisung in Arbeitsvorgängen durch Ausbildungspersonal, die Wahrnehmung, vom Personal korrekt behandelt zu werden, die Einhaltung von Vereinbarungen aus dem Ausbildungsplan als auch angemessene Anforderungen durch die Ausbildung eine wichtige Rolle (DGB-Bundesvorstand, Abteilung Jugend und Jugendpolitik 2011, S. 10). Darüber hinaus kann die eher schlechte Stellung des bzw. der Auszubildenden im Betrieb als bedeutsamer Grund für die Entscheidung gegen die Aufnahme einer dualen Berufsausbildung gelten. So sind diese besonders von Unternehmensrisiken betroffen, befinden sich am Ende der Weisungskette und haben im betrieblichen Organisationsablauf eine schlechte Verhandlungsposition (Mögling et al. 2012).

Um die tatsächliche Qualität der Ausbildung in den verschiedenen Berufen und Branchen zu messen, fließen die diversen Indikatoren (Ausbildungsinhalte, fachliche Anleitung, Ausbildungszeiten und Überstunden, Ausbildungsvergütung, Beurteilung der Ausbildungsqualität) in eine Gesamtbewertung ein. Dieses „Ranking der Ausbildungsberufe" ist seit Jahren vergleichsweise stabil. 2011 finden sich auf den vorderen besten Plätzen die Ausbildungsberufe Bankkaufmann/-frau, Industriemechaniker/in, Mechatroniker/in, Steuerfachangestellte/r und Elektroniker/in. Am Ende der Skala rangieren die Ausbildungsberufe Metallbauer/in, Maler/in und Lackierer/in, Fachverkäufer/in im Lebensmittelhandwerk sowie (ganz am Schluss) Restaurantfachmann/-frau und Hotelfachmann/-frau. Im Zusammenhang mit dem hier untersuchten Gegenstand ist der Befund interessant, dass unter den Berufen, die am Ende dieser Skala rangieren, sich auffallend viele Berufe mit einem hohen Anteil an unbesetzten Ausbildungsplätzen befinden, darunter Bäcker/Bäckerin, Koch/Köchin, Gebäudereiniger/Gebäude-reinigerin, Hotelkaufmann/Hotelkauffrau, Klempner/Klempnerin, Fachkraft im Gastgewerbe, Fachverkäufer/in im Lebensmittelhandwerk, Fleischer/in, Fachmann/Fachfrau für Systemgastronomie und vor allem Restaurantfachmann/Restaurantfachfrau (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012, S. 42).

Berufe mit einem hohen Anteil an unbesetzten Ausbildungsplätzen haben ferner auffällig häufig auch hohe *Vertragslösungsquoten*. Gegenüber dem Vorjahr (22,1 Prozent) ist die Quote der Vertragslösungen auf 23 Prozent gestiegen – und das trotz der eingeleiteten Maßnahmen zur Verhinderung von Vertragslösungen und Ausbildungsabbruch. „Warum die Vertragslösungsquote trotz der eingeleiteten Maßnahmen zur Verhinderung von Vertragslösungen und Ausbildungsabbruch und der verbesserten Ausbildungsmarktsituation im Jahr 2010 nicht gesenkt werden konnte, kann zum jetzigen Zeitpunkt nicht abschließend geklärt werden (...). Die Bundesregierung sieht hier weiteren Forschungsbedarf" (ebd. S. 44).

Die so gemessene Attraktivität der Ausbildungsberufe hat entscheidenden Einfluss auf die Angebots-Nachfrage-Relation. Die Ergebnisse lassen den Schluss zu, dass die mangelnde Attraktivität von Ausbildungsberufen (und mithin ihr schlechtes „Image") in bestimmten Branchen vor allem eine Folge der mangelnden Ausbildungsqualität ist:

- Alle Ausbildungsberufe mit einem hohen Anteil an unbesetzten Plätzen befinden sich seit Jahren konstant in der Gruppe mit den höchsten Quoten der vorzeitigen Vertragslösungen.
- Gerade die Ausbildungsberufe, in denen die Vergütung zum Teil weit unter dem Durchschnitt liegt, haben Rekrutierungsprobleme.
- Bei nahezu allen Ausbildungsberufen mit einem hohen Anteil unbesetzter Plätze liegt die Quote der

nicht bestandenen Abschlussprüfungen deutlich über dem Durchschnitt.

Keiner der Ausbildungsberufe mit Besetzungsproblemen schafft es in die obere Hälfte des Rankings der besten Ausbildungsberufe. Im Gegenteil: Zwei Berufe finden sich ganz am unteren Ende der Skala wieder. Die Ergebnisse der DGB-Expertise decken sich mit denjenigen anderer Studien. Auch in einer Auszubildenden-Befragung des Bundesinstituts für Berufsbildung aus dem Jahr 2009 schnitten die Berufe Fachverkäufer/in im Lebensmittelhandwerk und Koch/Köchin beim Index für die Ausbildungsqualität im Betrieb weit unterdurchschnittlich ab (Beicht et al. 2009). Nach Lage der Dinge ist also durchaus von einem „nach Branchen und Berufsfeldern differenzierten Gestaltungsbedarf" auszugehen, um die Attraktivität der dualen Ausbildung zu steigern (Werner et al. 2008, S. 9.).

2.4. Diskutierte Vorschläge für Maßnahmen zur Erhöhung der Attraktivität der dualen Ausbildung

In der Literatur werden zwei Möglichkeiten diskutiert, um die duale Ausbildung für Jugendliche generell und speziell für Jugendliche höherer Leistungsniveaus attraktiver zu machen:

- Im Rahmen geeigneter Werbekampagnen sollen die Vorzüge der dualen Ausbildung hervorgehoben werden, ohne das „Produkt" duale Ausbildung zu verändern. Diese Strategie wird im Folgenden als reine *Marketingstrategie* bezeichnet.
- Es werden Vorschläge zur Verbesserung des Produkts „duale Ausbildung" gemacht, wobei davon ausgegangen wird, dass sich diese Verbesserungen in einer höheren Attraktivität dieser Form der Ausbildung und damit auch in einer stärkeren Nachfrage niederschlagen. Diese Strategie wird als „Qualitätsverbesserungsstrategie" bezeichnet. Die Wirksamkeit dieser Strategie kann selbstverständlich durch Elemente der „reinen Marketingstrategie" verstärkt werden.

2.4.1. Qualitätsverbesserungsstrategien

2.4.1.1. Verbesserung der Qualität der dualen Ausbildung

Die in der Literatur vorzufindenden Vorschläge und Anregungen zur Erhöhung der Attraktivität der dualen Ausbildung setzen vornehmlich an der Qualität des „Produkts" an. Vorgeschlagen werden Maßnahmen zur Verbesserung der dualen Ausbildung insgesamt oder in Teilbereichen, also in bestimmten Branchen und Berufen, in denen Qualitätsverbesserungen als besonders angeraten erscheinen. Reine Marketingkampagnen bei gleichzeitiger Beibehaltung der Qualitätsmängel reichen nicht aus, denn „vordergründiges Marketing ist schnell zu durchschauen und führt auf Märkten, die auf längerfristigem Vertrauen basieren, zu kontraproduktiven Effekten. Letztlich kommt es auf die Qualität des Produkts am Ausbildungsmarkt an (...)" (Kutscha 2001, S. 45).

Diese „Produktqualität" wird in der Regel festgemacht an den Merkmalen Vielseitigkeit der Arbeit, pädagogische Kompetenz des Lehrmeisters/Ausbilders und an der Unterstützung durch Arbeitskollegen sowie an der Höhe und Regelmäßigkeit der Vergütung (Krewerth/Beicht 2011, S. 224).

Insbesondere die Empfehlungen der DGB-Expertise setzen zur Stärkung der Attraktivität der dualen Ausbildung an einer Qualitätsverbesserung an und sind ebenso simpel wie naheliegend (DGB-Bundesvorstand, Abteilung Bildungspolitik und Bildungsarbeit 2012). Empfohlen werden eine höhere Vergütung sowie eine konsequente Orientierung am Jugendarbeitsschutz und damit deutliche Verbesserungen bei den Ausbildungszeiten und Überstunden. Ferner sei es notwendig, dass künftig unabhängige Stellen (also nicht die Kammern) die Unternehmen regelmäßig kontrollieren und bei Bedarf auch sanktionieren (ebd., S. 7f.).

Angeregt werden in der DGB-Expertise ferner weitere Forschungsaktivitäten, da die Qualität des eigentlichen Ausbildungsprozesses weiterhin eine „black box" sei. Dass die Forschungslage im Hinblick auf bedeutsame Qualitätskriterien der betrieblichen Ausbildung „relativ bescheiden" ist, wird auch an anderer Stelle hervorgehoben (Krewerth/Beicht 2011, S. 223). Zu diesem Schluss gelangt auch der BIBB-Report 9/2009 (Beicht et al. 2009). Auch hinsichtlich der Ausbildungsreife der Betriebe wird ein immenser Forschungsbedarf konstatiert. Die Forschung konzentriere sich bislang zu sehr auf die Ausbildungsreife der Jugendlichen. „Zwar wird Qualität in der beruflichen Ausbildung durch Rahmenvorgaben gesichert, jedoch ist in vielen Feldern unbekannt, inwiefern die Vorgaben tatsächlich erreicht werden. Die Diskussion um sinnvolle Qualitätssicherungssysteme bzw. Qualitätsentwicklungsprozesse steht jedoch noch am Anfang und sollte zielgerichtet vorangetrieben werden" (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009, S. 81). Das Problem dabei ist, dass es in Deutschland keine Institution mit oberster Zuständigkeit gibt, die bei festgestelltem Reformbedarf aktiv werden müsste (Rothe 2011, S. 160).

Die Kritik an der Qualität der betrieblichen Ausbildung und daraus abgeleitete Vorschläge für Reformen mit dem Ziel einer Qualitätssteigerung können auf eine

erstaunlich lange Tradition zurückblicken. Bereits in den 60er Jahren hat die Bildungskommission des Deutschen Bildungsrates in seinen „Empfehlungen zur Verbesserung der Lehrlingsausbildung" die „Ungleichheit in den Anstrengungen und Leistungen der einzelnen Betriebe" betont und bezüglich der Ausbildungsbetriebe Mängel konstatiert hinsichtlich der technischen Ausstattung, der theoretischen Fundierung, der individuellen Förderung, der pädagogischen Qualifizierung der Ausbilder/innen, der Einhaltung der Ausbildungspläne und der Einführung der Auszubildenden in soziale Strukturen und Prozesse der Betriebe (Deutscher Bildungsrat 1969, S. 11ff.). Wenn man die Ergebnisse der DGB-Expertise und anderer aktueller Studien betrachtet, sind diese Befunde auch heute noch erstaunlich aktuell. Das gilt insbesondere für das offenbar nach wie vor außergewöhnlich große qualitative Gefälle der Ausbildung in einzelnen Betrieben und Branchen und für die Tatsache, dass hinsichtlich der Einhaltung bestimmter Qualitätsstandards damals wie heute offenbar niemand zuständig zu sein scheint. Durch die Konzentration auf rein quantitative Angebots-Nachfrage-Relationen wurde eine Qualitätsdebatte lange Zeit vernachlässigt. „Die Bundesregierung hat diese Situation noch verschärft, indem sie die Ausbildereignungsverordnung, die eine entsprechende Qualifikation des Ausbildungspersonals vorsieht, 2003 für fünf Jahre außer Kraft gesetzt hat" (Nehls 2007, S. 116f.). Diese Entscheidung der Bundesregierung habe mit Blick auf die Notwendigkeit einer Qualitätsentwicklung der dualen Ausbildung entschieden kontraproduktiv gewirkt.

Inzwischen hat jedoch auch die Politik die Notwendigkeit für eine Qualitätssteigerung der dualen Ausbildung erkannt: „Das BMBF hat hierzu Initiativen zur Qualitätssicherung des Prozesses der dualen Ausbildung, zur Qualifizierung der Ausbilder, zur systematischen Verbindung von artverwandten Berufen in Berufsgruppen und zum leichteren Quereinstieg in das duale System (...) vorangetrieben (...). Weiterhin standen 2011 die Modernisierung von 15 Aus- und fünf Fortbildungsordnungen, die Kompetenzorientierung von Ausbildungsordnungen zur künftigen Umsetzung des lernergebnisorientierten Deutschen Qualifikationsrahmens, Maßnahmen zur Früherkennung des Qualifikationsbedarfs und Fördermaßnahmen des BMBF zur Qualitätssicherung im Ausbildungsprozess im Vordergrund" (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012, S. 7). Der kritische Punkt ist und bleibt jedoch das Fehlen einer verfassungsrechtlichen Kompetenz auf Bundesebene, die eine Koordinierung bei der Einführung von Qualitätssicherungssystemen und Qualitätsentwicklungsprozessen im Bildungsbereich erzwingen könnte.

2.4.1.2. Erhöhung der Übernahmequoten

Das vergleichsweise hohe Arbeitslosigkeitsrisiko gilt als besonderes Manko einer beruflichen Ausbildung vor allem im Vergleich zu einem Studium, das dieses Risiko deutlich minimiert. Durch eine Erhöhung der Übernahmequoten ließe sich die Attraktivität der dualen Ausbildung deutlich erhöhen. Vor diesem Hintergrund stellt eine weitere Maßnahme zur Steigerung der Attraktivität der dualen Ausbildung die Erhöhung der Übernahmequote nach erfolgreichem Abschluss der Ausbildung dar, und zwar nicht nur aus Sicht der Gewerkschaften. Auch das Bundesministerium für Bildung und Forschung stellt fest: „Der gelungene Übergang im erlernten Beruf gilt als zusätzlicher Erfolgsindikator: Durch einen Verbleib im erlernten Berufsfeld können Auszubildende und Betriebe optimal an die erlernten Fähigkeiten und sozialen Bindungen der Lehrzeit anschließen. In den vergangenen Jahren ist der Übergang innerhalb des erlernten Berufsfeldes durchschnittlich 80 Prozent der Ausbildungsabsolventen gelungen (...). Hauptursache für den Berufswechsel ist die Nichtübernahme durch den ausbildenden Betrieb, was in vielen Fällen zunächst zu einer Phase der Arbeitslosigkeit führt (...). Der Blick in die Übernahmequoten der Betriebe zeigt deutlich, dass die Zahl erfolgreicher Übernahmen von Lehrlingen nach Beendigung der Ausbildung stark gesunken ist" (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009, S. 47f.).

2.4.1.3. Größere Durchlässigkeit des (Berufs)Bildungssystems

Vielfach wird zur Erhöhung der Attraktivität der dualen Ausbildung eine größere *Durchlässigkeit* des (Berufs) Bildungssystems angemahnt, d.h. die „Ermöglichung des Aufstiegs von Stufe zu Stufe gemäß dem Grundprinzip des lebenslangen Lernens und insbesondere von qualifizierten Berufsbildungsabschlüssen in den Tertiärbereich" (Rothe 2011, S. 164). „Weiterhin müssen die tatsächlich gegebenen Anschluss- und Aufstiegsmöglichkeiten der Jugendlichen verbessert werden, die das Duale System der Berufsausbildung durchlaufen. Entscheidend dafür ist eine Verzahnung mit dem akademischen Ausbildungsstrang, sodass jederzeit ein Übergang vom Dualen System in das Hochschulsystem möglich ist, wenn bestimmte Ausbildungsmodule erfolgreich absolviert worden sind" (Diewald/Hurrelmann 2012, S. 136). Die Verbesserung der Durchlässigkeit von der dualen Berufsausbildung zur Hochschule ist auch eine zentrale Forderung der Wirtschaft, um die „Konkurrenzfähigkeit des dualen Systems zu stärken" (Weber 2008). In diesem Zusammenhang wird wiederholt beispielsweise die österreichische Berufsreifeprüfung als Instrument der Durchlässigkeit von der Lehre zur Hochschule als Vorbild genannt (Klimmer 2008).

Auch auf diese Anregung hat die Politik bereits reagiert: „Die Verbesserung der Durchlässigkeit von der beruflichen Bildung in den Hochschulbereich ist ein weiteres wichtiges Handlungsfeld zur Attraktivitätssteigerung beruflicher Bildung. Der KMK-Beschluss zum Zugang beruflicher Qualifizierter zu Hochschulen bietet hierfür eine gute Grundlage. Das BMBF hat den Ausbau von Aufstiegsstipendien und die Förderung spezifischer berufsbegleitender Studienangebote für beruflich Qualifizierte ohne Abitur an den Hochschulen vorangetrieben und Initiativen zur Anrechenbarkeit beruflicher Vorqualifikationen auf das Hochschulstudium verstärkt" (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2012, S. 6).

Mit der Forderung nach einer größeren Durchlässigkeit von der beruflichen Bildung in den Hochschulbereich ist häufig auch die Forderung nach einer grundsätzlichen Aufwertung der beruflichen gegenüber der Hochschulausbildung verbunden (Bosch 2010, S. 57). Der EQR und der DQR bieten durch die strikte Kompetenzorientierung die Möglichkeit einer solchen Gleichstellung (ebd.).

2.4.2. Marketingstrategien

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass vordergründiges Marketing ohne Qualitätsverbesserungen des Produkts „duale Ausbildung" zu kontraproduktiven Effekten führen kann. Trotzdem soll an dieser Stelle auf Marketingstrategien hinweisen werden, die zumindest in Teilbereichen (beispielsweise in bestimmten Berufen und Branchen) zu einer Attraktivitätssteigerung der dualen Ausbildung, d.h. zu einer Erhöhung der Nachfrage in bestimmten Ausbildungsberufen mit Rekrutierungsproblemen, beitragen können, ohne dass die Qualität des Produkts selbst substanziell verbessert wird. Den Berufen soll lediglich durch geeignete Maßnahmen ein besseres Image verpasst werden. Ferner soll die Marke „duale Berufsausbildung" für Aufmerksamkeit und Relevanz sorgen, die notwendig und angemessen ist (Heusinger 2008). Unter einem gemeinsamen Dach der Marke „Duale Berufsausbildung" könnten Strategien entwickelt werden, die die positive Wahrnehmung durch Berufseinsteiger zu einer Aufwertung der Berufsausbildung führen und Unternehmen motivieren, sich stärker an der Ausbildung zu beteiligen. Um eine erfolgreiche Marke „Duale Berufsausbildung" aufzubauen, bedarf es einer *Markenorganisation*, die das Mandat und die Fähigkeit hat, dieses Bildungsprodukt mit einem greifbaren und attraktiven Markenprofil zu versehen, das im In- und Ausland angemessene Beachtung garantiert (ebd.).

Zu den Marketingstrategien zählt beispielsweise auch die Kreation neuer (und offenbar attraktiverer) Berufsbezeichnungen. Bisweilen gelingt eine Imageverbesserung allein über die Veränderung der Berufsbezeichnung. Das gilt beispielsweise für die Ausbildungsberufe Gestalter/in für visuelles Marketing (früher: Schauwerbegestalter/in), Medienkaufmann/-frau Digital und Print (früher: Verlagskaufmann/-frau) und Informationselektroniker/in (früher Radio- und Fernsehtechniker) (Eberhard et al. 2009, S. 12). Es wird allerdings davor gewarnt, zur Imageförderung allein auf sprachkosmetische Korrekturen zu setzen. ‚Mogelpackungen' sprechen sich rasch herum (ebd.). Zwar bieten nach Expertenmeinung Marketingstrategien und Imagekampagnen das Potenzial, zur Lösung von Rekrutierungsproblemen beizutragen, jedoch sollten solche Kampagnen „bei den Jugendlichen realistische und vor allem von den Betrieben einlösbare Erwartungen an eine duale Berufsausbildung" wecken (Ebbinghaus et al. 2013, S. 16).

Letztlich steht und fällt die Attraktivität der dualen Ausbildung mit ihrer Qualität hinsichtlich ganz konkreter Merkmale wie den Ausbildungsinhalten, der fachlichen Anleitung, den Ausbildungszeiten und Überstunden, der Ausbildungsvergütung etc. Der statistische und kausale Zusammenhang zwischen Ausbildungsmängeln und -defiziten einerseits und Rekrutierungsproblemen andererseits ist in den fraglichen Berufen und Branchen evident. Entsprechend laufen die meisten Vorschläge zur Erhöhung der Attraktivität der dualen Ausbildung auf eine *Qualitätssteigerung* hinaus. Erstaunlich ist in diesem Zusammenhang der in der Literatur wiederholt erstellte Befund, dass die Forschungslage im Hinblick auf bedeutsame Qualitätskriterien der betrieblichen Ausbildung relativ bescheiden ist. Insofern sollte die Diskussion um sinnvolle Qualitätssicherungssysteme bzw. Qualitätsentwicklungsprozesse tatsächlich, wie vom BMBF vorgeschlagen, zielgerichtet vorangetrieben werden.

3. Informations- und Medienverhalten von Jugendlichen

3.1. Informations- und Medienverhalten allgemein

3.1.1. Technische Reichweiten

Mediennutzung setzt die technische Erreichbarkeit des Mediums voraus, also den persönlichen Zugang oder zumindest die Verfügbarkeit im Haushalt. Computer mit Internetzugang, Handy, Fernseher, Radio und MP3-Player sind heute in fast jedem Haushalt Standard. Fast alle Jugendlichen haben ein eigenes Handy, über 80 Prozent auch einen eigenen Computer, inzwischen verfügen fast 90 Prozent auch über einen eigenen Internetzugang (2011: 45 Prozent)[1]. Die hohe Computerausstattung unterscheidet sich auch kaum mehr hinsichtlich des Bildungshintergrundes, der Zugang zu Computern ist für die meisten Jugendlichen gegeben. Deutlich zugenommen hat der Besitz von Smartphones, also Mobiltelefonen mit der Möglichkeit, das Internet mobil zu nutzen und anderen erweiterten Funktionen. Hier stieg die Besitzrate von 23 Prozent (2010) über 43 Prozent (2011) auf 63 Prozent (2012) der Haushalte – Tendenz weiter steigend, vor allem bei Jugendlichen, von denen 2012 fast jeder zweite solch ein Gerät besaß. Knapp die Hälfte (46 Prozent) der 14- bis 19-Jährigen geht bereits via Handy oder Smartphone ins Internet (Eimeren/Frees 2012, S. 368). Die Zuwachsraten bei der Ausstattung und Nutzung mit bzw. von internetfähigen Smartphones/Handys sind im Bereich Hardware die augenfälligste Veränderung der letzten Jahre. Damit potenzieren sich gleichzeitig die Möglichkeiten (und eventuell auch die Gefahren) der sozialen Netzwerke, denn Smartphones werden – außer zum Telefonieren und Verschicken von SMS – von den Jugendlichen hauptsächlich genutzt, um die Kontakte zu den Communities herzustellen und aufrecht zu erhalten (siehe Tab. 3).

Der Vergleich zwischen Jungen und Mädchen zeigt bei letzteren eine besonders hohe Ausstattung mit Digitalkameras. Jungen besitzen häufiger einen eigenen Fernseher, eine feste Spielkonsole und ein Smartphone. Mit steigendem Alter nimmt die Geräteausstattung in der Regel deutlich zu. Auch für die verschiedenen Bildungsgruppen lassen sich Unterschiede in der persönlichen Ausstattung mit Mediengeräten feststellen.

Tab. 3: Mediennutzung: Technische Reichweiten 2012 (Auswahl)

	Verfügbarkeit	
	im Haushalt	**persönlich**
Computer/Laptop	100%	82%
Handy	98%	97%
Fernseher	98%	60%
Radio	91%	63%
MP3-Player/iPod	88%	81%
Internetzugang	98%	87%
Digitalkamera	93%	60%
Smartphone/iPhone	63%	47%

Quelle: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012

Die Ausstattung mit Fernseher, fester Spielkonsole und DVD-Player ist bei Jugendlichen, die eine Hauptschule besuchen bzw. einen entsprechenden Abschluss haben, am höchsten. Radio und Digitalkamera findet man hingegen öfter bei Gymnasiasten. Der Besitz von Handy, Internetzugang und Computer/Laptop ist in allen drei

1 Die Verdoppelung der Reichweite innerhalb eines Jahres ist im Wesentlichen auf neue Frageformulierungen zurückzuführen. Die Frage nach dem Internetanschluss im eigenen Zimmer schließt nun neben einem stationären Internetzugang auch explizit die Internetnutzung über WLAN zum Beispiel mit Laptop oder Tablet-PC ein. Über WLAN verfügten 2012 bereits 90 Pro-zent der Haushalte. Vgl. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 30f.

Gruppen auf sehr hohem Niveau (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 8f.).

3.1.2. Mediennutzung

Die in der Regel mittels Befragungen erhobenen technischen Reichweiten dürften im Wesentlichen die Realität der tatsächlichen Geräteausstattung beschreiben. Bei der Darstellung der Medien*nutzung*, die in der Regel ebenfalls auf Befragungsergebnissen basiert, kann man sich hinsichtlich der Validität der Daten nicht so sicher sein. Problematisch bei der Erforschung der quantitativen und vor allem qualitativen Mediennutzung ist in erster Linie die Tatsache, dass „unterschiedliche Erhebungsmethoden zu divergierenden Ergebnissen hinsichtlich des selbstberichteten Mediennutzungsquantums bei denselben Befragten führten" (Gleich 2007, S. 529). Die Validität der Aussagen über die Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen auf der Basis von Selbstberichten ist deswegen nicht immer gegeben. Es gibt daher Diskrepanzen in den gemessenen Mediennutzungszeiten und -inhalten, die von den jeweils verwendeten Mess- bzw. Erhebungsmethoden abhängig sind (ebd., S. 530).

Medien sind fester Bestandteil im Alltag von Jugendlichen vor allem in der Freizeit: Elf der beliebtesten Freizeitbeschäftigungen sind medienbasierte Tätigkeiten, allen voran Fernsehen und Internet (Calmbach et al. 2012, S. 50f.). Betrachtet man die *tägliche* Nutzung als Indiz für besonders hohe Alltagsrelevanz, dann steht das *Handy* als ständiger Begleiter der Jugendlichen an vorderster Stelle. Das gilt vor allem für Jugendliche mit eher niedrigem Bildungsniveau (siehe Tab. 4).

Während die zentralen Medien Internet und Fernsehen von Jungen wie Mädchen in vergleich-barer Häufigkeit genutzt werden, zeigen Mädchen eine Vorliebe für Handy, Radio, Bücher und Digitalkameras. Jungen hingegen nutzen deutlich häufiger eine Tageszeitung (gedruckt wie online), Computer- und Konsolenspiele, DVDs und einen Computer (offline) sowie die Online-Angebote von Zeitschriften. Besonders eklatant ist die unterschiedliche Nutzung bei Computer- und Konsolenspielen: Hier ist der Anteil der regelmäßigen Nutzer bei den Jungen mit 48 Prozent mehr als dreimal so hoch wie bei den Mädchen mit 14 Prozent. Mit steigendem Alter nimmt die Häufigkeit der regelmäßigen Mediennutzung im Allgemeinen zu, und im Besonderen wächst die Bedeutung von Musik, Internet, Handy und Tageszeitung beständig. Der Stellenwert des Fernsehens sowie von Computer- und Konsolenspielen geht hingegen etwas zurück (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 13ff.).

Trotz der großen Auswahl an Medienangeboten und der Präferenz für elektronische Medien wissen Jugend-

Tab. 4: Mediennutzung in der Freizeit 2012 (Auswahl)

	Nutzung täglich/mehrmals wöchentlich		
	Gesamt	**Mädchen**	**Jungen**
Handy	91%	95%	87%
Fernseher	91%	90%	92%
Internet	91%	90%	92%
MP3-Player/iPod	81%	80%	82%
Radio	78%	80%	76%
Bücher	41%	49%	35%
Tageszeitung	41%	35%	45%
Computer (offline)	31%	25%	35%
Computer-/ Konsolenspiele	32%	14%	48%
Digitalkamera	34%	41%	29%
Zeitschriften/Magazine	26%	26%	27%

Quelle: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012

liche auch „alte“ Medien zu schätzen: 44 Prozent der Jugendlichen lesen regelmäßig Bücher und 42 Prozent Tageszeitungen. Dabei zeigen Mädchen eine deutlich größere Affinität zu Büchern als Jungen. Gymnasiast/innen lesen deutlich häufiger als Jugendliche mit Haupt- oder Realschulhintergrund. Die Nutzung von E-Books spielte 2012 bei Jugendlichen (noch) keine Rolle. Insgesamt geben nur zwei Prozent an, regelmäßig solche elektronischen Bücher zu lesen (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 18).

Der Anteil der Jugendlichen, die regelmäßig Bücher lesen, ist laut JIM-Studie in den letzten zehn Jahren stabil geblieben (ebd., S. 18). Ob allerdings tatsächlich nach wie vor über 40 Prozent der Jugendlichen in der Freizeit regelmäßig (also täglich oder mehrmals wöchentlich) Bücher und/oder Tageszeitungen lesen, ist mit diesen Umfrageergebnissen noch nicht nachgewiesen. Man muss vielmehr davon ausgehen, dass durch die Befragungsergebnisse in einem nicht kontrollierbaren Umfang die Nutzung kulturell positiv konnotierter Medien wie Bücher und Zeitungen überbewertet wird. Dieser Zusammenhang gilt auch für die genutzten Inhalte, denn dieser Bias kommt nicht nur bei den quantitativen, sondern auch, wie später gezeigt wird, bei den qualitativen Aspekten der Mediennutzung zum Tragen.

Mit der Veränderung des verfügbaren technischen Inventars verändert sich auch die Mediennutzung. Im Zehn-Jahres-Vergleich zwischen 1998 und 2008 ging die Radionutzung von 85 Prozent auf 72 Prozent zurück. Die Tonträgernutzung blieb insgesamt konstant. Allerdings wurden MP3s wichtiger als der klassische Bereich der Musik-CDs oder -Kassetten. Der Wert für das Medium Fernsehen ist auf sehr hohem Niveau geblieben. Generell erweist sich das Fernsehen hinsichtlich seiner Attraktivität auch für die 12- bis 19-Jährigen als sehr stabil. Rückläufig sind die Reichweiten der Printmedien. Neben PC und Internet gehören Handys zu den technischen Entwicklungen, die in den letzten 15 Jahren deutlich das Leben – nicht nur der Jugendlichen – verändert haben. Sie sind vor allem Kommunikationsplattform, bieten aber darüber hinaus vielfältige weitere Optionen.

3.1.3. Glaubwürdigkeit von Medien

Auf die Frage, welchem Medium sie bei widersprüchlicher Berichterstattung am ehesten glauben würden, schenken die Jugendlichen zu 48 Prozent der Tageszeitung das größte Vertrauen (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 16). 22 Prozent entscheiden sich für das Fernsehen und 17 Prozent für das Radio. Trotz der hohen Alltagsrelevanz des Internets entfallen bei dieser Frage hierauf nur 11 Prozent der Nennungen. Die geringe Glaubwürdigkeit, die mit einem großen Ausmaß an inhaltlicher Beliebigkeit und Banalität korrespondiert, dürfte auch der Grund dafür sein, dass das Internet als Informationsmedium eine vergleichsweise geringe Rolle spielt (siehe unten). Hinsichtlich seiner Glaubwürdigkeit kann das Internet bei den Älteren auch keinen signifikanten Zuwachs verzeichnen. Betrachtet man die verschiedenen Altersgruppen, nimmt die Bedeutung der Tageszeitung (was ihre Glaubwürdigkeit angeht) mit steigendem Alter zu. Dies korrespondiert auch mit der Nutzungshäufigkeit dieses Mediums. Auch bei den Bildungsgruppen gibt es Unterschiede in der Bewertung der Glaubwürdigkeit der Medien. Für Jugendliche mit formal niedrigerer Bildung ist das Fernsehen das vertrauenswürdigste Medium (32 Prozent), dicht gefolgt von der Tageszeitung (28 Prozent). Bei den Jugendlichen, die einen Gymnasialabschluss anstreben, ist die Tageszeitung eindeutig das glaubwürdigste Medium (55 Prozent) – mit beträchtlichem Abstand zu den anderen Medien (Fernsehen: 21 Prozent, Radio: 14 Prozent, Internet: 8 Prozent; vgl. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 17). In diesem Zusammenhang muss jedoch methodenkritisch angemerkt werden, dass die Befragten zu einem pauschalen Urteil über ganz unterschiedliche Tageszeitungen (und andere Medien) genötigt werden, die sich hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv betrachtet deutlich unterscheiden.

3.1.4. Internetnutzung und Web 2.0

Das Internet ist ein Musterbeispiel für technische und inhaltliche Konvergenz, d.h. das „Zusammenlaufen von Übertragungswegen auf Basis der Digitalisierung medialer Daten“ und „die Möglichkeit, einen Inhalt über verschiedene Medien und mediale Tätigkeiten zu verfolgen (...). Die inhaltliche Konvergenz ermöglicht demnach rezeptive, interaktive, kommunikative und produktive Tätigkeiten mit Medien zu einem bestimmten Inhalt. Computer und Internet nehmen in diesem Zusammenhang die Funktion wichtiger Schaltstellen im Medienensemble ein“ (Schorb et al. 2008, S. 4). Das Internet wird daher gelegentlich auch salopp als „mediale Allzweckwaffe“ bezeichnet, weil es der Suche nach Information und Unterhaltung dient und darüber hinaus sozial-kommunikative Interaktion und gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht (ebd., S. 9). Medien und die dazugehörigen Geräte nähern sich immer mehr an und verschmelzen miteinander. Die Multifunktionalität der Geräte und die Verbreitung spezifischer Inhalte über viele verschiedene Wege führen bisher jedoch zu keiner Reduzierung an Mediengeräten – im Gegenteil (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 6). Die Frage ist ferner, in welchem Umfang und zu welchem Zweck diese diversen Nutzungsmöglichkeiten auch tatsächlich realisiert werden.

3.1.4.1. Internet: Nutzungshäufigkeit

Die hohe Ausstattungsrate bei Jugendlichen mit Computer bzw. Laptop ist im Jahr 2012 noch einmal leicht angestiegen. Aktuell haben 82 Prozent der 12- bis 19-Jährigen (Tabelle 3) einen eigenen Rechner zur Verfügung (2011: 79 Prozent).

Was die Internet*nutzung* betrifft, so ergeben sich aus verschiedenen Gründen erhebliche Probleme bereits bei der quantitativen Reichweitenmessung, die dazu führen, dass sich die ermittelten Internet-Nutzerzahlen der deutschen Reichweitenforschung teilweise erheblich unterscheiden (Frey-Vor et al. 2008, S. 232ff.). Bis jetzt haben sich noch nicht alle relevanten Marktteilnehmer auf ein Erhebungssystem verständigen können. Diese Messproblematik gilt verstärkt für die genutzten Inhalte. Unter diesem Vorbehalt stehen die folgenden Ausführungen. Die Probleme bei der Reichweitenmessung sind im Falle des Internet von besonderer Bedeutung, da die Betreiber der sozialen Netzwerke, aber auch anderer Plattformen über die Anzahl und Struktur ihrer Nutzer und deren Vorlieben und Präferenzen bis ins Detail bestens Bescheid wissen. Diese Erkenntnisse werden jedoch ausschließlich für kommerzielle Zwecke genutzt.

Zunächst zum zeitlichen Umfang: Laut JIM 2012 sind 68 Prozent der 12- bis 19-Jährigen täglich (stationär per Computer oder Laptop und/oder per Handy oder Smartphone) im Internet unterwegs, 91 Prozent mindestens mehrmals pro Woche. Hinsichtlich Geschlecht und Bildungshintergrund gibt es so gut wie keine Unterschiede, allerdings ist bei den Jüngsten nur knapp die Hälfte täglich im Netz aktiv, bei den Ältesten sind es vier Fünftel (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 31ff.). Hinsichtlich der genutzten *Inhalte* ergeben sich jedoch deutliche geschlechts- und altersspezifische Muster (siehe Abschnitt 3.1.4.2). Die Zeit, die Jugendliche nach eigener Einschätzung an einem durchschnittlichen Werktag (Montag bis Freitag) im Internet verbringen, ist mit rund 130 Minuten (2012) inzwischen deutlich höher als die tägliche Fernsehnutzung (113 Minuten). Damit hat das Internet in dieser Altersgruppe das Fernsehen als „Leitmedium" abgelöst und wird für Jugendliche zum „Massenmedium 2.0" (Schorb et al. 2008, S. 55). Das liegt daran, dass das Internet als eine Art „mediale Allzweckwaffe" gilt, die alle wichtigen Kommunikations-, Unterhaltungs- und Informationsaufgaben erfüllt (Schneider/Warth 2010, S. 473).

Während Nutzungsfrequenz und -dauer 2012 im Vergleich zum Vorjahr weitgehend stabil geblieben sind, haben die *Zugangswege* zum Internet eine Erweiterung erfahren. Bezogen auf die 14 Tage vor der Befragung haben fast alle Jugendlichen das Internet stationär per Computer oder Laptop genutzt. Fast jeder zweite Jugendliche hat sich aber auch via Handy oder Smartphone im Internet bewegt – ein Anstieg um 20 Prozentpunkte im Vergleich zum Vorjahr. (Noch) nicht weit verbreitet ist die Onlinenutzung über einen Tablet-PC, eine Spielkonsole, MP3-Player oder Fernseher (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 32ff.).

3.1.4.2. Funktion und Inhalte der Internetnutzung

Traditionell wird in der Medienforschung unterschieden zwischen kognitiven, emotionalen, habituellen, sozial-interaktiven, Escape- und Erlebnisfunktionen der Mediennutzung (Saxer et al. 1980). Alle vorliegenden Ergebnisse sprechen dafür, dass die Internetnutzung für Jugendliche vor allem eine *sozial-interaktive* Funktion hat. Computer und Internet sind für Jugendliche nicht nur leicht verfügbar, sie werden auch intensiv genutzt, und zwar vor allem zur Kommunikation. Für die Jüngeren hat das Internet außerdem eine deutlich höhere Bedeutung als *Unterhaltungs- und Entspannungsmedium* als für die älteren Konsumenten, während das Fernsehen in allen Altersgruppen vor allem für Unterhaltung sorgt (Koob et al. 2012, S. 31).

Was die Art der Nutzung des Internet betrifft, so gilt nach wie vor: Eindeutig die meiste Zeit wird online für *Kommunikation* verwendet. Mit 45 Prozent entfällt fast die Hälfte der Zeit, die die Jugendlichen im Internet verbringen, auf kommunikative Tätigkeiten wie Mailen, Chatten oder die Nutzung sozialer Netzwerke. Bei den kommunikativen Aktivitäten im Internet stehen die Online-Communities an erster Stelle. Fast 80 Prozent der Jugendlichen suchen Plattformen wie facebook oder SchülerVZ regelmäßig auf (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 32ff.), wobei Mädchen die Communities etwas häufiger nutzen als Jungen. Insofern spricht man neuerdings von einer zunehmenden *Habitualisierung* der Social Communities (Busemann/Gscheidle 2012). „Die Differenz zwischen gelegentlicher und regelmäßiger (...) Nutzung wird immer geringer. Auffällig ist, dass in Communities zunehmend von der Möglichkeit Gebrauch gemacht wird, eigene Inhalte einer (potenziell) größeren Anzahl an Personen zugänglich zu machen. Hier deutet sich ein Wandel im Umgang mit der Community an: Neben One-to-one- wird zunehmend von One-to-many-Kommunikation Gebrauch gemacht" (ebd., S. 389).

Aus Sicht der Jugendlichen ist das Internet also vor allem eine *Kommunikationsplattform*. Social-Web-Angebote wie Netzwerkplattformen werden vor allem genutzt, um in der Peer-group nicht abseits zu stehen (Schmidt et al. 2011, S. 203). Alle einschlägigen Studien kommen zum Ergebnis, dass „das Internet von den Heranwachsenden zum Großteil zur Kommunikation verwendet wird" (Forschungsverbund Deutsches

Jugendinstitut/Technische Universität Dortmund 2011, S. 65). Der größte Teil der Zeit, die im Internet verbracht wird, entfällt bei den 14- bis 19-Jährigen auf den Austausch mit anderen (E-Mails, Chatten, Besuch von Foren etc.) (Institut für Demoskopie Allensbach 2010, S. 4). Dabei dominieren heute Communities bzw. soziale Netzwerke. Im Vergleich zu 2011 hat facebook 2012 seine Nutzerschaft deutlich um 3,58 Millionen steigern können, während die anderen Netzwerke verloren. Facebook gilt als Community, die nahezu alle Lebensbereiche, Personen- und Altersgruppen anspricht, und wird – auch aufgrund der internationalen Präsenz – als „Tor zur Welt" wahrgenommen, während studiVZ mit klarem Fokus auf Schüler/innen und Studentinnen/Studenten zunehmend als „Auslaufmodell" und wer-kennt-wen als „regionale Alternative" gilt (Busemann/Gscheidle 2012, S. 380). Der Dienst Twitter ist zwar in aller Munde, spielt in der Kommunikation unter Jugendlichen jedoch nur eine untergeordnete Rolle (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2011, S. 33f.).

Auch bei der Nutzung von Smartphones spielt diese Art der Kommunikation inzwischen eine große Rolle: Die wichtigsten Apps (Applikationen) sind mit Abstand solche, die den Zugang zu Communities (in erster Linie facebook) ermöglichen. Für je zwei Fünftel der Jugendlichen dient das Handy regelmäßig als Verbindung zur Community und als Zugang zum Internet (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 55ff). Deutlich angestiegen ist die Anzahl der „Freunde", mit denen Nutzer einer Online-Community vernetzt sind. 2010 waren es im Durchschnitt 159 Freunde, 2011 dann schon 206 und mit 272 Freunden ist 2012 ein neuer Höhepunkt erreicht (ebd., S. 44). Die Anzahl virtueller „Freunde" wird zusehends ein Indiz und eine Art „Währung" für ein hohes Sozialprestige. Damit werden auch die Methoden, wie man die Zahl seiner virtuellen „Freunde" maximieren kann, zu einem interessanten Forschungsgebiet.

Ein weiterer Bereich ist die Nutzung des Internet für *unterhaltende Inhalte*. Zum Zeitvertreib nutzen zwei Drittel der Jugendlichen regelmäßig Videoplattformen wie beispielsweise YouTube oder sevenload (68 Prozent), etwas weniger stöbern regelmäßig durch Profile in Communities (64 Prozent) oder hören Musik am Rechner bzw. aus dem Internet (62 Prozent). Knapp die Hälfte der 12- bis 19-Jährigen surft regelmäßig einfach so durch das Internet (45 Prozent), schaut Videos an oder lädt diese herunter (43 Prozent).

Informieren sich Jugendliche im Internet, so steht an erster Stelle die Nutzung von Suchmaschinen. Vier Fünftel erkunden regelmäßig die Informationsflut des Internet mit Hilfe von Angeboten wie Google oder Bing. Zwei Fünftel recherchieren in Online-Lexika wie Wikipedia, ebenso viele informieren sich über Themen wie Ausbildung und Beruf (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2011, S. 35f.).

Unter den Inhalten, die am häufigsten im Netz abgerufen werden, rangieren aktuelle Nachrichten ganz oben. 61 Prozent der Onlinenutzer rufen gelegentlich bis häufig Nachrichten im Netz ab. Allerdings ist das Internet nur für jeden Fünften die maßgebliche Informationsquelle. 68 Prozent erhielten ihre Informationen über das Fernsehen, 35 Prozent über das Radio und 42 Prozent über die Tageszeitung. „Das Internet wird als Informationsmedium kaum in Betracht gezogen, obwohl heute fast alle Tageszeitungen auch mit Onlineauftritten präsent sind. Die oftmals kostenpflichtigen E-Papers der regionalen Tagespresse erreichen die junge Generation offenbar kaum" (Feierabend/Rathgeb 2011, S. 302f.). Die weitaus meisten Jugendlichen schöpfen die Potenziale des Internet nicht aus, sondern bedienen sich seiner Angebote in einer vorgegebenen im Rahmen des Angebotsspektrums eher konventionellen Art und Weise (Schmidt et al. 2011, S. 203).

Zusammenfassend lässt sich sagen: Das Internet wird für Jugendliche zusehends zum Massenmedium, weil die im Internet präsentierten Inhalte in sozial-interaktive Umgebungen eingebettet sind, die eine kommunikative Auseinandersetzung erlauben (Schorb et al. 2008, S. 54ff.). Die digital vermittelte Kommunikation (per Handy oder via Internet) hat ferner einen hohen Stellenwert bei der Gestaltung persönlicher Beziehungen vor allem innerhalb der Peergroup (Friedrichs/Sander 2010, S. 290). Zwar ist die *direkte* personale Kommunikation nach wie vor die ideale Option für die meisten Kommunikationssituationen, jedoch „muss ernst genommen werden, dass die Häufigkeit und Intensität des Umgangs mit technischen Kommunikationsmitteln die Gelegenheit zur personalen Kommunikation deutlich übertrifft und deshalb auch an Bedeutung für die sozialen Beziehungen gewinnt" (Schmidt et al. 2011, S. 263).

3.1.4.3. Nutzungsverhalten bestimmter Zielgruppen

Merkmal Geschlecht

Das sozialstatistische Merkmal, das hinsichtlich der Häufigkeit und der Dauer der Internetnutzung sowie beim Zugang und den Einstellungen die größten Unterschiede erzeugt, ist das Geschlecht (Forschungsverbund Deutsches Jugendinstitut/Technische Universität Dortmund 2011, S. 68). Frauen verbringen weniger Zeit im Netz als Männer. Männer sind ferner grundsätzlich aktiver im Netz. Sie surfen häufiger, zeigen eine höhere Affinität zu Audio- und Videoanwendungen und nutzen ganz generell mehr und zeitaufwändigere Anwendun-

gen als Frauen. Mit dem Geschlecht der Heranwachsenden variieren auch ihre Interessen, mit denen sie sich den Medien und insbesondere dem Internet zuwenden. Zu den rein inhaltlichen Interessen tritt bei den Jungen ein stärkeres Interesse an Technik. Insbesondere mit Blick auf die rezeptiven Internettätigkeiten nutzen die männlichen Jugendlichen neue Angebotsformen wie Internetradio, Podcast und Internetfernsehen in deutlich stärkerem Umfang als gleichaltrige Mädchen. Deren Interessen liegen mehr im kommunikativ-sozialen Bereich. Auch die Breite der Nutzung des konvergenten Medienensembles wird von geschlechtsspezifischen Interessen moderiert: Jungen zeigen eine breitere Nutzung bei Computerspielen, Mädchen bei Musik-, Film- und Fernsehpräferenzen und damit bei Präferenzbereichen, die Interessen an (Medien-) Personen stärker bedienen können (Schorb et al. 2008, S. 41ff.).

Merkmal Bildungs- und Leistungsniveau

Auch die Bildungs- und Leistungsniveaus der Jugendlichen beeinflussen Qualität und Quantität der Internetnutzung. Die Unterschiede „betreffen die Häufigkeit der Internetnutzung und den Zugang zum Netz, vor allem aber die Netzaktivitäten der Jugendlichen. So variiert die Frage, inwieweit die Jugendlichen mittels eigenem Account, eigener Homepage sowie eigenem Blog am Web 2.0 teilhaben, hochgradig mit dem Bildungsabschluss. Zudem zeigen sich insbesondere auch bei der Nutzung der anderen typischen Web 2.0-Anwendungen, sowie bei der Intention der Nutzung und den Adressatinnen und Adressaten der Angebote bedeutsame bildungsspezifische Unterschiede“ (Forschungsverbund Deutsches Jugendinstitut/Technische Universität Dortmund 2011, S. 68). Auch die reinen Nutzungszeiten unterscheiden sich je nach Bildungsgrad: Jugendliche mit Hauptschulbildung sind deutlich häufiger und länger im Netz als Jugendliche mit mittlerer oder höherer Bildung. Allerdings könnte es sich hier um eine typische Scheinkorrelation handeln, denn maßgeblich für die unterschiedlichen Nutzungshäufigkeiten ist möglicherweise nicht die unterschiedliche Schulbildung, sondern die unterschiedliche Lebenssituation: „Hier ist allerdings zu beachten, dass zahlreiche Jugendliche mit Haupt- oder Realschulhintergrund sich bereits in einer Berufsausbildung und damit einer anderen Lebenssituation befinden. Diese Jugendlichen weisen deutlich höhere Nutzungszeiten im Vergleich zu den Schülern auf“ (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2011, S. 31). Der Umstand, dass Jugendliche mit Haupt- oder Realschulhintergrund sich zum Zeitpunkt der Datenerhebung bereits in einer Berufsausbildung (und damit in einer anderen Lebenssituation) befinden, erklärt ihre längeren Nutzungszeiten jedoch nicht hinreichend, zumal ihnen aufgrund dieser anderen Lebenssituation weniger Zeit für die Internetnutzung zur Verfügung steht.

Für Jugendliche mit niedrigem und mittlerem Bildungshintergrund (unterhalb des Abiturs) ist vor allem das *Handy* ein persönliches Allroundmedium. Diese Jugendlichen präferieren häufiger solche Medieninhalte (und Medienfiguren), die sehr populär sind und in größerem Maße Peer-Einbindung gewährleisten. Hier scheint die tendenziell stärkere *Konsumorientierung* der niedrig Gebildeten zum Ausdruck zu kommen (Schorb et al. 2008, S. 49). Die gezielte *Informationssuche und Recherche* im Internet spielt zwar insgesamt eine untergeordnete Rolle. Allerdings steigt mit dem Bildungsgrad der Anteil der Onlinenutzung für Recherche und Information (Feierabend/Rathgeb 2011, S. 304). 17 Prozent der Gymnasiastinnen und Gymnasiasten, aber nur 11 Prozent der Hauptschüler/innen nutzen das Internet auch für Recherche und Information (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 33).

Den Zusammenhang zwischen dem Bildungs- und Leistungsniveaus der Jugendlichen und der Qualität und Quantität der Internetnutzung bestätigen alle einschlägigen Studien. Allerdings wird im Hinblick auf „bildungsbenachteiligte“ Jugendliche auch konstatiert, dass diese „dabei sind, sich die Potenziale der Medienwelt zu erschließen, situationsbezogen und funktional die einen, kreativ und explorativ die anderen, zielstrebig und auf die Erweiterung ihrer Fähigkeiten bedacht die dritten“ (Wagner 2008, S. 15).

Merkmal Alter

Mit dem Alter steigt vor allem die Internetnutzung unabhängig vom Geschlecht und vom Bildungsstand deutlich an. Laut JIM (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 31ff.) ist von den 12- bis13-Jährigen nur knapp die Hälfte täglich im Netz aktiv, bei den 18- bis 19-Jährigen sind es vier Fünftel. Die jüngeren Jugendlichen greifen stärker auf Spiele und auf eine Vielzahl an konvergenten Medien zu und verfolgen die vom Markt vorgegebenen Angebotsstrukturen intensiver als die älteren Befragten. Bei den Älteren tritt der multifunktionale Internet-PC stärker in den Vordergrund, wenn es darum geht, sich den favorisierten Medieninhalten zuzuwenden. Somit scheinen die Altersdifferenzen – neben anderen Faktoren – auch dadurch bedingt zu sein, dass mit fortschreitender Aneignung der vielfältigen Tätigkeitsoptionen des Internet-PC die inhaltlich-konvergenten Angebote der Einzelmedien für die Jugendlichen an Bedeutung verlieren (Schorb et al. 2008, S. 50ff.).

Merkmal Migrationshintergrund[2]

Versuche, die Mediennutzung speziell von Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu untersuchen, haben mit dem Problem zu kämpfen, dass diese Jugendlichen außer dem Merkmal Migrationshintergrund wenig gemeinsam haben. Innerhalb dieser Populationen gibt es ganz unterschiedliche Positionen zur Mehrheitsgesellschaft, zur eigenen Herkunft und hinsichtlich der Migrationstraditionen und der deutschen Sprachkompetenz. Im Zusammenhang mit der Frage einer zielgruppenspezifischen Ansprache ist der Befund interessant, dass türkischstämmige Jugendliche häufig (anders als etwa Aussiedler/innen aus der ehemaligen Sowjetunion bzw. Russland) auf Medien aus ihrem Herkunftskontext nicht verzichten möchten (Trebbe et al. 2010, S. 116f.). Das zeigt sich besonders deutlich in der Dominanz der zweisprachigen Fernsehnutzung in diesem Milieu (ebd., S. 166). Im Übrigen wird moderne Technik (Internet, Handy) auch von diesen Jugendlichen selbstbewusst und routiniert und vor allem zur Kommunikation eingesetzt. Das Handy gehört zur medialen Grundausstattung. Für den Computer gilt das nur mit Abstrichen, was auch daran liegen dürfte, dass türkischstämmige Jugendliche häufig einem vergleichsweise „computerkritischen" Familienumfeld ausgesetzt sind. Jugendliche *ohne* Migrationshintergrund nutzen *häufiger* den Computer und das Internet, und zwar vor allem auch in Verbindung mit einer funktionalen Nutzung für Schule, Ausbildung und Beruf. Andere Dienste im Internet werden in allen Gruppen etwa gleich stark genutzt. In den migrantischen Milieus liegen ferner vor allem die Nutzungsdaten für Radio und Tageszeitungen unter denjenigen der autochthonen Milieus (ebd., S. 179). Es gelten im Übrigen die gleichen Zusammenhänge wie für Jugendliche ohne Migrationshintergrund: Qualität und Quantität der Mediennutzung hängen stark mit dem soziodemografischen Profil der Befragten – insbesondere mit der formalen Bildung – zusammen. Je höher das Bildungsniveau, desto höher die Affinität zu den Funktionsmedien (Computer, Handy, Spielkonsolen). Je jünger die Befragten, desto eher nutzen sie Computerspiele, und männliche Jugendliche sind häufiger am PC oder im Internet beschäftigt als weibliche (ebd., S. 117). Insgesamt sind in Bezug auf die neuen digitalen Medien „die Gemeinsamkeiten der Heranwachsenden mit und ohne Migrationshintergrund offensichtlich sehr viel größer als die Unterschiede" (ebd., S. 199).

2 Die in diesem Abschnitt zugrunde gelegte Untersuchung (Trebbe et al. 2010) unterscheidet idealtypisch lediglich zwischen türkischstämmigen und Aussiedlerjugendlichen.

Internetnutzung in sozialen Milieus

Neben der Berücksichtigung von klassischen soziodemografischen Merkmale als erklärende Variablen ist generell und speziell mit Blick auf die Mediennutzung die *Typenbildung* eine beliebte Methode der Zielgruppenbeschreibung, für die Begriffe wie Lebensstile, soziale Milieus oder Lebenswelten benutzt werden. „Unter diesen Begriffen werden für Individuen und Gruppen charakteristische Formen der Lebensführung verstanden, in der Handlungsanforderungen, Lebensbedingungen und -erfahrungen zu einem Muster oder einer Konfiguration von Handlungen, Gefühlen, Einstellungen verarbeitet werden" (Frey-Vor et al. 2008, S. 243).

Auf die Sinus-Milieus haben wir bereits hingewiesen. Den dort beschriebenen Typen werden bestimmte Charakteristika der Internetnutzung zugeschrieben (siehe Tab. 5).

Die Sinus-Milieus sind als Reaktion auf die Forderungen der Werbewirtschaft nach besseren und genaueren Grundlagen für zielgruppenspezifischere Werbestrategien entstanden. Das gilt auch für die „Euro-Styles-Typologie", deren Entwicklung in Deutschland von der Gesellschaft für Konsum- und Absatzforschung (GfK) betrieben wird. Hier werden insgesamt acht Typen unterschieden, darunter beispielsweise die Typen „Magic World", „Standing World" und „New World" (Frey-Vor et al. 2008, S. 252f.). Beim Typus „Magic World" handelt es sich um „intuitive junge materialistische Leute mit Kindern und geringem Einkommen, die einem Platz an der Sonne hinterherjagen und ihrem guten Stern vertrauen." Dem Typus „Standing World" werden „kultivierte, pflichtbewusste und vermögende Staatsbürger" zugeordnet, die „ihren Überzeugungen treu bleiben und an Traditionen ausgerichtet sind." Und unter dem Typus „New World" werden „hedonistische tolerante Intellektuelle mit gehobenem Lebensstandard auf der Suche nach persönlicher Harmonie und sozialem Engagement" subsumiert (ebd., S. 253f.).

Speziell auf die Freizeit- und Mediennutzung hin konstruierte Typologien unterscheiden beispielsweise zwischen kreativer Freizeitelite, geselligen Jugendlichen, Medienfreaks und engagierten Jugendlichen oder – speziell im Hinblick auf die Internet-Nutzung – zwischen Gamern, digitalen Netzwerkern, Multi-Usern und Funktions-Usern (Albert et al. 2010, S. 98 ff). Des Weiteren wird zwischen Wenignutzern, Community-Orientierten, aktiven Informationsmanagern und spieleorientierten Nutzern differenziert (Schmidt et al. 2011, S. 90ff.). Einfachere Typologien beschränken sich auf die Unterscheidung zwischen Viel- und Wenigseher (Frey-Vor et al. 2008, S. 243, S. 253ff). Die ARD-Mediennutzer-Typologie wiederum unterscheidet zwischen den Typen Junge Wilde, Erlebnisorientierte, Leistungsorientierte,

Tabelle 5: Internetnutzung in den Sinus-Milieus*

Bezeichnung	Internetnutzung
Adaptiv-Pragmatische	Online-Netzwerk-Nutzung als Selbstverständlichkeit
Konservativ-Bürgerliche	Vorsichtig und zurückhaltend im Social Web
Sozialökologische	Eher kritische Haltung gegenüber Online-Netzwerken
Expeditive	Reflektiertes Inszenierungshandeln in Online-Netzwerken Umfangreiche Nutzung von Download-. Filesharing- und Streamingangeboten
Experimentalistische Hedonisten	Kritik an extensivem Inszenierungsbedürfnis in sozialen Netzwerken Häufig moralische Begründung des Download-Verhaltens
Materialistische Hedonisten	Aufmerksamkeitssuche in Online-Netzwerken
Prekäre	Online-Netzwerke werden eher passiv genutzt Seltene Download-Aktivitäten

*Quelle: Calmbach et al. 2012, S. 60.

Neue Kulturorientierte, Unauffällige, Aufgeschlossene, Häusliche, Klassisch Kulturorientierte und Zurückgezogene. Definitionsgemäß sind die 14- bis 19-Jährigen vorzugsweise den Typen „Junge Wilde" und „Erlebnisorientierte" zuzuordnen (ebd., S. 261ff).

Die Milieu- und Lebensstiltypologie ist nicht ganz unumstritten (Frey-Vor et al. 2008, S. 266ff). Sie stammt, wie bereits mehrfach betont, aus der Konsum- und Absatzforschung. Die damit verbundenen Zielsetzungen sind nicht unbedingt sozialwissenschaftliche. Dem kommerziellen Charakter geschuldet ist auch eine Geheimhaltung der Erhebungsinstrumente und Verfahren der Typenzuweisung, die im Gegensatz steht zum Gebot der Reproduzierbarkeit der Ergebnisse, die die wissenschaftliche Forschung kennzeichnet (Hartmann 1999, S. 234). Außerdem weisen die Typologien in aller Regel hohe statistische Zusammenhänge zu soziodemografischen Merkmalen wie Geschlecht, Alter, Schulabschluss, Einkommen etc. auf, die am Ende letztlich doch wieder die erklärenden Variablen sind. Und schließlich ist die Typenbildung mal mehr, mal weniger tautologisch, da sich in der Beschreibung der Merkmale der Typen ja ihre Definition widerspiegelt.

Die Konzentration auf die per Umfragen ermittelten rein quantitativen Nutzungsdaten verschleiert gelegentlich, dass die elektronischen Medien (in erster Linie Handy und Internet) vor allem bei Jugendlichen über die genannten Funktionen (vor allem Kommunikation, Unterhaltung) hinaus im Rahmen von *Peerkontexten* (Beierle 2013) noch eine andere und relativ neue Bedeutung haben, weil sie in idealer Weise die Möglichkeit zur „Selbststilisierung und Selbstinszenierung" bieten und damit „eine wichtige Ressource bei der Identitätskonstruktion" darstellen (Calmbach et al. 2012, S. 50) sowie „Identitäts- und Identifikationsflächen" bereitstellen (Friedrichs/Sander 2010, S. 300). Die Nutzung von Web 2.0-Angeboten ist eng mit Identitätsarbeit der Heranwachsenden verbunden. Soziale Netzwerkdienste spielen für die Identitätsbildung und Rollenfindung in der Jugendphase eine wichtige Rolle (Forschungsverbund Deutsches Jugendinstitut/Technische Universität Dortmund 2011, S. 66). Eine Verweigerung gegenüber den sozialen Netzwerken (Social Web) würde zur Isolation führen (Friedrichs/Sander 2010, S. 298) und käme einer Selbstausgrenzung gleich, der sich nur ganz wenige Jugendliche aussetzen wollen. Denn der soziale Status bemisst sich an der Zahl der nominellen „Freundinnen" und „Freunde" innerhalb des Social Web, und die Aktivitäten richten sich am Ziel aus, möglichst viele solcher „Follower" zu haben. Insofern haftet dieser Art der Mediennutzung als „Social Mania"[3] auch etwas Zwanghaftes an. Diese Betrachtungsweise lenkt das Augenmerk erneut auf die Bedeutung der Peergroup im Hinblick auf die Mediennutzung, denn das Medienhandeln Jugendlicher ist „vorrangig auf soziale Einbettung gerichtet. Sie

3 Unter dem Titel „Social Mania" fand im Juni 2012 an der Stuttgarter Hochschule der Medien ein Kongress zum Thema Medien, Politik und die Privatisierung der Öffentlichkeit statt. Vgl. http://socialmania.eu.

ergänzen ihr reales Sozialleben um virtuelle Gesellungsformen und erweitern so die Räume für soziale Erfahrungen und soziales Handeln" (Wagner 2008, S. 16).

Mit obigen Befunden über die herausragende Bedeutung des Internet bei Jugendlichen als „mediale Allzweckwaffe" ist auch das nur auf den ersten Blick überraschende Ergebnis vereinbar, dass der Online-Aktionsradius vieler Jugendlicher erstaunlich begrenzt ist und „eine besonders hohe Konzentration der Nutzung und der Lieblingsangebote auf ganz wenige Angebote erfolgt" (Schmidt et al. 2011, S. 120). Zwar gilt das Internet als „Medium der unbegrenzten Möglichkeiten" (Schneider/Warth 2010, S. 475), allerdings erschließen sich die meisten Jugendlichen aus diesem nahezu unbegrenzten Universum häufig nur wenige Seiten und Räume online (Calmbach et al. 2012, S. 52). „Ihre Internetnutzung beschränkt sich auf wenige Websites, die sie regelmäßig besuchen. Insgesamt werden über die abgefragten Genres nur durchschnittlich 5,9 Websites genutzt. Die Anzahl der Websites im Relevant Set steigt im Altersverlauf von durchschnittlich 4,1 bei den Erst- und Zweitklässlern bis auf 7,5 bei den Neunt- und Zehntklässlern an (...). Allerdings werden selbst bei den häufig genutzten Websitegenres jeweils nur wenige – maximal ein bis zwei – verschiedene Websites regelmäßig angeklickt" (Schneider/Warth 2010, S. 476).

Eine weitere Funktion der Medien wird ebenfalls gerne unterschlagen, nämlich die des Werbeträgers. Dieser Funktion der Medien folgend, steht auch die angewandte Medienforschung als Teil der empirischen Sozialforschung ganz im Dienst der Werbe- und Marketingplanung. „Die Daten der Mediaforschung dienen ex post zur Erfolgskontrolle von Werbeträgern und Werbemitteln bzw. von Sendern und Sendungen" (Frey-Vor et al. 2008, S. 68f.). Auch die Ergebnisse der regelmäßig durchgeführten Analysen der Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse (AG.MA) dienen in erster Linie der Werbeplanung und -akquise von Zeitungen, Zeitschriften, Radio- und Fernsehsendern und sind somit ein Verkaufsargument. Bei den mit großem Aufwand ermittelten Reichweiten, Nutzungsdaten und -frequenzen, Einschaltquoten etc. handelt es sich letztlich also um ökonomische Kennziffern, die gegenüber der Werbewirtschaft als Grundlage für die Festlegung der Werbepreise dienen.

Diese Zusammenhänge gelten für Print- und elektronische Medien und auch für das Internet gleichermaßen – mit dem in unserem Zusammenhang wichtigen Unterschied, dass erstens die Werbeumsätze im Internet – ganz im Gegensatz zu den aller anderen Medien – enorme Zuwächse verzeichnen und dass zweitens das Internet eine punktgenaue Ansprache von kleinsten Zielgruppen mit ganz bestimmten Merkmalen und Vorlieben ermöglicht, da vor allem die Nutzer der sozialen Netzwerke eine gewaltige elektronische Datenspur hinterlassen, die ein „Micro-Targeting" oder gar ein „Nano-Targeting" ermöglicht (Klüver 2012). Von dieser Möglichkeit machen Werbe- und Wahlstrategen denn auch ausführlich Gebrauch. Dabei stehen insbesondere Jugendliche als Hauptnutzer der Netzwerke im Fokus, weil sie in ihren Profilen vergleichsweise viele private Informationen preisgeben, um ihre Kontaktchancen zu erhöhen. Damit sind die sozialen Netzwerke ideale Plattformen für die Werbewirtschaft. Denn wer sich im Web bewegt, hinterlässt Spuren – unfreiwillig, aber auch freiwillig: „Etwa drei Viertel der Community-Nutzer haben im Internet Angaben zu ihren Hobbys und anderen Tätigkeiten angegeben. Knapp zwei Drittel haben ein eigenes Foto oder ein Video von sich hinterlegt. Zwei Fünftel haben Bilder oder Filme von Freunden oder Familienangehörigen eingestellt. Etwa jeder Zweite gibt die E-Mail-Adresse als Kontaktmöglichkeit an" (Medienpäda-gogischer Forschungsverbund Südwest 2011, S. 50). Zwar scheinen viele Jugendliche hinsichtlich der Verbreitung ihrer persönlichen Daten verunsichert zu sein, jedoch bleiben diese Bedenken eher diffus und treten hinter den Wunsch nach möglichst vielen Kontakten zurück, für die die Preisgabe möglichst vieler persönlicher Daten eine Voraussetzung ist. Nur jeder Zehnte fühlt sich in Bezug auf den Schutz seiner Daten in der Community sehr sicher, weitere 44 Prozent fühlen sich sicher, 37 Prozent fühlen sich wenig und acht Prozent gar nicht sicher. Ein „weniger gutes Gefühl" zu haben, hat in der Praxis aber nicht dazu geführt, dass die Jugendlichen sparsamer mit ihren hinterlegten Informationen im Internet umgehen (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 45ff.). Folgerichtig wird auch weitgehend verdrängt oder ignoriert, dass man durch sein Nutzungsverhalten gezielt zum Objekt der Werbewirtschaft wird: „Kommerzielle Interessen der Portalbetreibenden spielen für die Jugendlichen fast ausnahmslos keine Rolle: Online-Netzwerke werden nicht als Unternehmen betrachtet, Gewinnzwänge nicht thematisiert, Aktivitäten werbetreibender Unternehmen werden nicht bzw. kaum wahrgenommen. Die weitere Verwendung der persönlichen Daten und Nutzerinformationen wird weitgehend ausgeblendet, da sie außerhalb des eigenen Erfahrungsraumes liegt" (Calmbach et al. 2012, S. 55f.). Den Jugendlichen scheint also die Tatsache, dass sie einer primär auf kommerzieller Datenverwertung basierenden Community angehören, zwar bekannt, aber auch relativ gleichgültig zu sein, zumal sie diesem Phänomen relativ hilflos gegenüberstehen – eine Entwicklung, die von Medienexpertinnen und -experten mit zunehmender Sorge beobachtet wird: „Das Thema Sicherheit und Datenschutz ist zwar in aller Munde, allein die konsequente Durchsetzung scheint den Onlinern nicht möglich. Zu oft stehen sie vor der Wahl,

attraktive Webinhalte gegen Preisgabe persönlicher Daten nutzen zu können und daraus dann individuellen Mehrwert zu beziehen oder eben darauf zu verzichten. Das Problembewusstsein ist mehrheitlich vorhanden, mit der Logik des Netzes aber nur schwer zu vereinbaren. Sich dem zu entziehen, fällt schwer. Insofern scheint es einen Wandel im Umgang mit Privatheit zu geben. Offen bleibt, ob dieser vom Nutzer selbst oder profitorientierten Diensteanbietern im Netz befördert wurde" (Busemann/Gscheidle 2012, S. 390).

In der neueren Literatur wird häufig betont, dass die computervermittelte Kommunikation keineswegs, wie Netzkritiker behaupten, zu einer Verarmung sozialer Beziehungen führen, sondern dass sich die Nutzung des Sozial Web im Jugendalter im Gegenteil „positiv auf das Beziehungsmanagement und die Identitätsentwicklung" auswirken könne (Friedrichs/Sander 2010, S. 302). Die Social Networks bieten die Möglichkeit, sich im Rahmen eines kollektiven Prozesses möglichst authentisch zu präsentieren oder mit der Identität zu spielen und somit Aspekte der eigenen Persönlichkeit zu bearbeiten. Zu den Risiken und Gefahren werden gezählt: Konsum- und Konformitätsdruck, Medien- und Onlinesucht, Veröffentlichung der Privatsphäre, Cyber-Mobbing sowie sexuelle Belästigung (ebd., S. 302f.). Ein weiterer Problembereich sind ungeklärte Rechtsfragen und Rechtsverletzungen, die sich häufig „in Bezug auf das Entwicklungs- und Persönlichkeitsrecht der Nutzer, insbesondere im Hinblick auf die Ausformungen Jugendschutz und Datenschutz" ergeben (Schmidt et al. 2011, S. 295). Formal höher Gebildete können Chancen und Risiken im Umgang mit Social-Web-Angeboten besser einschätzen als formal niedriger Gebildete (ebd., S. 204), und sie laufen weniger Gefahr, die Online-Welt als „Fluchtstätte vor Problemen in realen Kontexten" zu missbrauchen (Wagner 2008, S. 241).

3.1.4.4. Web 2.0

Werden Inhalte nicht von den Anbietern, sondern von den Nutzern selbst ins Internet gestellt, so spricht man von „Web 2.0", der nächsten Entwicklungsstufe des Internets. Nach den Ergebnissen der ARD/ZDF-Onlinestudie 2011 entfacht die Idee des Web 2.0 als ein Netz zur *aktiven Beteiligung* auch weiterhin keine Breitenwirkung (Busemann/Gscheidle 2011, S. 360). Für die überwältigende Mehrheit der Onliner ist das Produzieren von „user-generated Content" eher uninteressant. Bei den meisten Nutzern vollzieht sich also *keine* Änderung im Umgang mit dem Internet weg vom *Abrufmedium* hin zum *Partizipationsinstrument*. Die Grundidee der aktiven Mitwirkung bleibt grundsätzlich weiterhin nur für wenige Onliner interessant. Gemessen am jeweiligen Nutzerkreis entfaltet sich der Mitmachgedanke bei Wikipedia und Videoportalen kaum: Lediglich 3 Prozent der Nutzer tragen aktiv zur Erweiterung oder Verbesserung des Onlinelexikons bei, und 7 Prozent der Nutzer von Videoportalen haben schon einmal selbst ein Video hochgeladen (Busemann/Gscheidle 2011, S. 361ff.). Dass sich das Internet für Jugendliche zu einem echten „Mitmach-Medium" entwickelt hat, kann auch im Jahr 2012 nicht bestätigt werden (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2012, S. 38). „Abseits der privaten Communities, in denen gepostet, kommentiert und diskutiert wird, zeigen sich nur 8 Prozent aller Onliner überhaupt noch offen für Beteiligung, 57 Prozent verweigern sich kategorisch (...). Dies bestätigen Befunde der vergangenen Jahre, wonach nur ein sehr geringer Teil der Nutzer user-generated Content für eine passive Mehrheit zur Verfügung stellt" (Busemann/Gscheidle 2012, S. 390).

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch die Studie des Forschungsverbunds Deutsches Jugendinstitut/Technische Universität Dortmund: „Nur eine kleine Gruppe kann als lnternet-Aktivist(inn)en bezeichnet werden. Nur knapp 10 Prozent haben eine eigene Homepage, nur 7 Prozent ein eigenes Blog. Männliche Jugendliche agieren deutlich aktiver im Web 2.0 als weibliche Jugendliche. Außerdem sind deutliche Bildungs- und Alterseffekte zu erkennen: Ältere Jugendliche mit höherer Bildung sind in den meisten Bereichen die Aktiveren" (Forschungsverbund Deutsches Jugendinstitut/Technische Universität Dortmund 2011, S. 6).

3.2. Ausbildungs- und berufsbezogenes Informations- und Medienverhalten von Jugendlichen

Was die Bedeutung der Medien (insbesondere das Internet) als Informationsquellen für ausbildungs- und berufsbezogene Inhalte betrifft, muss folgende methodische Einschränkung gemacht werden: Mediennutzungsstudien basieren in der Regel auf Umfrageergebnissen, messen also nicht Umfang und Art der tatsächlichen Nutzung, da diese einer direkten Beobachtung und Messung nicht zugänglich ist. Auch für andere Messmethoden – Protokolle, Recall, Tagebuch etc. – gilt, „dass man sie wie alle anderen Methoden der Erfassung von sozialer Realität als Filter betrachten (kann), die einen definierten Teil der Realität aus dem Strom der Ereignisse herausschneiden und auch die Aufmerksamkeit des Befragten nur auf bestimmte Aspekte seines ‚Lebens' fokussieren" (Frey-Vor et. al. 2008, S. 97).

Diese methodischen Einschränkungen gelten insbesondere für die Internet-Nutzung. In allen uns vorliegenden Studien wird beispielsweise nach der Nutzung von sexuellen oder pornografischen (oder anderen fragwürdigen) Inhalten erst gar nicht gefragt, obwohl

man annehmen muss, dass diese vor allem bei männlichen Jugendlichen einen hohen Stellenwert haben. Man muss ferner davon ausgehen, dass von den Befragten in einem nur schwer kontrollierbaren Umfang die Nutzung sozial erwünschter und kulturell positiv konnotierter Inhalte übertrieben und entsprechend die Nutzung sozial unerwünschter kulturell negativ konnotierter Inhalte untertrieben wird. Zu den sozial erwünschten und positiv konnotierten Inhalten zählen sicher Nachrichten, aber auch ausbildungs- und berufsbezogene Inhalte. Ob beispielsweise bei der Online-Kommunikation das Thema Arbeit, Beruf, Ausbildung tatsächlich einen so hohen Stellenwert hat, wie es eine Untersuchung des Instituts für Demoskopie Allenbach behauptet (Institut für Demoskopie Allensbach 2010, S. 20), darf mit Recht bezweifelt werden. Denn Communities beispielsweise werden zwar sowohl für private als auch für berufliche Zwecke angeboten; das Nutzungsgefälle ist allerdings deutlich: Die Nutzung beruflicher Communities wie Xing und LinkedIn liegt mit 6 Prozent auf eher geringem Niveau und ist 2011 im Vergleich zum Vorjahr sogar nochmals leicht zurückgegangen, während die Nutzung privater Communities weiterhin steigt (Busemann/Gscheidle 2011, S. 365). Zwar werden Communities auch genutzt, um Information über verschiedenste Themen einzuholen; allerdings bleibt die Pflege privater Kontakte sowohl in der Nutzung als auch in der Wahrnehmung der Mitglieder ein ganz zentraler Aspekt (ebd., S. 367).

Auch in anderen Studien wird per Befragung ein hoher Stellenwert des Internets als Informationsquelle in ausbildungs- und berufsbezogenen Fragen ermittelt, aber selten kritisch reflektiert. Eine Studie über die Berufsorientierung junger Frauen etwa kommt zum Ergebnis, dass das „Internet allgemein“ von über 70 Prozent der Jugendlichen als einschlägige Informationsquelle genutzt wird (Puhlmann et al. 2011, S. 10). Zu diesem Ergebnis klar im Widerspruch steht jedoch der Befund, dass einschlägige Portale wie BEROOBI, Girls Planet, Joblab und Planet Beruf kaum bekannt sind geschweige denn genutzt werden (ebd.). Die augenfällig großen Differenzen zwischen einer behaupteten und einer tatsächlichen Nutzung des Internet als Informationsquelle in Sachen Ausbildung und Beruf werden jedoch auch in dieser Studie nicht weiter thematisiert.

Die Tatsache, dass sich junge Menschen regelmäßig im Internet aufhalten, legt zunächst die Vermutung nahe, dass dieses gerade im Übergang von Schule in den Beruf eine wichtige Anlaufstelle darstellt. Es sind jedoch insbesondere die älteren und höher Gebildeten, die das Internet zur beruflichen Orientierung nutzen, was auch daran liegt, dass die offiziellen Seiten eine hohe Abstraktionsfähigkeit und Medienkompetenz voraussetzen (Beierle 2013, S. 24).

Es wurde bereits festgestellt, dass das Suchverhalten nach Informationsangeboten im privaten Bereich, im Nahbereich oder im öffentlichen Raum vom Leistungs-, Informations- und Orientierungsstand der Jugendlichen abhängt. Hauptschüler/innen und/oder Jugendliche auf geringerem Leistungsniveau bevorzugen vor allem in einer frühen Phase der Berufsorientierung dialogische Informationsangebote mit individuellem Bezug zur eigenen Lebenswelt im privaten Bereich (Eltern, Familie, Peers) und den Nahbereich (Schule). Je sicherer Jugendliche in ihrer Berufswahl sind und/oder je höher ihr Leistungsstand ist, desto offener sind sie für eher abstrakte Informationsangebote im „öffentlichen Raum“. Dieser Zusammenhang wird in allen einschlägigen Studien be-

Tab. 6: Informationsquellen für Berufswunsch 2011*

	Alter (Jahre)			
	12–13	14–15	16–17	18–19
Eltern/Verwandte	**45%**	**39%**	31%	18%
Internet	14%	28%	**34%**	**36%**
Schule	23%	23%	24%	28%
Praktikum/Job	5%	**28%**	**30%**	**25%**
Freunde	**17%**	12%	12%	9%
Agentur für Arbeit/BIZ	(-)	4%	12%	14%
Fernsehen	**16%**	6%	2%	1%

*Basis: Befragte mit Berufswunsch
Quelle: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2011

stätigt. Mit zunehmendem Alter nimmt die Bedeutung der Primärkommunikation ab und die des Internet zu. Den 18- bis 19-Jährigen dient vor allem das Internet als Informationsquelle, während 12- bis 13-Jährige überwiegend Eltern und Verwandte, aber auch Freunde als Informationsquellen betrachten. Bei der Interpretation dieser Ergebnisse ist allerdings zu beachten, dass dazu nur die Teilgruppe der Jugendlichen befragt wurde, die bereits einen konkreten Berufswunsch hatte, und das sind bei den 18- bis 19-Jährigen naturgemäß deutlich mehr als bei den 12- bis 13-Jährigen (siehe Tab. 6).

Die alters-, geschlechts-, schicht- und milieuspezifischen Unterschiede im allgemeinen Informations- und Medienverhalten (siehe oben) gelten erwartungsgemäß auch für den Bereich Ausbildung und Beruf. Die Bedeutung des *Internets* als Informationsquelle bei der Berufswahlinformation steigt mit zunehmendem Alter und Leistungsniveau (Hille et al. 2011, S. 10).

Das *Fernsehen* spielt als Informationsquelle in Sachen Ausbildung und Beruf in den relevanten Altersgruppen praktisch keine Rolle. Das Fernsehen verwendet Berufe „überwiegend als Attribute der Themenagenda und der Unterhaltungsformate. Berufe werden als Hauptthema in den untersuchten Programmen weder problematisiert noch in ihren Voraussetzungen (Ausbildung, Qualifikation) und Folgen (Bezahlung, Belastung) dargestellt“ (Dostal/Troll 2004, S. 59). Berufsthematisierung finde überwiegend in Formaten statt, deren Ziel nicht ausgewogene Berichterstattung und Vermittlung von Informationstiefe sei, sondern unterhaltende Darstellung (ebd., S. 66). Das sind für ein Medium, das erstens nach wie vor als Leitmedium gilt und das zweitens – zumindest was die öffentlich-rechtlichen Sender betrifft – auch einen Informations- und Bildungsauftrag hat, doch ziemlich ernüchternde Befunde.

Bei der Nutzung des *Internets* auf der Suche nach individuell nützlichen ausbildungs- und berufsrelevanten Informationen wird dessen Charakter als „Medium der unbegrenzten Möglichkeiten“ insofern ein Problem, als für den Nutzer in der Fülle von Informationen zwischen für ihn wichtigen und nützlichen und unwichtigen oder gar falschen Informationen nur schwer zu unterscheiden ist. Der Suchbegriff „Berufswahl“ ergibt über drei Millionen, der Suchbegriff „Berufsinformation“ immerhin noch rund 334.000 Treffer, darunter planet-beruf.de, mein-beruf.info, berufe-net.arbeitsagentur.de, berufelexikon.de. Der Suchbegriff „Handwerk“ ergibt über 60 Millionen, der Suchbegriff „Handwerksberufe“ immerhin noch rund 335.000 Treffer, darunter handwerkerstellen.de, handwerksberufe.de, handwerk.de, berufsinfo.org, handwerk4you.net. Auch auf facebook gibt es unter Titeln wie „Handwerk“ und „Handwerksberufe“ diverse einschlägige Seiten. Diese ungeordnete Vielfalt stellt vor allem jugendliche Nutzer, die noch keinen ausgeprägten Berufswunsch haben, vor große Probleme. Die Suche nach Online-Portalen zum Übergang Schule-Beruf über Suchmaschinen und soziale Netzwerke wie facebook erweist sich außerdem als äußerst schwierig, denn es dominieren kommerzielle Angebote aus dem Bereich des Ausbildungsmarketings (Beierle 2013). Zunehmend instrumentalisieren Unternehmen die sozialen Medien, um Auszubildende zu rekrutieren. Andere Portale sind über Suchmaschinen kaum zu finden (ebd.).

Was die Bedeutung des Internet und speziell der „Social Media“ im Zusammenhang mit dem Thema Berufsorientierung und -wahl betrifft, so sind die Methoden vieler Studien, die häufig von kommerziellen Interessen geleitet sind, eher bescheiden und die Ergebnisse und Aussagen folgerichtig häufig dürftig und widersprüchlich. Während laut Kienbaum-Studie „Social Media – Azubi-Marketing in privaten Netzwerken“ (www.kienbaum.de) deutsche Schüler/innen Ausbildungsplätze „immer häufiger auf facebook, Twitter & Co.“ suchen, spielen laut einer STRIMacademie-Studie soziale Netzwerke wie facebook und Twitter dabei praktisch gar keine Rolle. Die Schülerinnen und Schüler setzen demnach bei der Frage der Berufswahl nicht auf soziale Netzwerke, sondern auf die *Primärkommunikation* mit Eltern und Freunden. Geschätzt werden ferner praktische Erfahrungen z.B. im Rahmen eines Praktikums oder einer Schnupperlehre. Sehr unbeliebt bei Jugendlichen sind die von Unternehmen geschätzten Online-Bewerbungen. Jugendliche geben ihre Bewerbungen am liebsten persönlich ab.[4]

Aktuelle Ergebnisse zu diesem Thema liefert eine „Explorative Bestandsaufnahme zur Kommunikation über das duale Ausbildungssystem in sozialen Medien“ der Agentur Analyse & Transfer UG (Liebert/Fechner 2012). Hier werden nicht die anhand von Umfragen ermittelten Nutzungshäufigkeiten und -präferenzen betrachtet, die stets eine nicht zu kontrollierende Unschärfe enthalten, sondern die grundsätzlichen *Potenziale* der diversen Online-Angebote *im Bereich Berufsorientierung und -wahl*. Die untersuchungsrelevanten Web-Elemente umfassen Wikipedia (Nutzungsintensität bei der Zielgruppe der 14- bis 19-Jährigen: 96 Prozent[5]), Videoportale (YouTube: 90 Prozent), private Netzwerke und Communities (facebook: 88 Prozent) sowie die kaum genutzten Weblogs (12 Prozent) und Microblogs (Twitter: 5 Prozent). Die einschlägigen Potenziale beruflicher Netzwerke und Communities wurden nicht untersucht, weil sie in der relevanten Altersgruppe keine Rolle spielen (Busemann/Gscheidle 2012, S. 381). Ergebnisse:

4 Pressemitteilung vom 18. Juni 2012. Vgl. http://www.strim-group.com/de/date/ueber-9000-schweizer-schueler-hatten-das-wort

5 Zumindest selten genutzt. Quelle: Busemann/Gscheidle 2012.

- *Wikipedia* liefert eine Definition der dualen Ausbildung in Deutschland aus einer (laien)wissenschaftlichen Perspektive. Auf der Suche nach Beratungsangeboten wird der Nutzer auf die Agentur für Arbeit, Verbrauchermessen und Jugendmagazine verwiesen.
- Bei *YouTube* erhält man bei der Suche nach Informationen zur (dualen) Ausbildung oft Auskunft aus *unternehmerischen Quellen* (von Firmen und Branchenverbänden), die für eine Ausbildung in ihrer Organisation oder ihrer Berufsbranche werben. Darüber hinaus finden sich auch Lehrvideos, journalistische Beiträge und Auszüge aus Parlamentssitzungen, in denen es um Bildungspolitik geht.
- Auch auf *facebook* wird vor allem für die duale Ausbildung geworben. Neben Unternehmen und Branchenverbänden tun dies auch Beratungsagenturen. Außerdem erhält man im Netzwerk selbst Orientierungshilfen (u.a. Persönlichkeitstests). In verschiedenen Posts diskutieren Nutzer über das duale Ausbildungssystem.
- In *Weblogs* wird die duale Ausbildung nur in einem äußerst begrenzten Umfang thematisiert. Mehrfach handelte es sich dabei zudem um politische Blogs (Bildungspolitik). Auch hier wird in *Corporate Blogs* für die Ausbildung in einem bestimmten Unternehmen (z.B. www.ausbildungsblog.de) geworben. Ferner wird die persönliche Ausbildungssituation in Foren/Message-Boards diskutiert.
- Auf *Twitter* werden Follower auf Veranstaltungen und Informationsquellen zum Thema Ausbildung hingewiesen. Zudem instrumentalisieren Unternehmen auch dieses soziale Medium, um Auszubildende zu rekrutieren. Einige private Nutzer verwenden Twitter zum Dialog miteinander, wobei auch das Thema Ausbildung zur Sprache kommt. Weitere Tweets weisen auf journalistische Beiträge zum Thema „duale Ausbildung" hin.

Insgesamt ist mit Bezug auf die Rolle von Social Media zusammenzufassen, dass die private Community vornehmlich der *Beziehungspflege* dient, die Rezeption und Diskussion von Informationen ist nachrangig. Berufliche Netzwerke werden in der relevanten Altersgruppe der 14- bis 19-Jährigen praktisch gar nicht genutzt. Zwar nutzen Kinder und Jugendliche soziale Medien intensiv, und die Möglichkeiten einer dualen Ausbildung werden in sozialen Medien thematisiert. Unklar ist jedoch, in welchem Umfang Jugendliche auf der aktiven Suche nach Informationen, die ihre Berufswahl beeinflussen, gezielt solche neuen Medien nutzen. Unternehmen und Wirtschafts- und Berufsverbände nutzen Social Media zunehmend im Zuge ihrer Online-Kommunikation, um ihre zukünftigen Fachkräfte zu rekrutieren. Hierbei handelt es sich in der Regel um *Werbung* in Form einer professionellen, zielgruppengerechten Ansprache von Jugendlichen, in deren Rahmen ein entsprechend positives (und nicht unbedingt realistisches) Bild von der dualen Ausbildung in dem jeweiligen Unternehmen gezeichnet wird. In deutlich geringem Umfang dienen soziale Medien als *Orientierungshilfe*. Sie liefern Informationen zu Ausbildungsthemen und stellen zudem ein Forum dar, in dem man über *Bildungspolitik* sowie über die *persönliche Ausbildungssituationen* diskutieren kann. Die empirisch-sozialwissenschaftliche Fundierung dieser vorläufigen Ergebnisse könnte durch eine weiterführende ausdifferenzierte inhaltsanalytische Untersuchung geleistet werden. Defizite werden konstatiert in Bezug auf medienpädagogische Seiten, die (auch) niedrigschwellige Zugangswege bereitstellen und insofern dazu beitragen, einer „digitalen Spaltung" entgegenzutreten. Sinnvoll scheint es zu sein, dass diese Portale medienpädagogisch betreut werden und Expertinnen und Experten zur Absicherung der Informationen herangezogen werden (Beierle 2013).

Studienberechtigte

Die ungeordnete Vielfalt benachteiligt Nutzer, die das Internet vorwiegend als Unterhaltungsmedium benutzen und bevorzugt Nutzer, die gelernt haben, das Internet auch für komplexe Recherchen zu benutzen. Das trifft eher für Abiturientinnen und Abiturienten als für Absolventinnen und Absolventen von Hauptschulen zu. Folgerichtig sind elektronische Medien Informationsquellen, die vor allem von zukünftigen Studienberechtigten zur Vorbereitung auf die Studien- und Berufswahl genutzt werden. Nahezu ausnahmslos haben die Befragten zur Informationsbeschaffung und Orientierung darauf zurückgegriffen (Heine et al. 2010, S. 3). Sie dienen sowohl zum Einstieg in die Thematik als auch zur Recherche von Detailinformationen. Weiterhin als vorteilhaft erweist sich offensichtlich, dass für die Nutzung dieser Informationsquellen *keine formelle Kontaktaufnahme* erforderlich ist. Fast alle angehenden Studienberechtigten nutzen zur Informationsbeschaffung das Internet in Form von Informationssystemen, Datenbanken, Online-Foren etc.

Auch von den angehenden Studienberechtigten trifft nur eine Minderheit (28 Prozent) die Entscheidung für den nachschulischen Werdegang auf der Basis umfassender Informiertheit (ebd., S. 16). Probleme bereiten vor allem die nur schwer absehbare Arbeitsmarktentwicklung und die schwer überschaubare Zahl der Möglichkeiten. Ferner fällt auf, dass die Erträge der Nutzung der diversen Informationsquellen höchst unterschiedlich von den Schülerinnen und Schülern eingeschätzt werden. Da die Mehrheit der Schüler/innen, die in gut einem halben Jahr ihre Hochschulzugangsberechtigung

erwerben, ihre Studienoption einlösen will, überrascht die vergleichsweise seltene Nutzung hochschulbezogener Informationsquellen. Einzige Ausnahme ist der Besuch von Hochschulinformationstagen: 64 Prozent haben vor dem Verlassen der Schule bereits daran teilgenommen. Andere Optionen wie Schnupperstudium, Kontakt zu Hochschullehrerinnen und -lehrern, Hochschulrankings, Zentrale Studienberatung, Studierendensekretariate der Hochschulen werden vergleichsweise selten genutzt. Noch auffallender ist das Ergebnis, dass diese Kontakte kaum zur Entscheidungsfindung beitragen, der „Ertrag" also relativ gering ist. (ebd. S. 31f.) (siehe Tab. 7).

Dagegen wird die von fast allen Studienberechtigten betriebene Informationsbeschaffung im *Internet* von über 80 Prozent der Nutzer/innen als hilfreich eingestuft (siehe Tab. 8).

Das Internet ist somit sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht die Hauptinformationsquelle angehender Studienberechtigter. Nebenbei zeigt auch diese Studie, dass Fernsehen und Radio als Informationsquellen zwar genutzt werden, allerdings in Sachen Studien- und Ausbildungswahl auch aus Sicht der Studienberechtigten praktisch keine nützlichen und verwertbaren Informationen liefern.

Somit wird insgesamt deutlich, dass Studienberechtigte vor allem das Internet als Informationsquelle bei der Studien- und Ausbildungswahl nutzen. Die dort gesammelten Informationen werden in hohem Maß als nützlich eingestuft. Um welche Informationsangebote, Datenbanken, Online-Foren etc. es sich hier im Einzelnen handelt, muss Gegenstand weiterer Untersuchungen bleiben.

Tab. 7: Nutzung und Ertrag von Informationsquellen bei der Studien- und Ausbildungswahl von Studienberechtigten: Hochschulbezogene Informationsangebote*

	Nutzung	davon: Nutzung hilfreich	
		ja	nein
Informationstage an den Hochschulen	64%	36%	64%
Zentrale Studienberatung	44%	15%	85%
Hochschullehrer/innen	43%	11%	89%
Hochschulrankings	32%	11%	89%
Schnupperstudium	28%	14%	86%
Studierendensekretariat der Hochschulen	26%	5%	95%

*Quelle: Heine et al. 2010, S. 31.

Tab. 8: Nutzung und Ertrag von Informationsquellen bei der Studien- und Ausbildungswahl von Studienberechtigten: Medien*

Medium	Nutzung	davon: Nutzung hilfreich	
		ja	nein
Internet	97%	82%	18%
Info-Materialien, Flyer, Broschüren	90%	44%	56%
Zeitungen, Zeitschriften, Magazine	83%	30%	70%
Spezielle Bücher zur Studienwahl	82%	47%	53%
Fernsehen, Radio	67%	4%	96%

*Quelle: Heine et al. 2010, S. 28.

4. Zusammenfassung des Forschungsstandes

Um am Ende des ersten Kapitels einen Überblick des ausführlich beschriebenen Forschungsstandes zu erhalten, sind im Folgenden die zentralen, durch empirische Untersuchungsergebnisse unterlegten Aussagen zusammenfassend dargestellt.

Berufsorientierung und Berufswahl

Bildungseinmündung und -verläufe hängen stark von sozialen und ökonomischen Faktoren ab und die Bildungschancen sind in Abhängigkeit von verschiedenen sozialen Merkmalen wie Schicht- und Milieuzugehörigkeit ungleich verteilt. Insbesondere das Merkmal *Migrationshintergrund* beeinflusst die Bildungschancen nachhaltig negativ, wie alle einschlägigen Studien belegen. Auch das *Geschlecht* hat großen Einfluss auf die Ausbildungs- und Berufswege der jungen Generation und wirkt bereits auf die Art und Weise der Berufsorientierung, und zwar auf allen Leistungsebenen, ein. Die vorliegenden Studien bestätigen ferner die überragende Bedeutung der *Schule* bei der beruflichen Allokation. Der besuchte Schultyp und der daraus resultierende Schulabschluss beeinflussen und determinieren die berufliche Allokation und damit notwendigerweise zwangsläufig die Art und Weise der künftigen Lebensführung insgesamt in entscheidendem Ausmaß.

Attraktivität der dualen Ausbildung bei Jugendlichen verschiedener Leistungsniveaus

Was die Attraktivität der dualen Ausbildung insgesamt sowie die Attraktivität bestimmter Berufsbilder betrifft, so wird zunächst eine ungebrochen hohe Affinität der Jugendlichen zum dualen System der Berufsausbildung konstatiert. Die duale Ausbildung stellt für den Großteil der Schulabgänger/innen eine wichtige Option dar, wobei für deren Realisierung der Schulabschluss die entscheidende erklärende Variable darstellt.

Einem Großteil der *Hauptschulabsolventinnen und -absolventen* (darunter viele mit Migrationshintergrund) gelingt der (direkte) Übergang ins duale Ausbildungssystem nicht, weil sie an den betrieblichen Zugangsbarrieren scheitern. Der „Umweg" über schulische und außerschulische Maßnahmen im Übergangssystem wird von den Jugendlichen genutzt, um (höhere) Schulabschlüsse zu erwerben und ihre Ausgangsbedingungen am Ausbildungsmarkt zu verbessern. Diese durchaus rationale Strategie der „Chancenoptimierung" verbessert nachweislich für einen Teil der Jugendlichen die Möglichkeit der Aufnahme einer Ausbildung. Für einen anderen Teil der Jugendlichen bilden die Maßnahmen allerdings den Beginn eines problematischen Verlaufs, der sie vom Ausbildungssystem zunehmend entfernt.

Ein Großteil der *Jugendlichen mit Studienberechtigung*, für die eine duale Ausbildung zunächst durchaus eine Option darstellt, entscheidet sich am Ende doch für ein Studium, das im Vergleich mit einer dualen Ausbildung eine Reihe von Vorteilen bietet, nämlich eine spätere Statuspassage, mehr Berufsoptionen, bessere Aussichten auf ein höheres Einkommen und eine Führungsposition sowie ein deutlich geringeres Arbeitslosigkeitsrisiko. Dass mit der Einführung der Bachelorabschlüsse an den Hochschulen eine Konkurrenz für leistungsfähige Absolventen des dualen Systems um die mittleren Führungspositionen entstanden ist, kann auf der Basis bisher vorliegender Studien nicht bestätigt werden. Ein Attraktivitätsverlust der dualen Ausbildung droht weniger durch die Einführung der Bachelor-Studiengänge, als vielmehr durch die (relativ) steigende Zahl der Studienberechtigten, für die aus den genannten Gründen ein Studium die attraktivere Option darstellt. Allerdings gibt es hinsichtlich des Stellenwerts und der beruflichen Verwertbarkeit der Bachelorabschlüsse noch nicht genügend Erfahrungen. Das ist auch der Grund dafür, warum die Einführung der Bachelor-Master-Struktur bei einem Teil der Studienberechtigten zu einer gewissen Verunsicherung hinsichtlich der Berufsperspektiven geführt hat.

Die Forschungsergebnisse weisen auf erhebliche Defizite hinsichtlich der Attraktivität vor allem bei Ausbildungsberufen hin, die eine hohe Zahl an unbesetzten Plätzen vorweisen. Es ist daher von einem nach Branchen und Berufsfeldern differenzierten Gestaltungsbedarf auszugehen, um die Attraktivität der dualen Ausbildung zu steigern. Angeregt werden in vielen Untersuchungen weitere Forschungsaktivitäten, was die Qualität des Ausbildungsprozesses und die Qualitätskriterien der betrieblichen Ausbildung betrifft. Die Diskussion um sinnvolle Qualitätssicherungssysteme und -entwicklungsprozesse steht noch am Anfang und sollte zielgerichtet vorangetrieben werden.

Vermittlung von berufswahlrelevanten Informationen

In einer frühen Phase der Berufsorientierung sind die *Eltern* - über alle sozialen Milieus und Leistungsniveaus hinweg - für die Jugendlichen in Fragen, wie es für sie nach der Schule weitergeht, wichtige Ansprechpartner. Es erscheint daher angebracht, auch dieser Zielgruppe einschlägige Informationsangebote in adäquater Form zu unterbreiten. Das gilt insbesondere für Eltern mit

Migrationshintergrund, da es in diesen Milieus häufig größere Informationsdefizite gibt, was das deutsche Bildungs- und Ausbildungssystem betrifft. In späteren Abschnitten des Berufswahlprozesses spielen *Peers* eine zunehmend bedeutsame, wenn auch diffuse, Rolle als Referenzgruppe. Bezeichnend für die berufswahlbezogene Interaktion mit Peers ist, dass die Initiative dazu vorrangig von den Jugendlichen als Ratsuchenden selbst ausgeht.

Der *Schule* kommt zwar prinzipiell eine zentrale Rolle bei der Berufsorientierung und bei der Förderung der Berufswahlreife von Schülerinnen und Schülern zu. Es gibt allerdings eine beträchtliche Varianz, was Qualität und Quantität der Berufsorientierung und Übergangsplanung an einzelnen Schulen und Klassen betrifft. Es gibt auch kein einheitliches Konzept für die Einbettung berufsorientierender Inhalte in den Lehrplan. Gefordert wird in der Literatur daher Berufsorientierung als eine umfassende Schulentwicklungsaufgabe unter der Federführung der Schulleitung sowie der Aufbau bzw. die Weiterentwicklung regionaler Netzwerke unter Beteiligung von Schulen, Eltern, Arbeitsagenturen, Kammern, Unternehmen und anderen an der Berufsorientierung beteiligten Partnern. Vor allem an Gymnasien werden eine stärkere Reflexion berufsorientierender Erfahrungen im Unterricht sowie die Thematisierung der Bedeutung fachlicher Inhalte für Beruf und Studium angemahnt.

Was die *Medien* betrifft, so gilt als gesicherte Erkenntnis, dass die Bedeutung des *Internet* als Informationsquelle bei der Berufswahlinformation mit zunehmendem Alter und Leistungsniveau steigt. Elektronische Medien werden zur Vorbereitung auf die Studien- und Berufswahl vor allem von zukünftigen Studienberechtigten genutzt. Aus Sicht der Jugendlichen ist das Internet insgesamt vor allem eine *Kommunikationsplattform und Unterhaltungsmedium*. Die sozialen Netzwerke, deren Nutzung durch die zunehmende Verbreitung von internetfähigen Smartphones/Handys stetig zunimmt, dienen vornehmlich der Beziehungspflege, die Rezeption und Diskussion von berufswahlrelevanten Informationen ist nachrangig. Die primäre Funktion des Internets und speziell der sozialen Netzwerke als Kommunikationsplattformen bieten jedoch grundsätzlich auch die Chance, mit Jugendlichen in kommunikative Prozesse zur Berufsorientierung einzutreten. Defizite werden konstatiert in Bezug auf medienpädagogische Internetseiten mit berufswahlrelevanten Inhalten, die (auch) niedrigschwellige Zugangswege bereitstellen und insofern dazu beitragen, einer „digitalen Spaltung“ entgegenzutreten. Sinnvoll scheint es zu sein, dass diese Portale medienpädagogisch betreut werden und Expertinnen und Experten zur Absicherung der Informationen herangezogen werden.

II. Ergebnisse aus Reanalysen ausgewählter Großdatensätze

Nach der umfassenden Darlegung aktueller Forschungsergebnisse zu den hier betrachteten Themenbereichen im ersten Kapitel, werden in diesem quantitative sekundärempirische Zugänge zur Verfolgung der Fragestellungen herangezogen. Dabei konnte vielfach an den aufgearbeiteten Forschungsstand angeknüpft und sich den daran anschließenden Hypothesen nachgegangen werden. Die Ergebnisse dieser quantitativen Sekundäranalysen von Großdatensätzen zur beruflichen Orientierung und zum Informationsverhalten, zu Berufswahlprozessen und beruflichen Bildungsentscheidungen sind im Folgenden dargestellt.

1. Methodisches Vorgehen

Um eine Transparenz des Vorgehens herzustellen und somit eine bessere Nachvollziehbarkeit und Einordnung der dargelegten Befunde zu ermöglichen, sollen in diesem Abschnitt zunächst die verwendete Datengrundlage sowie die bei den Auswertungen verfolgte integrierte Auswertungsstrategie beschrieben werden.

1.1. Datenbasis der Sekundäranalysen

Auf der Grundlage repräsentativer Daten ging es bei den Analysen insbesondere darum, Erkenntnisse im Hinblick auf verschiedene Bildungshintergründe Jugendlicher – repräsentiert durch die unterschiedlichen Bildungsabschlüsse – in den Blick zu nehmen. Die niedrigeren Bildungsabschlüsse bilden dabei die Gruppe der Jugendlichen ohne sowie diejenige mit Hauptschulabschluss. Die mittlere Gruppe umfasst die Absolventinnen und Absolventen mit mittleren Abschlüssen (Realschulabschluss). Die dritte und obere Niveaustufe schließt die Absolventinnen und Absolventen höherer Bildung ein (Abitur sowie Fachhochschulreife). Entsprechend dieser drei definierten schulischen Bildungsniveaus erfolgte die Auswahl der einzubeziehenden Datensätze. Zunächst sollen die hinzugezogenen Datenquellen hier kurz beschrieben werden.

Nationales Bildungspanel (NEPS) – Im Rahmen des Nationalen Bildungspanels (NEPS) wurden im Herbst/Winter 2010 sowie im Frühjahr 2011 Schülerinnen und Schüler der Klassenstufe 9 an Regelschulen mittels PAPI-Fragebogen neben anderen Fragestellungen ausführlich zu den Themen Schule und berufliche Zukunft befragt. Für die Reanalysen wurden jene Teilnehmer/innen ausgewählt, die an beiden Erhebungen teilgenommen hatten und deren Zuordnung zu den Bildungsniveaustufen über den Schultyp der Befragungsschule sowie über die Eigenangabe zum voraussichtlichen Schulabschluss zweifelsfrei möglich war. Die definierte Auswahlstichprobe umfasste 10.588 Personen, davon 17 Prozent Schüler/innen des Hauptschulbildungsganges, 41 Prozent des Realschulbildungsganges sowie 42 Prozent des gymnasialen Bildungsganges. 49 Prozent der einbezogenen Befragten sind männlich, 26 Prozent besitzen einen Migrationshintergrund[6]. Das Durchschnittsalter zum Zeitpunkt der Ersterhebung beträgt 14,7 Jahre, 89 Prozent der Jugendlichen sind 14 oder 15 Jahre alt.

Das DJI-Übergangspanel – Bei dem Übergangspanel des Deutschen Jugendinstituts handelt es sich um Längsschnittdaten aus insgesamt neun Erhebungswellen. Dabei nahmen angehende Hauptschulabsolventinnen und -absolventen bzw. Schülerinnen und Schüler in Hauptschulbildungsgängen zuerst an einer schriftlichen Erstbefragung teil. Mit ihrer Zustimmung wurden sie zudem in ihren biografischen Entwicklungen über einen Zeitraum von Frühjahr 2004 bis Herbst 2009 durch regelmäßige, mindestens jährliche Telefonbefragungen begleitet. Von den anfangs 3.922 Befragten im Jahr 2004 erklärten sich 2.933 Jugendliche zur Teilnahme an einer Folgebefragung bereit. Die 2.401 Jugendlichen, die letztlich im Rahmen der ersten telefonischen Erhebung erreicht werden konnten, bilden hier die Datengrundlage für die vorgenommenen Auswertungen zu Plänen und tatsächlich beschrittenen Anschlüssen nach der Schule. Dieses Sample von Befragten bietet sich an, um die berufsbezogenen Präferenzen von Absolventinnen und Absolventen mit niedrigen Abschlüssen zu betrachten, auch wenn einige von ihnen später noch weiterführende Schulabschlüsse ablegen konnten.

Die BIBB-Schulabgängerbefragung – Das Bundesinstitut für Berufsbildung führt seit 2004 regelmäßig zwischen September und November Befragungen von Schulabgängerinnen und Schulabgängern aus allgemeinbildenden und beruflichen Schulen sowie beruflichen Vollzeitschulen durch. Zentrale Gegenstände der CATI-basierten Telefoninterviews sind der aktuelle Status und die beruflichen Orientierungen der Jugendlichen sowie ihr Berufswahlverhalten. In die Reanalysen einbezogen wurden die Erhebungen der Jahre 2004, 2005, 2006, 2008 und 2010 mit jeweils ca. 1.500 Befragten. Entsprechend den unterschiedlichen Zielstellun-

6 Das Merkmal Migrationshintergrund rekurriert auf die Indikatoren Geburtsland der Teilnehmer/in, Geburtsländer der Eltern, Staatsbürgerschaft und hauptsächlich gesprochene nichtdeutsche Sprache im Haushalt.

gen bei den geplanten Datenanalysen wurde aus den Einzelerhebungen ein Gesamtdatensatz erstellt. Für eine Zeitreihenbetrachtung wurde eine Homogenisierung der Stichproben der Einzelerhebungen in Bezug auf Geschlecht, Alter, Migrationshintergrund, Bildungsniveaus (Haupt-schul-, Realschulabschluss, Hochschulreife) über eine Zufallsselektion von Fällen mit überrepräsentierten Merkmalsausprägungen vorgenommen. Insgesamt wurden dabei 866 Fälle ausgeschlossen, sodass der Umfang der Teilstichprobe für die Zeitreihenbetrachtung n = 6.668 beträgt. Um eine entsprechenden Stichprobengröße für differenzierte Analysen in Teilgruppen zu ermöglichen, wurde unabhängig vom jeweiligen Erhebungszeitpunkt auf den Gesamtdatensatz zurückgegriffen.

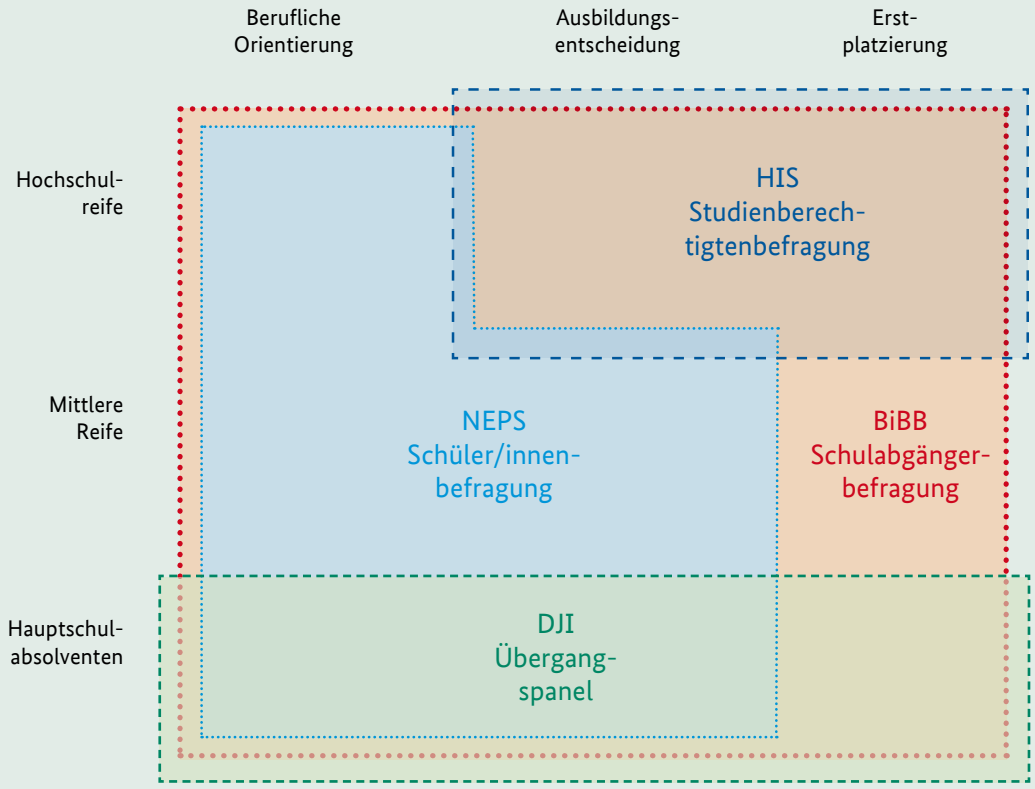
Die Studienberechtigtenbefragung des HIS – In dieser Untersuchungsreihe werden repräsentative schriftliche Befragungen einzelner Jahrgänge von studienberechtigten Schulabgängerinnen und Schulabgängern durchgeführt. Gegenstand der Erhebungen ½ Jahr vor sowie nach dem Schulabschluss sind die Ausbildungs- und Studienabsichten (erste Erhebung) und die Ausbildungs- und Studienentscheidungen (Folgebefragung) der Jugendlichen. Für die Reanalysen wurden die Befragungen der Jahrgänge 2005/2006, 2007/2008 und die Ersterhebung von 2009/2010 zugrunde gelegt. In die Analysen einbezogen wurden diejenigen Befragten, die an beiden Erhebungen teilgenommen haben. Da für die Erhebung von 2009/2010 die Daten der Zweitbefragung nicht verfügbar waren, war der Hauptdatensatz für die hier vorzustellenden Befunde der des Jahrgangs 2007/2008 mit 5.959 Fällen. Die ermittelten Ergebnisse wurden dort, falls identische Frageformulierungen genutzt wurden, im Datensatz von 2005/2006 repliziert.

Mit Blick auf die hier dargestellten Datensätze ist auf die bereits dargelegte Ungleichzeitigkeit und auf die Besonderheiten der vorliegenden Datenquellen hinzuweisen, die eine unmittelbare Vergleichbarkeit der Befunde verhindern, jedoch eine kontextualisierte Gegenüberstellung ermöglichen.

1.2. Integrierte Auswertungsstrategie

Die vorhandenen Datenquellen gestatten in unterschiedlicher Weise eine Betrachtung der interessierenden Fragestellungen. In Bezug auf die verschiedenen Leistungsniveaus sowie die im Abschnitt 1.2.3 dargestellten Phasen des Berufswahlprozesses weisen sie spezifische Abbildungsleistungen auf, wie aus der folgenden Abbildung 1 hervorgeht.

Abb. 1 Abbildungsleistung der Datenquellen nach Leistungsniveaus im Laufe des Berufswahlprozesses



Demnach eignen sich die vier einbezogenen Datensätze zur Betrachtung unterschiedlicher Übergangskontexte. So liefern die Daten des Nationalen Bildungspanels (NEPS) vorrangig Einblicke in die *Orientierungszusammenhänge* aller Leistungsniveaus sowie im Falle der bald vor der Beendigung der Schule stehenden Schülerinnen und Schüler der Haupt- und Realschulbildungsgänge teilweise auch für Fragen der *Ausbildungsentscheidung*. Das DJI-Übergangspanel ist hingegen vor allem zur Abbildung von Übergangswegen von Jugendlichen mit niedrigen Schulabschlüssen dienlich. Diese können jedoch bis zur ersten Platzierung nach Beendigung der Schule und darüber hinaus rekonstruiert werden. Die BIBB-Schulabgängerbefragung betrachtet ebenfalls jede der drei Übergangsphasen, wenngleich in dem einzigen Erhebungszeitpunkt die Aspekte früherer beruflicher Prozesse nur retrospektiv erfasst werden. Die HIS-Daten ihrerseits ermöglichen für Absolventinnen und Absolventen mit Hochschulzugangsberechtigung durch zwei Erhebungszeitpunkte einen fundierten Einblick in deren *Entscheidungsverhalten* und ihre *Platzierung*, während frühere berufliche Orientierungsprozesse nicht Gegenstand der Befragungen sind.

Auf der Basis des Forschungsstandes sowie eigener, teils noch unveröffentlichter Befunde zur Übergangsforschung ergeben sich analyseleitende Fragestellungen, denen im Zuge hypothesengeleiteter Sekundäranalysen anhand der genannten vier Großdatensätze nachgegangen wurde, sofern das vorliegende Datenmaterial dies gestattete. So wurde z.B. den aus dem Forschungsstand bekannten Einflussinstanzen beruflicher Orientierung nachgegangen und die Hypothese geprüft, wonach Akteure des sozialen Nahraums im Laufe des Orientierungsprozesses an Bedeutung verlören. Im Rahmen der Analysen wird dabei zentralen Fragestellungen und Hypothesen zum Gegenstandsbereich nachgegangen, sofern sich die dabei relevanten Konstrukte operationalisieren ließen. Zudem wurden explorative Sekundäranalysen des vorliegenden quantitativen Datenbestands sowohl zur Frage der ausbildungsbezogenen Präferenzen als auch zur beruflichen Orientierung sowie der Entscheidungsfindung durchgeführt. Um genauere Aussagen über die beruflichen Präferenzen von Migrantenjugendlichen vornehmen zu können, wurden Auswertungen auch nach ethnischer Herkunft durchgeführt.

Die folgenden Ausführungen zu Aspekten beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse (Teil 2), zu den beruflichen Eigenaktivitäten und Übergangswegen (Teil 3) und zu den Akteure der Vermittlung beruflicher Orientierung und Information (Teil 4) basieren auf empirischem Material, das (neben zahlreichen anderen Quellen) bereits im Kapiel I zum Stand der aktuellen empirischen Forschung als Grundlage diente. Die in Kapitel I auf dieser Basis dargestellten Befunde werden durch die in Kapitel II vorgenommene Reanalyse des Datenmaterials ergänzt, teilweise aber auch nur bestätigt. Redundanzen sind daher gelegentlich unvermeidlich.

2. Aspekte beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse

2.1. Anschlusspläne und deren Motive

Die ursprünglichen beruflichen Absichten von Jugendlichen, die sich im letzten Schuljahr befinden, liefern einerseits wichtige Hinweise über die unter erheblichen Unsicherheiten getroffenen Berufswahlentscheidungen als Ergebnis vorangegangener Orientierungsprozesse und Vorteilsabwägungen. Auf der anderen Seite können anhand solcher Ausgangspräferenzen die Kompromisse abgeschätzt werden, die den jungen Menschen im Übergangsprozess abverlangt werden. In diesem Abschnitt sollen daher zunächst diejenigen Merkmale der Jugendlichen auf den verschiedenen Leistungsniveaus betrachtet werden, die auf der *Absichts- und Einstellungsebene* von beruflichen Präferenzen und Beweggründen angesiedelt sind.

2.1.1. Pläne zum weiteren (Aus)Bildungsweg

Die Wahl des Anschlussweges nach Beendigung der Schule setzt bereits einen fortgeschrittenen beruflichen Orientierungsprozess voraus. In Bezug auf den Stand der beruflichen Orientierung kann anhand von Daten des Übergangspanels für Jugendliche mit niedrigerem Leistungsniveau konstatiert werden, dass der Grad der beruflichen Entschiedenheit offenbar nicht vom Alter der Jugendlichen abhängt: Die Frage, wie sicher die Jugendlichen in Bezug auf die Wahl ihres späteren Wunschberufes sind, ergibt zwischen den Altersjahrgängen der 14- bis 17-Jährigen nahezu die gleichen Anteilsverteilungen zwischen den Antwortkategorien „ziemlich sicher“ (ca. 52 Prozent), „noch unsicher“ (ca. 33 Prozent) und „weiß nicht“ (ca.15 Prozent). Dies lässt den Schluss zu, dass für die Schülerinnen und Schüler die Auseinandersetzung mit der eigenen beruflichen Zukunft vorrangig durch den bevorstehenden Schulabschluss (also eher institutionell) initiiert wird und nicht primär durch die altersvermittelte individuelle Entwicklung.

Bezogen auf die Anschlusspläne, welche die Jugendlichen für die Zeit nach Verlassen der Schule verfolgen, bieten sich für die Absolventinnen und Absolventen der einzelnen Schulformen sehr unterschiedliche Optionen – sowohl im Hinblick auf die Ebene der beruflichen Trajekte (berufliches Qualifikationsniveau) als auch auf die Vielfalt der Ausbildungsberufe, die mit dem zu erwartenden Schulabschluss bei der Lehrstellensuche realiter zu erreichen sind. Absolventinnen und Absolventen mit niedrigen Abschlüssen haben – wie bereits in Abschnitt 1.2.4 (Teil I) dargestellt – nur sehr eingeschränkte Wahlmöglichkeiten. Insgesamt sind die beruflichen Zukunftsorientierungen der befragten Hauptschüler/innen, deren Übergangswege von der Schule in die Ausbildung und den Beruf im Rahmen des DJI-Übergangspanels von 2004 bis 2009 im Focus der Untersuchungen standen, an der „Normalbiografie“ orientiert, das heißt: Sie möchten nach der Schule eine berufliche Ausbildung beginnen, mit anschließender Aufnahme einer Erwerbstätigkeit im erlernten Beruf.

Im Herbst/Winter 2010 wurden die Schüler/innen der Klassenstufe 9 allgemeinbildender Schulen (NEPS) nach ihrem weiteren Bildungsweg gefragt. Die deutliche Mehrheit von 79 Prozent plante nach eigenen Angaben, im Herbst 2010 voraussichtlich weiter zur Schule zu gehen, 12 Prozent strebten eine betriebliche Lehre an, 4 Prozent wollten in eine berufliche Schule wechseln. Die restlichen 6 Prozent verteilen sich auf Auslandsaufenthalte, Arbeiten, Praktika und Berufsvorbereitung.

Neben der Angabe zum voraussichtlichen weiteren Bildungsweg wurden die Jugendlichen auch nach ihren ursprünglichen Wunschvorstellungen befragt. Hier zeigt sich eine hohe Übereinstimmung zwischen Wunsch und voraussichtlichem weiteren Werdegang. Knapp 70 Prozent der Jugendlichen machten hier identische Angaben. Dies spricht dafür, dass ein beachtlicher Teil der Jugendlichen von knapp einem Drittel zugunsten realistischerer Perspektiven von den persönlichen Anschlusswünschen abgerückt ist.

Die Angaben zum geplanten weiteren Werdegang in der zweiten Befragung im Frühjahr 2011 ergaben im Vergleich zur ersten Erhebung eine nahezu identische Verteilung der voraussichtlichen Anschlüsse. Danach würden 77 Prozent im kommenden Schuljahr weiter die Schule besuchen, 13 Prozent eine betriebliche Lehre absolvieren, und 5 Prozent würden in eine berufliche Schule wechseln. Dass es zwischen beiden Erhebungen mehr Änderungen in den voraussichtlichen Anschlüssen gibt als es der querschnittliche Vergleich der Verteilungen suggeriert, verdeutlicht die Tatsache, dass nur 77 Prozent der Jugendlichen in beiden Befragungen gleiche Anschlüsse nennen. Lediglich bei denjenigen, die weiter zur Schule gehen, hatten dies knapp 90 Prozent schon im Herbst angegeben.

Tatsächlich sind es unter den Schüler/innen des Hauptschulbildungsganges aber nur 56 Prozent, die zu beiden Befragungszeitpunkten identische Angaben

zu ihren angestrebten Anschlüssen nach der 9. Klasse machen. Dies deutet darauf hin, dass mit dem für viele Hauptschüler/innen näher rückenden Ende der Schulzeit im Laufe der 9. Klasse intensive berufliche Orientierungsprozesse stattfinden.

Von den Jugendlichen des Hauptschulganges, die im Frühjahr planten, nach Beendigung der 9. Klasse voraussichtlich eine betriebliche Lehre zu beginnen, hatten dies zwei Drittel bereits in der ersten Befragung im Herbst angegeben. Das heißt im Umkehrschluss, dass sich jeder Dritte in dieser Gruppe zwischen dem ersten und zweiten Schulhalbjahr beruflich umorientiert hat, und dieser Prozess wird im Frühjahr des Abgangsschuljahres voraussichtlich noch nicht abgeschlossen sein.

Im Rahmen einer gezielten Berufsorientierung in dieser Klassenstufe bestünde selbst bei Jugendlichen, die – je nach Bundesland – nach dem 9. bzw. 10. Schuljahr ihre Pflichtschulzeit an der allgemeinbildenden Schule beenden, vermutlich am ehesten die Möglichkeit zu einer Adressierung im Hinblick auf die weiteren (Aus) Bildungswege.

Die Angaben der Schüler/innen der Klassenstufe 9 allgemeinbildender Schulen zum weiteren Bildungsweg erklären sich erwartungsgemäß vor dem Hintergrund ihres konkreten Bildungsstatus. Für einen großen Teil der Befragten steht in dieser Klassenstufe noch kein Übergang von der Schule in die berufliche Ausbildung an. Während für die Jugendlichen des Hauptschulbildungsganges in der Regel – abhängig von der bundeslandspezifischen Festlegungen – die Schulpflicht (und damit der Bildungsgang) mit der 9. Klasse endet, schließt sich für die Schüler/innen des Realschulbildungsgangs das 10. Schuljahr an. Für die Jugendlichen in gymnasialen Bildungsgängen bzw. diejenigen, die einen weiterführenden Schulbesuch in der gymnasialen Oberstufe anstreben, liegt der Schulabschluss allerdings noch in weiter Ferne, was sie vorerst von einer konkreten beruflichen Wahlentscheidung entbindet.

Ausgehend von beiden Erhebungen zu den voraussichtlichen Anschlüssen nach der 9. Klasse lassen sich drei Gruppen von Jugendlichen unterscheiden: 69 Prozent, die stabil angeben, dass sie weiter zur Schule gehen wollen; 28 Prozent, die zumindest zu einem Erhebungszeitpunkt berufsvorbereitende bzw. berufliche (Aus) Bildungsabsichten angeben (Lehre, Berufsschule, Berufsvorbereitung, Praktikum oder Arbeiten) und 3 Prozent, die zumindest einmal andere Vorhaben nannten (ins Ausland gehen, etwas anderes).

Differenziert man die Angaben des 2. Schulhalbjahres (Frühjahr 2011) zu den voraussichtlichen Anschlüssen nach den Bildungsgängen, so wird das oben Gesagte deutlich: 58 Prozent der Schüler/innen des Hauptschulbildungsganges streben zumeist eine berufliche Ausbildung an (36 Prozent eine betriebliche Lehre, 14 Prozent eine Berufsfach- oder sonstige berufsbildende Schule) bzw. eine berufsvorbereitende Aktivität an (5 Prozent Berufsvorbereitung, 1 Prozent Praktikum, 2 Prozent eine Arbeit). Gut 41 Prozent werden voraussichtlich weiter zur Schule[7] gehen. Differenziert man nach Geschlecht und Migrationshintergrund, zeigt sich das von DJI-Untersuchungen her bekannte Bild: Hauptschülerinnen streben häufiger den weiteren Besuch einer allgemeinbildenden oder beruflichen Schule an, Hauptschüler hingegen eher eine Lehre. Auch Jugendliche mit Migrationshintergrund streben häufiger einen weiteren Schulbesuch an.

Die Differenzierung nach schulischem Leistungsniveau (gemessen an den Schulnoten in den Fächern Mathematik und Deutsch) führt – unbenommen der bestehenden Unterschiede zwischen niedrigeren und höheren Schulabschlüssen – zu keiner eindeutigen Präferenz bezogen auf eine der beiden Alternativen, weiter zur Schule zu gehen oder eine Ausbildung anzutreten. Beide Anschlüsse bestehen als Option in allen Leistungsgruppen in gleicher Relation nebeneinander. Auch die Annahme darüber, ob man bei einer Bewerbung einen Ausbildungsplatz erhalten würde, hat auf die Bevorzugung einer der beiden Alternativen nur geringen Einfluss. Dies spricht für unterschiedliche Strategietypen: auf der einen Seite die Optimierung der Übergangschancen durch bessere Schulabschlüsse, auf der anderen der Versuch der direkten Umsetzung der vorhandenen Ausbildungsaspiration.

Bei den Jugendlichen, die einen Bildungsgang besuchen, der zum Realschulabschluss führt, zeigt sich folgendes Bild: 71 Prozent dieser Jugendlichen planen ihren Angaben zufolge, nach der 9. Klasse voraussichtlich weiter zur Schule zu gehen. 19 Prozent geben an, wahrscheinlich eine betriebliche Lehre zu machen, 7 Prozent gehen davon aus, auf eine Berufsfach- oder sonstige berufsbildende Schule zu wechseln. Bewerbungsabsichten auf Ausbildungsplätze noch im laufenden Schuljahr bekunden immerhin fast zwei Drittel der Realschüler/innen, was für ein überwiegend langfristiges Planungsverhalten dieser Jugendlichen spricht.

Von den im Rahmen des NEPS befragten Neuntklässlern, die das Abitur anstreben, geben erwartungsgemäß fast alle an, im nächsten Jahr weiter zur Schule zu gehen. Allerdings geben 13 Prozent der Schüler/innen

7 Der hohe Anteil von Hauptschülerinnen und Hauptschülern mit beabsichtigtem weiterem Schulbesuch nach der 9. Klasse hängt insbesondere mit den unterschiedlichen länderspezifischen Regelungen zum Hauptschulbildungsgang sowohl was die Schulformen als auch die Dauer anbelangt zusammen. In den Bundesländern Nordrhein-Westfalen, Brandenburg, Berlin und Bremen besteht eine zehnjährige Vollzeitschulpflicht.

Tab. 9: Pläne der Jugendlichen nach Beendigung der Schule in Abhängigkeit vom Bildungsgang (BIBB-Gesamtdatensatz) (in Prozent)

Pläne im Frühjahr des letzten Schuljahre	Hauptschul-abschluss	Mittlere Reife	Hochschulzugangs-berechtigung
betriebliche Ausbildung	76,6	61,8	27,2
vollzeitschulische Ausbildung	4,3	7,0	4,1
Studium	0,4	1,8	44,1
weiter Schule	6,8	20,4	0,9
Berufsvorbereitung	9,6	4,6	0,4
arbeiten	0,5	0,7	3,9
Praktikum	0,4	0,7	3,0
Wehr-/Zivildienst	0,2	0,7	11,6
Freiwilligenjahr/-dienst	0,3	0,6	3,1
noch keine Pläne	0,9	1,7	1,7
gesamt	100,0	100,0	100,0
Anzahl (absolut)	1.852	2.837	2.261

Quelle: BIBB Schulabgängerbefragungen 2004 bis 2010, eigene Berechnungen

im (angestrebtem) gymnasialen Bildungsgang an, sich im Laufe des Schuljahres auf Ausbildungsstellen bewerben zu wollen.

Im Rahmen der BIBB-Schulabgängerbefragungen wurden die Jugendlichen sowohl retrospektiv nach ihren Plänen befragt, die sie im Frühjahr des vergangenen Schuljahres hatten, als auch schwerpunktmäßig über den aktuellen Status zum Zeitpunkt der Befragungen (Anfang September bis Ende November). Für die Darstellung der Pläne und der Status im Herbst wurde der Gesamtdatensatz als Datenfusion der einzelnen Erhebungsjahrgänge genutzt, womit die für die Jahre 2004 bis 2010 typischen Übergangsmuster abgebildet werden können. An dieser Stelle stehen jedoch die Pläne im Mittelpunkt der Betrachtung. Tendenzielle Veränderungen im Verlauf der Erhebungsjahre von 2004 bis 2010 werden im Anschluss diskutiert (siehe Tab. 9).

Der Blick auf die im Rahmen der Befragungen retrospektiv erhobenen Pläne der Jugendlichen ein knappes halbes Jahr vor Beendigung der Schule verdeutlicht die große Bedeutung, die der beruflichen Ausbildung für den weiteren Ausbildungsweg von Jugendlichen mit Hauptschulabschluss (Berufsschulreife), aber auch mit einer mittleren Reife beigemessen wird. Der *größere Teil dieser Jugendlichen plante eine (meist betriebliche) Berufsausbildung. Erwerbstä*tigkeit ohne berufliche Qualifikation spielt dabei kaum eine Rolle. Immerhin plante auch gut jede/r Vierte mit Hochschulzugangsberechtigung, eine betriebliche Ausbildung zu beginnen.

Während für Jugendliche mit einer Mittlerer Reife die Option besteht, über eine Verlängerung schulischer Bildung die *Hochschulzugangsberechtigung* anzustreben und sich ihnen damit die Möglichkeit zum Studium eröffnet, führt bei den Jugendlichen mit Hauptschulabschluss eine Verlängerung des Schulbesuchs in der Regel dazu, dass sich ihre Chancen auf eine *Ausbildung im angestrebten Ausbildungsberuf* verbessern. Berufsvorbereitungsangebote sind auch bei Jugendlichen mit Hauptschulabschluss keine Anschlussoption erster Wahl, sie besitzen aber zumeist eine wichtige Vermittlungsfunktion zwischen Schule und Ausbildung, z.B. bei fehlendem Schulabschluss (Lex/Geier 2010).

2.1.2. Berufswahlmotive

Es sind jedoch nicht nur die eigentlichen Pläne der angehenden Schulabsolventinnen und -absolventen von Belang, sondern auch die ihnen zugrunde liegenden subjektiven Gründe, die aus ihrer Sicht dafür sprechen,

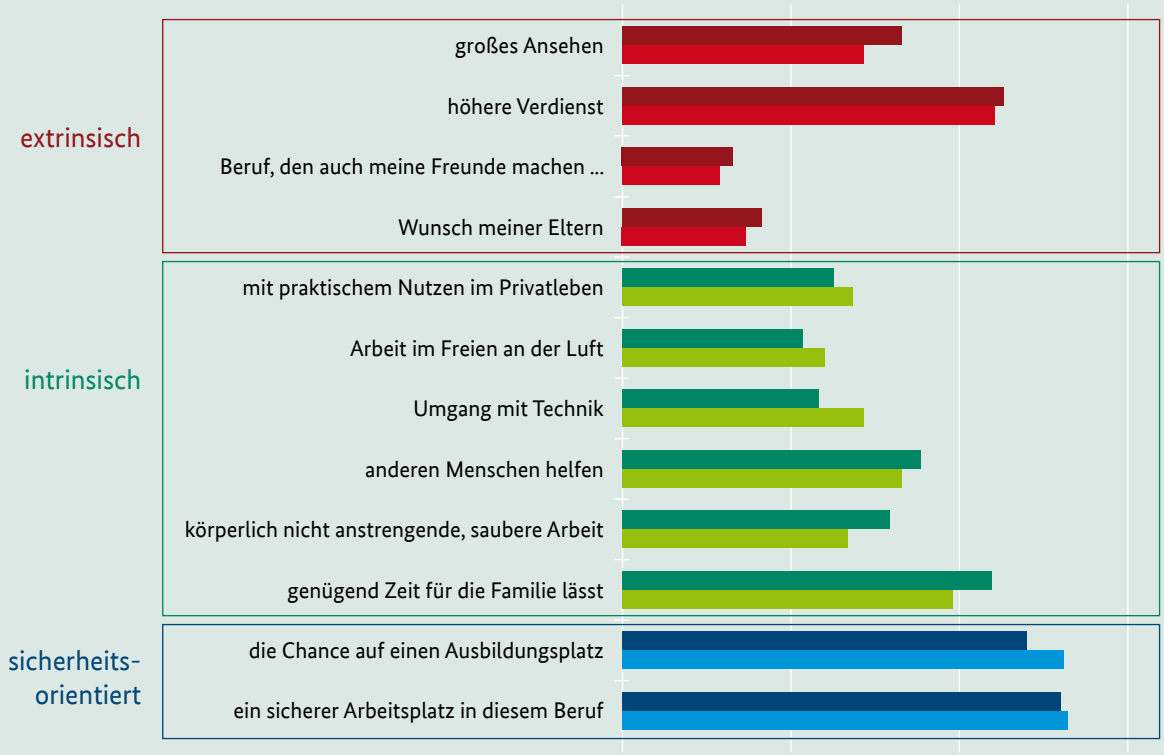
einen bestimmten Berufswunsch zu verfolgen. Im Rahmen der Ersterhebung des Übergangspanels wurden solche Berufswahlmotive bei Hauptschülerinnen und -schülern hinsichtlich dreier Aspekte abgefragt. Einerseits wurden *extrinsische* Motive thematisiert, d.h. Gründe, die nicht aus dem Berufsbild selbst hervorgehen – wie etwa die Bedeutung der Meinung des sozialen Umfelds, aber auch extrinsische Nutzenerwartungen wie z.B. Ansehen und Verdienst.

Demgegenüber wurden *intrinsische* Motivationen abgefragt, wozu innere Beweggründe für den angestrebten Beruf zu zählen sind – etwa, anderen Menschen helfen zu wollen oder sich für Technik zu interessieren. Zuletzt wurde auch nach *sicherheitsbezogenen* Gründen gefragt, so z.B. die Berücksichtigung der Chancen, einen Ausbildungs- oder später einen Arbeitsplatz in diesem Beruf zu finden. Hierbei ist zu betonen, dass sich die genannten Berufswahlmotive im Einzelnen nicht gegenseitig ausschließen müssen, um eine kohärente Präferenzordnung zu bilden.

Vergleicht man – wie in Abbildung 2 dargestellt – die Berufswahlmotive zwischen denjenigen Schülerinnen und Schülern der Hauptschulbildungsgänge, die unmittelbar im Anschluss an die Schule eine Ausbildung anstreben, mit denjenigen, die andere Anschlusspläne verfolgen, so wird deutlich, dass erstere weniger extrinsische Berufswahlmotive aufweisen. Bei den intrinsischen Beweggründen sind die Unterschiede unsystematisch, was auf die unterschiedlichen Ausrichtungen des jeweiligen Berufsprofils zurückzuführen ist. Es tritt in der Gegenüberstellung zudem zutage, dass die Jugendlichen mit einer Ausbildungspräferenz offenbar eine höhere Sicherheitsorientierung aufweisen. Dies korrespondiert mit der Beschreibung der Entscheidungssituation unter Unsicherheitsbedingungen, wie sie am Ende der allgemeinbildenden Schullaufbahn vorliegt. Hierbei ist es durchaus ungewiss, ob sich Investitionen in zusätzliche schulische Abschlüsse später einmal in Form von besseren Chancen auf die gewünschte berufliche Laufbahn auszahlen.

Im Rahmen des NEPS wurden die Jugendlichen, die Bewerbungsabsichten äußerten, zu den Motiven ihrer Bewerbung für einen konkret geplanten Beruf befragt. Dazu wurden ihnen einzelne Gründe vorgegeben, zu denen sie angeben sollten, inwieweit diese auf ihre Berufswahl zutreffen. Den meisten der vorgegebenen Berufswahlmotive stimmten Schüler deutlich häufiger

Abb. 2 Vergleich von Berufswahlmotiven von Schülerinnen und Schülern nach Anschlusspräferenz (in Prozent)



Quelle: DJI-Übergangspanel, eigene Berechnungen Dunkle Balken: Anderes Helle Balken: Ausbildung

zu als Schülerinnen. Dies betrifft den Verdienst, die spätere Arbeitsplatzsicherheit, die Karrieremöglichkeiten im Beruf, sowie viel Raum für Freizeit und Familie. Bei autochthonen Schülern kommen als Motive noch die Aussichten auf einen Ausbildungsplatz sowie auf Prestigegewinn durch den gewählten Beruf hinzu. Größere Bedeutung messen demgegenüber Schülerinnen ihrem inhaltlichen Interesse und dem Spaß am Beruf bei. Bezogen auf die Bedeutung des sozialen Arbeitsklimas zeigen sich zwischen den Geschlechtern keine Unterschiede.

Feststellbare Differenzen in der Zustimmung zu einzelnen Berufswahlmotiven in Abhängigkeit vom Migrationshintergrund sind insbesondere durch Unterschiede zwischen den Geschlechtern bedingt. Danach spielt für Schüler mit Migrationshintergrund der *Verdienst* eine vergleichsweise große Rolle bei der Auswahl des Berufs, die *Respektierung durch den Beruf* und *Karrieremöglichkeit* sind für Schülerinnen mit Migrationshintergrund besonders wichtig. Für Jugendliche des Hauptschulbildungsganges haben bei der Wahl des Ausbildungsberufs die Aussichten, überhaupt einen Ausbildungsplatz zu bekommen, sowie ein positives Arbeitsklima im künftigen Kolleg/innenkreis eine deutlich größere Bedeutung als bei Jugendlichen in höheren Bildungsgängen.

Das Potenzial des angestrebten Berufs zur Selbstverwirklichung und die mit dem Beruf antizipierten Verdienst- und Karrieremöglichkeiten sind den künftigen Abiturientinnen und Abiturienten wichtiger als den Schülerinnen und Schülern im Haupt- bzw. Realschulbildungsgang. Für den künftigen Beruf respektiert zu werden, ist in besonderer Weise für Schülerinnen im Hauptschulgang wie auch gymnasialen Bildungsgang bedeutsamer als für Realschülerinnen und Realschüler.

Bei den weiteren Analysen wurden auf Grundlage vorgegebener Einzelitems mittels Faktorenanalyse drei Berufswahldimensionen[8] ermittelt. Hier bilden ebenfalls zwei Dimensionen extrinsische bzw. intrinsische Beweggründe ab, die dritte die Vereinbarkeit mit Aktivitäten außerhalb der Arbeit. Differenzierungen verdeutlichen eine stärkere *extrinsische* Arbeitsorientierung bei den *Schülern*, hingegen eine stärkere *intrinsische* Orientierung bei den *Schülerinnen*. Autochthone Jugendliche haben ebenfalls eine ausgeprägtere intrinsische Orientierung. Zwischen den Jugendlichen des Haupt- bzw. Realschulganges zeigen sich hier keine Unterschiede.

Im Rahmen der Analyse der NEPS-Daten wurde auch der Frage nachgegangen, ob die Schüler/innen der 9. Klasse in ihrem Berufswahlverhalten auch unterschiedliche Wahlmotive in Abhängigkeit davon präferieren, ob sie sich auf duale Ausbildungsberufe oder auf Berufe in den vollzeitschulischen Ausbildungsgängen bewerben. Dazu wurden aus den Berufen, für die sich die befragten Schüler/innen bewerben wollten, diejenigen ausgewählt, die entweder ausschließlich in betrieblichen oder ausschließlich in vollzeitschulischen Bildungsgängen angeboten werden. Einschließlich der Zweitnennungen betraf dies insgesamt 1.276 der 6.431 von den Jugendlichen genannten Berufe. Aus möglichen Unterschieden in der Zustimmungshäufigkeit zu den vorgegebenen Bewerbungsmotiven lassen sich Schlüsse auf unterschiedliche Erwartungen/Annahmen ziehen, welche die Jugendlichen mit den in den beiden Ausbildungsformen angebotenen Berufen verbinden.

Betrachtet man die Gründe der Jugendlichen für die Bewerbung auf den von ihnen ausgewählten Beruf auf der Ebene der besuchten *Bildungsgänge*, so lassen sich nur bei den Jugendlichen im Realschulbildungsgang Unterschiede in den Erwartungen feststellen. Von Berufen in *betrieblicher Ausbildung* werden von den Realschülerinnen und -schülern eine *höhere Arbeitsplatzsicherheit* sowie *interessantere und mit mehr Spaß verbundene Tätigkeiten* erwartet. Für die anderen Bildungsgänge lassen sich solche generellen Unterschiede nicht nachweisen.

Bezieht man das Geschlecht der Befragten in die Betrachtung mit ein, so zeigen sich bei den Schülerinnen weitere Unterschiede bei der Ausprägung ihrer Berufswahlmotive in Abhängigkeit von der oben vorgenommenen Unterscheidung der Bewerbungsberufe. Schülerinnen im Haupt- und Realschulbildungsgang erwarten danach von Berufen in vollzeitschulischen Ausbildungsgängen später einen *höheren Verdienst* und *mehr berufliche Perspektiven*. Schülerinnen des Hauptschulbildungsganges gehen außerdem davon aus, bei der Wahl solcher Berufe später *mehr Zeit für die Familie* zu haben. Schülerinnen des Realschulbildungsganges erwarten durch die von ihnen gewählten Berufe in vollzeitschulischer Ausbildung, *mehr respektiert* zu werden. Auf der anderen Seite äußern diese, wie oben bereits dargestellt, in Bezug auf Berufe, die den betrieblichen Ausbildungsgängen zugeordnet wurden, *mehr inhaltliches Interesse* und *Spaß an der Tätigkeit* als bei Berufen in den vollzeitschulischen Ausbildungsgängen.

Die Analysen zu den motivationalen Grundlagen von Berufswahlprozessen veranschaulichen sowohl in Abhängigkeit von den Bildungsniveaus als auch von den Merkmalen Geschlecht und Migrationshintergrund

8 Hierbei handelt es sich um eine N-normierte, mittels Faktorenladungen gewichtete Punktsumme aus den folgenden vorge-gebenen Bewerbungsmotiven: gute Aussichten auf einen Ausbildungsplatz; gute Bezahlung nach Ausbildung; für den Beruf respektiert werden; Tätigkeit interessiert und macht Spaß; viel Freizeit haben; im Beruf Karriere machen können; im Beruf nette Kolleg/innen haben; genug Zeit, um sich um die Familie zu kümmern.

teilweise deutliche Unterscheide, die bei der speziellen Ansprache der einzelnen Teilgruppen Beachtung finden sollten.

2.2. Befunde zu Entscheidungsgründen in Bezug auf Ausbildung und Studium

Eine gegenüber Jugendlichen mit niedrigeren Abschlüssen vergleichsweise privilegierte berufliche Entscheidungssituation bietet sich für Absolventinnen und Absolventen mit Hochschulzugangsberechtigung. Für die Jugendlichen mit Hochschulreife, die sich *für ein Studium* und gegen eine (duale) Ausbildung entschieden haben, spielen – zieht man die hier genutzten Daten des HIS zu Rate – Arbeitsmarktüberlegungen bei der Entscheidungsfindung eine größere Rolle als bei Jugendlichen in beruflicher Ausbildung. Die Entscheidung für ein Studium ist auch durch die mit dem angestrebten höheren Qualifizierungsniveau verbundenen (vermeintlich) *besseren Verwertungschancen auf dem Arbeitsmarkt* motiviert. Da jedoch angesichts des steigenden Bedarfs von Facharbeiterinnen und -arbeitern künftig ausgebildete Fachkräfte gegenüber Hochschulabsolventinnen und -absolventen durchaus die besseren Einmündungschancen auf dem Arbeitsmarkt haben dürften, könnte sich diese sicherheitsvermittelte Nutzenerwartung an ein Hochschulstudium als überzogen erweisen.

Neben den angeführten Unterschieden in Bezug auf die unterschiedliche Nutzung von Informationsquellen, auf die im Abschnitt 4 eingegangen wird, finden sich in den HIS-Daten noch weitere Befunde, die Differenzen zwischen den Geschlechtern verdeutlichen. So gehen junge Männer tendenziell häufiger als junge Frauen davon aus, dass sie ein Studium erfolgreich absolvieren. Jugendliche, die sowohl ein Studium als auch eine Berufsausbildung in Betracht gezogen hatten, dann aber studieren, schätzen ihre Erfolgschancen für ein Studium deutlich höher als jene, die eine Ausbildung beginnen. So werden die Chance für ein erfolgreiches Studium von der ersteren Gruppe zu 76 Prozent als „sehr hoch“ bzw. „hoch“ eingeschätzt, von der zweiten hingegen nur zu 58 Prozent.

Junge Männer sprechen *akademischen* Ausbildungen (und sich selbst) bessere Berufsaussichten zu. Junge Frauen sehen in *beruflichen* Ausbildungswegen bessere Berufsaussichten. Befragte mit Migrationshintergrund messen sich selbst schlechtere Berufsaussichten bei. Junge Frauen, die den Plan hatten, zu studieren, dann aber in eine berufliche Ausbildung münden, beurteilen ihre persönlichen Berufsaussichten schlechter als junge Frauen im Studium. Die erstgenannte Gruppe bewertet ihre Berufsaussichten zu 49 Prozent als „sehr gut“ oder „gut“, die letztgenannte zu 69 Prozent.

Die Jugendlichen mit Hochschulreife, die sich zum Zeitpunkt der HIS-Folgeerhebung zu Jahresende in einer Ausbildung befanden, wurden danach befragt, ob sie nach Beendigung ihrer Ausbildung die Aufnahme eines Studiums in Erwägung ziehen. Hier bekunden 85 Prozent der Auszubildenden, dass sie danach auf jeden Fall die Aufnahme eines Studiums beabsichtigen, weitere 9 Prozent wahrscheinlich. Somit ist davon auszugehen, dass ein Großteil der Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung eine berufliche Ausbildung als *praxisorientierte Zwischenstufe* auf ihrem Bildungsweg betrachtet.

In den HIS-Studien wurden die Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung in der Befragung noch während der Schulzeit nach den größten Unwägbarkeiten und Hindernissen bei der Wahl des weiteren (Aus) Bildungswegs gefragt. Dazu wurden entsprechende Aussagen vorgegeben. Für 42 Prozent sind es die *schwer* überschaubaren Möglichkeiten, die ihnen besondere Probleme und Schwierigkeiten bei der Wahl ihres nachschulischen Werdegangs bereiten. 38 Prozent nennen die *Entwicklung auf dem künftigen Arbeitsmarkt*, 36 Prozent mögliche *Zugangsbeschränkungen* zum angestrebten Studienfach. Ein größeres Problem stellt zudem für 34 Prozent die *Finanzierung* der weiteren Ausbildung dar. Und auch Unklarheiten über die eigene Eignung bzw. die eigenen Fähigkeiten bereitet etwa einem Drittel der Befragten (32 Prozent) Probleme bei der Wahl des weiteren (Aus)Bildungswegs. Insgesamt nehmen junge Frauen die bisher aufgeführten Schwierigkeiten deutlicher wahr als junge Männer.

Von etwa einem Viertel der Hochschulzugangsberechtigten werden im Zusammenhang mit der weiteren Ausbildung Probleme signalisiert, sich über die eigenen Interessen klar zu werden (25 Prozent) bzw. abzuschätzen, welche Qualifikationen und Kompetenzen wichtig sein werden (23 Prozent). Jede(r) Fünfte gibt Schwierigkeiten aufgrund einer unbefriedigenden schulischen Vorbereitung auf die Ausbildungswahlentscheidung an. Etwa jede(r) Sechste hat Probleme damit, sich hilfreiche Informationen einzuholen.

Jugendliche mit Migrationshintergrund sehen häufiger *Finanzierungsschwierigkeiten* und mögliche *Zugangsbeschränkungen*. Kommen Befragte aus berufsbildenden Schulen, haben sie weniger Schwierigkeiten mit der Vielzahl der Möglichkeiten, mit Zugangsbeschränkungen, mit Unklarheit über die Eignung bzw. den eigenen Fähigkeiten und Interessen und mit fehlender schulischer Vorbereitung auf die Ausbildungswahlentscheidung, mehr Schwierigkeiten allerdings bezogen auf die Finanzierung der weiteren Ausbildung oder auch eines Studiums.

Wenn es um Hauptgründe *gegen* ein Studium geht, so werden sowohl von männlichen als auch von weiblichen Jugendlichen, unabhängig vom eingeschlagenen Weg, *finanzielle Aspekte* ins Feld geführt: möglichst bald eigenes Geld verdienen, aber auch fehlendes Geld, um ein Studium zu finanzieren, sowie zu hohe Studiengebühren.

Bei jungen Männern kommt als sehr häufig genannter Grund, sich gegen ein Studium zu entscheiden, ein bereits feststehendes Berufsziel, für das kein Studium erforderlich ist. Jugendliche mit Migrationshintergrund nennen häufiger auch eine mögliche fehlende Eignung als Grund gegen ein Studium.

Deutlich wird, dass die Entscheidung für oder gegen eine berufliche Ausbildung oder ein Studium beeinflusst wird durch die antizipierten Aussichten einer *erfolgreichen Bewältigung* des eingeschlagenen Ausbildungswegs sowie durch die erwarteten künftigen *Berufsaussichten*. So tendieren Jugendliche mit geringeren schulischen Leistungen häufiger zu Berufsausbildungen. Für viele von ihnen stellt die Berufsausbildung im Vergleich zum Studium den besser zu bewältigenden Anschluss an die Schule dar. Insbesondere Jugendliche, die ihre Hochschulzugangsberechtigung an beruflichen Schulen erworben haben, neigen stärker zum Anschluss einer beruflichen Ausbildung, als Jugendliche aus den gymnasialen Bildungsgängen. Wie die Befunde allerdings belegen, besteht bei der Mehrzahl von Jugendlichen mit Hochschulreife, die eine berufliche Ausbildung beginnen, die Überlegung, später noch ein Studium anzuschließen. Für einen Teil der Jugendlichen, die eine berufliche Schule besuchten, spielt der *stärkere Praxisbezug* eine Rolle bei der Entscheidung für den nächsten Schritt auf ihrem (Aus)Bildungsweg. Dabei können Praxiserfahrungen, je nachdem, ob sie positiver oder negativer Art sind, zu unterschiedlichen Effekten führen. Hierzu sind allerdings keine Aussagen auf Grundlage der vorhandenen Daten möglich.

Betrachtet man anhand von HIS-Daten die Angaben der Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung, die sich ursprünglich sowohl ein Studium als auch eine Ausbildung hatten vorstellen können, dann aber den einen oder anderen Weg einschlugen, kann die Wichtigkeit von Gründen und Motiven für den jeweils gewählten weiteren Ausbildungsweg nachgezeichnet werden (siehe Abb. 3). Dabei lassen die feststellbaren Ausprägungsunterschiede tendenziell unterschiedliche Motivstrukturen erkennen. Danach sind Jugendliche, die sich für eine Berufsausbildung entscheiden, stärker praxisorientiert, reflektieren in höherem Maße die eigenen praktischen Neigungen, Fähigkeiten und Grenzen und sind darüber hinaus in ihren Berufswahlmotiven stärker sozial orientiert. Befragte, die sich für ein Studium entschieden, präferierten eher abstrakteres, wissenschaftliches Arbeiten, sehen perspektivisch im Studium günstigere Berufs- und Einkommenschancen, ein höheres Prestige und bessere Aufstiegschancen.

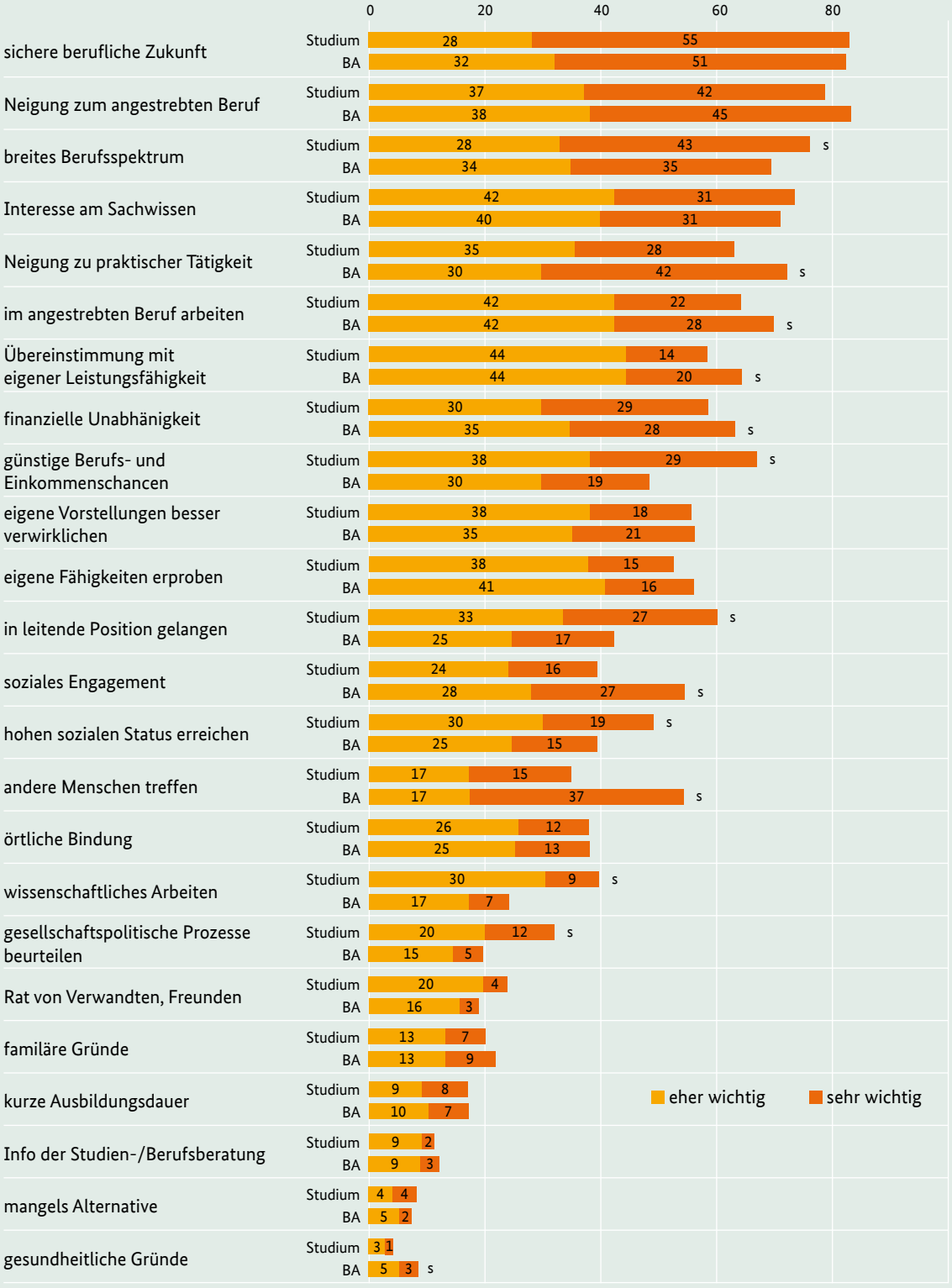
Neben den Gründen für den gewählten nachschulischen Werdegang wurden die Jugendlichen auch zu ihren Präferenzen in Bezug auf ausgewählte Berufs- und Lebensziele befragt. Wie Abbildung 4 (siehe S. 60) verdeutlicht, lassen sich ebenfalls in der Ausprägung von Berufs- und Lebenszielen Unterschiede zwischen den beiden betrachteten Teilgruppen feststellen, die den in den Berufswahlmotiven erkennbaren Tendenzen entsprechen. So ist es für Befragte, die sich letztlich für eine Berufsausbildung entscheiden, wichtiger, eine *selbstverantwortliche Tätigkeit* auszuüben, den lang gehegten *Berufswunsch zu verwirklichen* sowie *das Leben zu genießen* und genügend *Freizeit* zu haben. Demgegenüber ist es den Jugendlichen, die letztlich ein Studium anschließen, wichtiger, sich eine möglichst umfassende *Allgemeinbildung* anzueignen, künftig eine *leitende Funktion* einzunehmen sowie ein *hohes Ansehen* und *berufliches Prestige* zu erwerben.

Diese Befunde deuten auf unterschiedliche Lebens- und Wertorientierungen hin. Versucht man, die zugrunde liegenden Wertedimensionen weiter zu abstrahieren, so könnten diese bei den Jugendlichen mit der Entscheidung für eine Berufsausbildung als Betonung von *Eigenständigkeit* und *Hedonismus* interpretiert werden und bei den Studierenden als Vorrang eines *Erkenntnis- und Prestigestrebens*. Somit werden an dieser Stelle intersubjektiv geteilte Überzeugungen zu Vor- und Nachteilen von Studium und Ausbildung sichtbar, die es in einer berufsbezogenen Ansprache von Jugendlichen mit Hochschulreife zu unterstreichen oder zu relativieren gilt.

Insgesamt ist im Abschnitt „Aspekte beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse“ eine Reihe von Befunden gewonnen worden, die vielfältige Hinweise auf Potenziale einer adäquaten und zielgruppenspezifischen Adressierung von Jugendlichen liefern. Die Analyseergebnisse zu berufsbezogenen Merkmalen der Jugendlichen auf der Absichts- und Einstellungsebene ermöglichen Aussagen sowohl zu zeitlichen Aspekten als auch zu gruppenbezogenen Besonderheiten zur Adressierung bestimmter Zielgruppen.

Auffallend ist zunächst, dass die Auseinandersetzung mit beruflichen Fragen in hohem Maße in Abhängigkeit von der *biografischen Situation* erfolgt, in der sich die Jugendlichen befinden, und nicht primär in bestimmten Altersgruppen stattfindet. Zudem vollziehen sich im letzten Schuljahr bei den Jugendlichen hinsichtlich ihrer Berufswahl erhebliche Umorientierungsprozesse. Dieser,

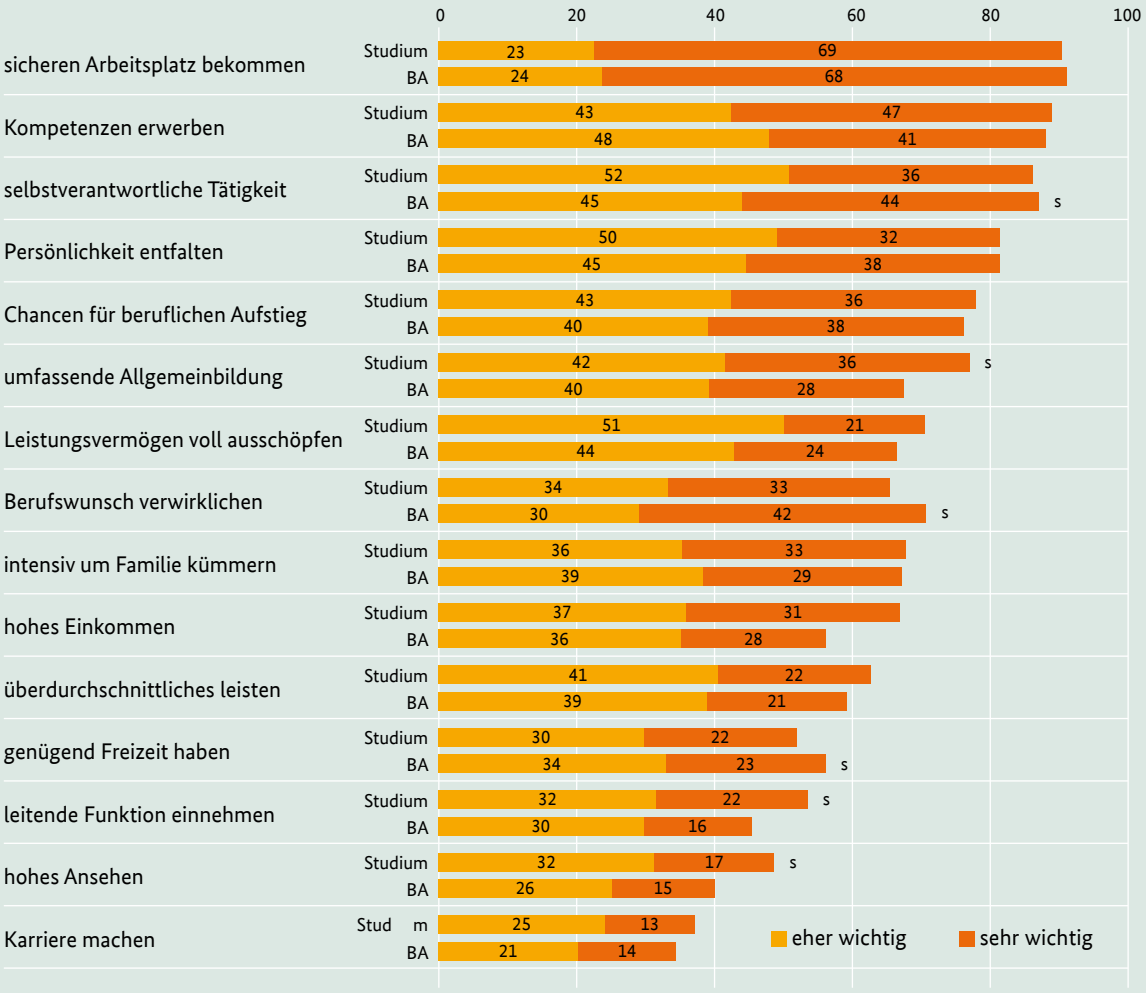
Abb. 3 Ausprägung von Gründen und Motiven für den gewählten nach schulischem Werdegang von Jugendlichen, die sowohl die Aufnahme eines Studiums als auch einer beruflichen Ausbildung in Betracht zogen und dann in eine der beiden Alternativen einmünden (in %)



s = signifikante Unterschiede auf 5%-Niveau

Quelle: HIS Studienberechtigtenbefragung 2008, eigene Berechnungen

Abb. 4: Unterschiede in der Ausprägung von Berufs- und Lebenszielen zwischen den definierten Teilgruppen (in Prozent)



s = signifikante Unterschiede auf 5%-Niveau
Quelle: HIS Studienberechtigtenbefragung 2008, eigene Berechnungen

aus den DJI-Daten bekannte Sachverhalt wird auch durch die aktuellen Ergebnisse der NEPS-Daten bestätigt. Diese legen den Schluss nahe, dass zu diesem Zeitpunkt die Entscheidungsfindung noch in vollem Gange ist und die Jugendlichen offen für eine berufsbezogene Adressierung sind. Anhand des Bewerbungsverhaltens der angehenden Realschulabsolventinnen und -absolventen kann beobachtet werden, dass bei den Jugendlichen mit angestrebter Mittlerer Reife eine besonders frühe Entscheidungsfindung einsetzt.

Die höchste Ausbildungsneigung haben die männlichen Jugendlichen niedriger Leistungsniveaus, die zum Großteil schon von sich aus eine duale Berufsausbildung anstreben. Komplementär dazu sind die Potenziale von Jugendlichen, die dafür verstärkt erreicht werden müssen, eher in den Zielgruppen mit höheren Schulabschlüssen sowie bei jungen Frauen zu finden.

In den beruflichen Präferenzen werden zudem unterschiedliche *Strategietypen* bei der Zielsetzung deutlich: Eine Gruppe will die eigenen Chancen zur Erreichung ihrer Ausbildungspläne verbessern und dafür den Umweg eines weiterführenden Schulbesuchs in Kauf nehmen. Die andere Gruppe hingegen, die offenbar zuversichtlicher agiert, strebt direkt die Aufnahme einer Berufsausbildung an. In strategischer Hinsicht kommt auch zutage, dass eine Ausbildung offenbar insbesondere von den Jugendlichen präferiert wird, die *sicherheitsbezogenen* Berufswahlmotiven eine größere Bedeutung beimessen. Geschlechterspezifische Motivlagen werden durch die eher *intrinsischen* beruflichen Motivationen

bei den *Schülerinnen* und den häufiger *extrinsisch* betonten Beweggründen der *Schüler* sichtbar.

Dass die duale Ausbildung bei Schülerinnen und Schülern der Haupt- und Realschulen nach wie vor sehr attraktiv ist, belegen die Daten der BIBB-Schulabgängerbefragungen, wonach die große Mehrheit dieser Jugendlichen plant, im Anschluss an die Schule eine betriebliche Ausbildung zu beginnen. Aber es wird durch die Analysen auch offenbar, dass die betriebliche Ausbildung auch eine Option für einen nicht unerheblichen Teil der Schulabsolventinnen und -absolventen mit Hochschulreife ist – dies belegen auch die Daten der BIBB-Schulabgängerbefragungen. Besonders ausbildungsinteressiert sind auf diesem Leistungsniveau junge Erwachsene mit Fachhochschulreife, die Leistungsschwächeren und junge Frauen.

In Bezug auf die beruflichen Präferenzordnungen sind deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede erkennbar. Haupt- und Realschüler zeigen (nach Befunden aus NEPS-Daten) eine stärkere extrinsische Arbeitsorientierung, d.h. sie messen den Faktoren Verdienst, Arbeitsplatzsicherheit und Karriere mehr Bedeutung bei als die Schülerinnen. Mädchen sind eher intrinsisch orientiert, d.h. für sie ist eine interessante Tätigkeit, die Spaß macht, wichtiger als für die Jungen.

In den Arbeitsorientierungen unterscheiden sich Jugendliche offenbar auch nach ihrer Herkunft. Der Faktor Geld spielt insbesondere bei den männlichen Jugendlichen aus Zuwanderfamilien eine gewichtige Rolle. Für Mädchen mit Migrationshintergrund ist besonders wichtig, dass sie für den Beruf „respektiert" werden und sie in dem Beruf Karriere machen können.

Mädchen mit Berufspräferenzen, die in vollzeitschulischen Bildungsgängen ausgebildet werden, unterscheiden sich in ihren Arbeitsorientierungen von Mädchen, die Berufe in dualer Ausbildung erlernen, dahin gehend, dass sie dem Verdienst, der Karriere, dem Ansehen, aber auch der Vereinbarkeit von Beruf und Familie mehr Bedeutung beimessen. Demgegenüber zeigen Mädchen, die einen Beruf in dualer Ausbildung ergreifen möchten, ein vergleichsweise größeres inhaltliches Interesse und Spaß an der Tätigkeit.

Von den Absolventinnen und Absolventen allgemeinbildender Schulen beklagt ein vergleichsweise großer Anteil, durch die Schule (eher) ungenügend auf den weiteren (Aus)Bil-dungsweg vorbereitet worden zu sein. Eine ausreichende, systematische Berufsorientierung ist insbesondere in der gymnasialen Oberstufe deutlich unterentwickelt. Insofern bietet eine (teils noch zu entwickelnde) systematische Berufsorientierung an Gymnasien die Möglichkeit, die Attraktivität innovativer zukunftsträchtiger Berufe im dualen Ausbildungsgang als mögliche Alternativen oder auch sinnvolle Zwischenschritte ins Blickfeld von Gymnasiastinnen und Gymnasiasten zu rücken. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass die überwiegende Mehrheit der in Ausbildung befindlichen Hochschulzugangsberechtigten danach beabsichtigt, ein Studium aufzunehmen. Somit stünden die meisten der aus diesem Bildungsniveau zunächst für eine duale Ausbildung gewonnenen Absolvent/innen nach Abschluss ihres zweiten Bildungsweges dem Arbeitsmarkt später nicht mehr mit Facharbeiterabschluss zur Verfügung. Deutlich geworden sind die Motive, die in Abwägung zwischen Studium und Ausbildung eine Rolle spielen, wobei vor allem *Prestige und höhere Einkommenserwartungen* für ein Studium und *Unabhängigkeit* und *Praxisnähe* für eine duale Ausbildung sprechen.

Ein wichtiges Reservoir von Jugendlichen mit Hochschulreife für die duale Ausbildung, stellen womöglich eher jene Jugendlichen dar, die ihr Studium vorzeitig bzw. ohne Abschluss beenden und auch kein weiteres Studium beginnen. So erscheint es in Anbetracht einer Studienabbruchquote[9] von ca. 30 Prozent geboten, sich auch darauf zu fokussieren, wie man diesen Jugendlichen ohne Studien- bzw. Berufsabschluss, Alternativen im Rahmen einer dualen beruflichen Ausbildung anbieten kann, selbst wenn ein Großteil von ihnen unmittelbar ein anderes Hochschulstudium aufnehmen dürfte.

9 Unter Bezug auf den Absolventenjahrgang 2008 wird vom statistischen Bundesamt eine durchschnittliche Studienabbruchquote von 31 Prozent angegeben. Berechnungen des HIS für 2010 mittels eines eigens entwickelten Verfahrens kommen auf 28 Prozent Abbrüche im Bachelorstudium und 23 Prozent im Diplomstudiengang (Heublein et al. 2012).

3. Berufliche Eigenaktivitäten und beschrittene Übergangswege

Nachdem im vorangegangenen Abschnitt die Einstellungen, Präferenzen und Beweggründe der Jugendlichen verschiedener Leistungsniveaus herausgearbeitet worden sind, wendet sich dieses Teilkapitel den berufsbezogenen Eigenaktivitäten sowie den vollzogenen Übergangswegen zu, also dem Übergangsgeschehen auf der Verhaltensebene. Dabei ist davon auszugehen, dass sich die beruflichen Vorstellungen und Wünsche, die ja ihrerseits bereits mögliche Hindernisse antizipieren und einbeziehen, nicht immer in den Anschlusswegen nach der Schule verwirklichen lassen.

3.1. Bewerbungsaktivitäten auf betriebliche Ausbildungen

Bezogen auf die noch in der Schulzeit angestrengten Bemühungen zur Erlangung eines Ausbildungsplatzes sollen hier zunächst die Bewerbungsaktivitäten der Schülerinnen und Schüler betrachtet werden. Darin kommt auch das persönliche Engagement für den Qualifizierungsweg in einem bestimmten Beruf zum Ausdruck. Zudem wird sichtbar, auf welchen Wegen die Jugendlichen sich um Ausbildungsplätze bemühen.

Das DJI-Übergangspanel liefert in längsschnittlicher Perspektive zwar kaum Aufschlüsse über das Bewerbungsverhalten der Befragten, jedoch wurde in der schriftlichen Erstbefragung die Anzahl der verschickten Bewerbungen erhoben. Dabei zeigt sich, dass Jugendliche mit betrieblichen Ausbildungswünschen im Durchschnitt die meisten Bewerbungen (knapp 15) versenden. Dagegen verschickten die Jugendlichen mit schulischen Ausbildungsgängen im Schnitt nur etwa 13 Bewerbungen. Dies kann als Anzeichen dafür gedeutet werden, dass die begehrten dualen Ausbildungsberufe bei den Schülerinnen und Schülern ein höheres Engagement in der Bewerbungsphase bewirken.

Die BIBB-Studien liefern Erkenntnisse zu Bewerbungsaktivitäten bezogen auf eine betriebliche Ausbildung für alle drei Leistungsniveaus. Hierin ist auch ein auf die Ausbildungsplatzsuche gerichtetes Informationsverhalten subsumiert. In Abgrenzung dazu wird in Abschnitt 4 genauer auf eine auf die berufliche Orientierung bezogene Nutzung von Informationsquellen eingegangen.

Hauptformen von unmittelbaren Bewerbungsaktivitäten auf einen betrieblichen Ausbildungsplatz sind:

- die schriftliche Bewerbungen, meist auf mehrere Berufe gleichzeitig,
- die Suche mittels Stellenanzeigen,
- das direkte Nachfragen bei Betrieben,
- die Meldung bei der Berufsberatung als Ausbildungsplatzsuchende(r),
- die Bitte um Unterstützung bei Verwandten, Freunden und/oder Bekannten,
- die Nutzung möglicher Beziehungen und Zugänge zu Ausbildungsplatzanbietern.

Eine eher untergeordnete Rolle spielen:

- die Nutzung institutioneller Beratungsangebote (Schule, Arbeitsagentur),
- eigene Stellengesuche in den Medien,
- indirekte Wege über Praxisbezüge, Probearbeit, Freizeitjobs,
- Recherchen im Internetangebot der Arbeitsagentur.

Im Zeitreihenvergleich der Einzelerhebungen von 2004 bis 2010 deutet sich ein tendenzieller Rückgang bei vielen der vorgegebenen Bewerbungsaktivitäten an.
Um eine entsprechend große Fallzahl für differenzierte Betrachtungen zwischen unterschiedlichen Teilgruppen zu ermöglichen, wurde auch hier mit einem aus den einzelnen Jahreserhebungen zusammengefügten Datensatz gearbeitet.

Die auf den empirischen Befunden beruhende Beschreibung der Bewerbungsaktivitäten liefert Hinweise dafür, welche Adressierungsmaßnahmen für eine Beeinflussung der Bewerbungsströme entwickelt werden könnten. Denn bei einer Differenzierung nach Bildungsniveaus zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Teilgruppen der Jugendlichen mit unterschiedlichen schulischen Abschlüssen: Schüler/innen mit Hauptschulabschluss suchen im Vergleich zu Schüler/innen mit mittlerer Reife seltener mittels Stellenanzeigen, sind mit ihrem Bewerbungsverhalten mehr auf die Region bezogen, fragen hingegen häufiger persönlich bei Betrieben Ausbildungsmöglichkeiten nach und versuchen häufiger „gute“ Beziehungen zu nutzen. Jugendliche mit Hochschulreife sind, was Mediennutzung und Mobilität anbelangt, aktiver, ansonsten – auch bedingt durch ihre stärkere Orientierung auf ein Studium – eher inaktiver.

Tab. 10: Unterschiede in der Häufigkeit von Bewerbungsaktivitäten in den unterschiedenen Teilgruppen bezogen auf Bildungsniveaus, gesamt über alle Erhebungen (in Prozent)

Bewerbungsaktivitäten	Ausbildungs-reife (n = 1.399)	Mittlere Reife (n = 1.803)	Hochschul-reife (n = 587)
schriftliche Bewerbungen verschickt	90,5	95,3	95,9
nach Stellenanzeigen in Zeitungen, Internet o.ä. gesucht	65,3	**75,4**	**80,6**
gleich für mehrere Berufe beworben	58,8	**65,9**	56,9
persönlich bei Betrieben nachgefragt	66,5	**59,2**	**47,4**
versucht, „gute“ Beziehungen zu nutzen	59,0	**52,4**	**41,2**
bei Berufsberatung als Ausbildungsplatz-suchender gemeldet	60,0	61,3	**45,7**
Verwandte, Freunde, Bekannte um Hilfe gebeten	55,6	57,2*	52,3
mehr als 100 km außerhalb der Region beworben	17,4	**23,9**	**31,3**
Praktikum in Firma absolviert/gejobbt	5,4	4,8	**2,9**
Schul-/Betriebspraktika, auf Probe gearbeitet	5,9	4,4	**2,2**
eigenes Stellengesuch in der Zeitung aufgegeben	6,8	5,6	**3,6**
an Einstellungs-/Eignungstests teilgenommen	0,6	1,1	**2,6**
Beratungs- bzw. Infoangebote der Schule wahrgenommen	0,6	0,4	0,2
Beratungsangebote des Arbeitsamtes/BIZ wahrgenommen	0,2	0,3	0,0
Im Internet der Arbeitsagentur recherchiert	0,2	0,1	0,5*

fett = signifikante Unterschiede auf 5%-Niveau; * = signifikanter Unterschied auf 10%-Niveau
Quelle: BIBB-Schulabgängerbefragungen 2004 bis 2010, eigene Berechnungen

Differenzierungen nach Geschlecht und Migrationshintergrund lassen Unterschiede in einzelnen Aktivitäten erkennen:

Junge Frauen sind verglichen mit dem anderen Geschlecht aktiver bei der Suche mittels Stellenanzeigen, bewerben sich häufiger auf mehrere Berufe und sind mobilitätsbereiter. Jugendliche mit Migrationshintergrund sind im Vergleich zu autochthonen Jugendlichen ebenfalls aktiver bei der Suche mittels Stellenanzeigen, sind aber stärker auf die Region bezogen.

Bei einem Vergleich der Bewerbungsaktivitäten in Abhängigkeit vom Bewerbungserfolg machen die Angaben deutlich, dass fast alle Jugendlichen mit erfolglosen Bewerbungen ihre Bewerbungsaktivitäten verstärken, allerdings nicht die Bemühungen, um auf indirektem Weg – etwa über Praktika, Probearbeit o. ä. – zu einem Ausbildungsplatz zu kommen. In Anbetracht der Forschungsergebnisse über die Bedeutung von Praxisbezügen im Rahmen der Berufsorientierung für alle Leistungsgruppen sollten Formen von Praxisbezügen stärker auch im unmittelbaren Kontext von Bewerbungsaktivitäten auf Ausbildungsplätze genutzt werden. Die Befunde zeigen, dass Betriebspraktika insbesondere bei Jugendlichen mit niedriger schulischer Qualifikation und schlechten schulischen Leistungen als Türöffner dienen, indem sie so genannte Klebeeffekte bewirken (Förster et al. 2006; Baas et al. 2012). Auch von einer Mehrheit der Jugendlichen mit Hochschulreife werden Praktika für die Planung des weiteren Ausbildungswegs als (sehr) hilfreich eingeschätzt.

3.2. Realisierung angestrebter Übergänge

Im Anschluss an die Betrachtung der Bewerbungsaktivitäten soll nun untersucht werden, inwiefern Jugendliche ihre ursprünglichen beruflichen Pläne am Übergang realisieren können – insbesondere, um Potenziale der Gewinnung von Jugendlichen für duale Ausbildungsgänge zu identifizieren. Betrachtet man die tatsächliche Platzierung der Jugendlichen nach Beendigung der Schulzeit (Tabelle 11), so fallen insbesondere bei den Jugendlichen mit Hauptschulabschluss die großen Diskrepanzen zwischen ihren Plänen (vgl. Tabelle 9) und den erreichten Anschlüssen auf.

Tab. 11: Anschlüsse der Jugendlichen nach Beendigung der Schule in Abhängigkeit vom Bildungsgang (BIBB-Gesamtdatensatz) (in Prozent)

Status im Herbst nach Schulabschluss	Hauptschul-abschluss	Mittlere Reife	Hochschulzugangsbe-rechtigung
betriebliche Ausbildung	39,4	40,2	16,7
vollzeitschulische Ausbildung	6,5	9,7	5,3
Studium	0,1	1,8	39,6
weiter Schule	9,9	24,7	1,0
Berufsvorbereitung	30,8	12,4	1,0
arbeiten, jobben	3,3	2,8	8,3
Praktikum	2,7	2,0	5,3
Wehr-/Zivildienst	0,2	0,9	16,6
Freiwilligenjahr/-dienst	0,7	1,8	4,1
arbeitslos	6,4	3,7	2,1
gesamt	100,0	100,0	100,0
Anzahl (absolut)	1.852	2.837	2.261

Quelle: BIBB Schulabgängerbefragungen 2004 bis 2010, eigene Berechnungen

Deutlich wird, dass beim unmittelbaren Übergang von der Schule in die berufliche (Aus)Bildung die Ausbildungsaspirationen der Jugendlichen – je nach Bildungsabschluss – in teils beträchtlich geringerem Umfang realisiert werden können[10]. Mit gut 60 Prozent Entsprechung zwischen Plan und Realisierung[11] gelingt es den Jugendlichen mit Realschulabschluss vergleichsweise noch am häufigsten, ihren Plan „duale Ausbildung" zu realisieren. Auch von den Jugendlichen mit Hochschulreife, die eine duale Ausbildung planten, realisieren diese nur 55 Prozent; allerdings entscheiden sich hier 14 Prozent von denjenigen mit ursprünglichem Plan „betriebliche Ausbildung" doch für die Aufnahme eines Studiums.

Insgesamt knapp 40 Prozent der Hauptschüler/innen gelingt der direkte Einstieg in eine betriebliche Ausbildung. Gemessen am Anteil derer, die im Frühjahr eine betriebliche Lehre planten, ist das nur gut die Hälfte (55 Prozent)[12]. Bei Jugendlichen mit Hauptschulabschluss *und* Migrationshintergrund sind es sogar nur 38 Prozent.

Insgesamt waren die Realisierungschancen von Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund, aber auch von den Jugendlichen mit verschiedenen ethnischen bzw. regionalen Hintergründen recht unter-

10 Von einer hohen Passung – was die Umsetzung der Pläne des Frühjahrs ein halbes Jahr zuvor anbelangt – kann man tatsächlich nur bei Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung, bezogen auf den Hauptausbildungsweg, nämlich Aufnahme eines Studiums (knapp 80 Prozent) sprechen. Gleiches gilt für Realschüler/innen, und zwar für diejenigen, die einen weiterführenden Schulbesuch planen (88 Prozent).

11 Analyseebene ist hierbei die der Einzelpersonen.

12 Im Vergleich zur ermittelten Entsprechungsrelation zwischen Plan und Realisierung liegt die Anzahl der Eintritte in betriebliche Ausbildung höher, da noch zusätzlich Jugendliche in eine Ausbildung eintreten, die dies im Frühjahr (noch) nicht planten.

schiedlich. Dabei war festzustellen, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund *deutlich seltener* als Jugendliche autochthoner Herkunft ihre Ausbildungsvorstel-lungen im unmittelbaren Anschluss an die Pflichtschulzeit verwirklichen können. Nach den Daten des DJI-Übergangspanels betraf dies in besonderer Weise die Jugendlichen aus *Aussiedlerfamilien*, bei denen der Einstieg in eine berufliche Ausbildung nach der Pflichtschulzeit besonders hoch im Kurs stand und deren Aussichten, dieses Ziel zu verwirklichen, besonders gering waren.

Schülerinnen mit Hauptschulabschluss müssen zudem – wiederum auf Grundlage der BIBB-Daten ermittelt – in noch vergleichsweise stärkerem Maße als Schüler auf alternative Anschlüsse ausweichen. Entsprechend müssen von den ehemaligen Hauptschüler/innen dreimal so viele wie geplant Zwischenschritte über Berufsvorbereitungsangebote gehen. Jeweils ein kleinerer Teil weicht auf einen weiteren Schulbesuch, auf Praktika oder zwischenzeitliches Arbeiten aus. Etwa jede(r) 15. Schulabgänger/in mit Hauptschulabschluss ist zum Befragungszeitpunkt weder in Ausbildung noch in Beschäftigung (bei ehemaligen Hauptschülern mit Migrationshintergrund ist es jeder Zehnte). Da in empirischen Erhebungen insbesondere Jugendliche mit problematischen Entwicklungen unterrepräsentiert sind (wegen mangelnder Erreichbarkeit und/oder Teilnahmebereitschaft), ist von einem deutlich höheren Anteil unversorgter Schulabgänger/innen auszugehen.

Ulrich (2008) ermittelte auf der Grundlage der BIBB-Übergangsstudie 2006, dass etwa ein Fünftel der (nicht studienberechtigten) Abgänger aus den allgemeinbildenden Schulen in den ersten drei Jahren nach Schulende keinen stringenten Zugang in die Berufsausbildung findet. Bei diesen Jugendlichen beträgt die Verweildauer im Übergangsbereich innerhalb der ersten drei Jahre nach Schulende im Durchschnitt 16 Monate, die sich auf Ungelernten-Jobs (durchschnittlich vier Monate), Suchphasen (drei Monate), Arbeitslosigkeit (sechs Monate) oder sonstige Episoden verteilen. Der Übergangsbereich hat angesichts der veränderten Angebots-Nachfrage-Relation auf dem Ausbildungsstellenmarkt zwar Vieles von seiner Funktion als Warteschleife für strukturell benachteiligte Jugendliche eingebüßt. Dennoch werden auch in absehbarer Zeit viele individuell benachteiligte Jugendliche nicht selbstverständlich von der neuen Situation profitieren können und somit weiterhin auf diese berufsvorbereitenden Angebote angewiesen sein. Grundsätzlich besteht hier auch ein Passungsproblem zwischen den Anforderungen des Ausbildungsmarktes auf der einen Seite und dem Niveau von Qualifikation und Kompetenz der Schulabsolvent/innen insbesondere der unteren Niveaustufen auf der anderen Seite. Von einer Reihe von Bildungsexperten wird sogar die These von einer gesunkenen qualitativen Passung zwischen Ausbildungsangebot und -nachfrage vertreten, wonach steigenden Anforderungen in der Ausbildung eine gesunkene „Ausbildungsreife" der Jugendlichen gegenübersteht (Ulrich 2008).

Je besser es gelingt, die Heranwachsenden im Rahmen von schulischen und außerschulischen Maßnahmen und Angeboten auf eine künftige berufliche Ausbildung und den weiteren Berufsweg vorzubereiten und zu orientieren, desto eher wird es den Jugendlichen ermöglicht, ihre Vorstellungen in Bezug auf den weiteren Berufsweg auch zu realisieren. Damit wäre auch für die Einmündung in eine duale Ausbildung bereits viel erreicht.

Auf der Grundlage homogenisierter Vergleichsgruppen lassen sich über die zwischen 2004 und 2010 durchgeführten fünf BIBB-Schulabgängerbefragungen Veränderungen in Bezug auf die Planung und Realisierung betrieblicher Ausbildungen im Zeitverlauf der 2000er Jahre feststellen. Hier zeigt sich, dass der Anteil von Schulabgängerinnen und -abgängern, die eine geplante Ausbildung auch realisieren können, von 2005 bis 2010 um 15 Prozentpunkte anstieg. Entsprechend verringerte sich in diesem Zeitraum der Anteil derjenigen Schulabgängerinnen und -abgänger, die zwar eine betriebliche Ausbildung planen, diese aber nicht realisierten bzw. realisieren konnten. Auch lässt sich eine tendenzielle Zunahme von Ausbildungen im Wunschberuf konstatieren.

Der positive Entwicklungstrend hinsichtlich der Realisierung betrieblicher Ausbildungspläne setzt sich auch 2012 fort. So stieg von 2010 zu 2012 der Anteil von Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die eine betriebliche Ausbildung planten und auch beginnen konnten, auf 45 Prozent, der von autochthonen Jugendlichen auf 59 Prozent (Beicht/Granato 2013). Allerdings ist 2010 erstmalig in den Anschlussplänen der befragten Jugendlichen ein leichter Rückgang des Anteils derjenigen festzustellen, die eine duale Ausbildung präferieren. Nach den Daten der BIBB-Schulabgängerbefragung von 2012 ist dieser Anteil weiter auf nunmehr 47 Prozent gesunken (Bundesinstitut für Berufsbildung 2013b, S. 76). Für diesen Rückgang werden vor allem die demografischen Veränderungen bei den Schulabgangskohorten verantwortlich gemacht (ebenda, S. 76).

Insgesamt ist von Mitte der 2000er Jahre bis 2010 ein Anstieg des Anteils von Jugendlichen mit Realschul-, aber auch mit Hauptschulabschluss zu verzeichnen, denen nach Beendigung der Schule der Übergang in eine betriebliche Ausbildung gelingt. Was den unmittelbaren Übergang von der Schule in ein Studium von Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung anbelangt, so lässt sich im Zeitvergleich eher die Tendenz zur Verzögerung erkennen. So wird ein Anstieg der Teilnahme an

Freiwilligenjahren sichtbar, die von den Jugendlichen u.a. auch zur Verlängerung der „Statuspassage“ als Such- und Orientierungsphase für die berufliche Entscheidungsfindung genutzt wird (Lex/Zimmermann 2010).

Bei Jugendlichen mit einer Hochschulzugangsberechtigung stellt sich die Option der Ausbildung innerhalb eines breiten Spektrums von Anschlusswegen ganz anders dar. In den Schulabgängerbefragungen des BIBB bekunden 27 Prozent der Befragten mit Hochschulreife, dass sie im Frühjahr des letzten Schuljahres den Plan hegten, nach der Schule eine Ausbildung in einem Betrieb antreten zu wollen. Deutlich sind dabei die Unterschiede der Jugendlichen in Abhängigkeit von der Art der Hochschulreife: Während Jugendliche mit Hochschulreife (Abitur) nur zu 21 Prozent diesen Plan äußerten, waren es unter denjenigen mit Fachhochschulreife immerhin 49 Prozent. Tendenzielle Unterschiede gibt es dabei zwischen Schülerinnen mit insgesamt 30 Prozent und Schülern mit 23 Prozent sowie besonders in Abhängigkeit von den schulischen Leistungen. Während Jugendliche mit einem Notendurchschnitt von 3,0 und höher nur zu 19 Prozent den Plan verfolgten, im Anschluss an die Schule eine Ausbildung zu beginnen, waren es unter denjenigen mit einem Durchschnitt von unter 3,0 etwa 35 Prozent. In Abhängigkeit vom Vorhandensein eines Migrationshintergrunds zeigen sich dagegen keine Unterschiede in Bezug auf die Häufigkeit des Anschlussplans Lehre.

Betrachtet man die Angaben zum Status, in dem die Jugendlichen im Herbst nach Beendigung der Schule eingemündet sind, so zeigt Tabelle 12, dass ein Teil der Jugendlichen den Plan, nach der Schule eine Ausbildung in einem Betrieb zu beginnen, nicht realisiert hat. Ein vergleichsweise großer Teil von Jugendlichen mit Fachhochschulreife befindet sich nach Beendigung der Schule, in der sie die Fachhochschulreife erworben hatten, in unterschiedlichen Zwischenschritten. In den 2000er Jahren schloss sich für viele der männlichen Abiturienten als obligatorische Zwischenetappe das Ableisten des Wehr- bzw. Zivildienstes an. Ein differenzierter Vergleich der Anschlüsse in Abhängigkeit vom Geschlecht deutet auf einen tendenziell geringeren Anteil von weiblichen Jugendlichen hin, die nach Beendigung der Schule in ein Studium einmünden, insbesondere bei denjenigen mit Fachabitur reduziert sich dieser zu Gunsten eines höheren Anteils in einer vollzeitschulischen Ausbildung.

In der HIS-Studienberechtigtenbefragung von 2008 wurden die Jugendlichen retrospektiv danach gefragt, ob sie bis zum Abgang von der Schule, in der sie die Hochschulreife erwarben, den Wunsch hegten zu studieren. 59 Prozent der Befragten gaben an, sie wollten so bald wie möglich ein Studium aufnehmen, weitere 9 Prozent nach einer Berufsausbildung, 14 Prozent nach zwischenzeitlicher anderer Tätigkeit, 10 Prozent waren sich zu diesem Zeitpunkt noch im Unklaren und 8 Prozent hatten keinen Studienwunsch. Junge Männer wollten häufiger gleich nach Ende der Schulzeit ein Studium beginnen (69 Prozent) als junge Frauen (54 Prozent).

Tab. 12: Anschlüsse der Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung nach Beendigung der Schule in Abhängigkeit von der Art der Hochschulreife (BIBB-Gesamtdatensatz) (in Prozent)

Status im Herbst nach Schulabschluss	Hochschulreife, Abitur (n = 1.841)	Fachhochschulreife (n = 476)	gesamt
betriebliche Ausbildung	12,9	32,6	16,9
vollzeitschulische Ausbildung.	4,3	8,6	5,2
Studium	43,9	19,3	38,9
weiter Schule	0,1	4,2	0,9
Berufsvorbereitung	0,4	3,2	0,9
arbeiten, jobben	7,6	10,9	8,3
Praktikum	5,3	5,0	5,3
Wehr-/Zivildienst	18,8	6,9	16,4
Freiwilligenjahr/-dienst	4,0	4,2	4,1
arbeitslos	2,7	5,1	3,2
gesamt	100,0	100,0	100,0

Quelle: BIBB-Schulabgängerbefragung, eigene Berechnungen

Betrachtet man jedoch die konkreten Anschlusspläne, welche die Jugendlichen im November/Dezember 2007 – also ein halbes Jahr vor Schulende – äußerten, so relativiert sich dieses Bild etwas. Etwa die Hälfte der Befragten strebte direkt ein Studium an: in der Kohorte 2007/2008 noch 49,4 Prozent, in Kohorte 2009/2010 bereits 51,2 Prozent. Jede(r) Sechste (2007: 16,4 Prozent) bzw. Achte (2009: 12,7 Prozent) plante im Anschluss eine berufliche Ausbildung. Sowohl ein Studium als auch eine berufliche Ausbildung zogen zwischen 15,7 Prozent (2007) und 21 Prozent (2009) in Betracht. In dieser Frage eher noch unklar waren sich 2007 18,5 Prozent und 2009 noch 15,1 Prozent.

Somit wird ersichtlich, dass auch für viele Hochschulzugangsberechtigte eine berufliche Ausbildung zumindest im letzten Schuljahr eine Option darstellt. Um die Potenziale von Jugendlichen mit Hochschulreife für eine duale Ausbildung noch eingehender zu bestimmen, sollen hier deren Anschlusspläne und die tatsächlich realisierten Übertritte genauer betrachtet werden. Hierzu lassen sich bei den Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung, die im Rahmen der HIS-Erhebungen befragt wurden, verschiedene Umsetzungstypen unterschieden, aus deren Spezifik man Hinweise auf mögliche Einflussfaktoren schließen kann, die auf den tatsächlich eingeschlagenen Werdegang wirkten. Eine in dieser Beziehung besonders interessante Gruppe stellen jene Jugendlichen dar, die im Anschluss an den Erwerb der Hochschulzugangsberechtigung sowohl die Aufnahme eines Studiums als auch die einer beruflichen Ausbildung in Betracht zogen und im Anschluss dann alternativ in das eine oder das andere einmündeten. Im Folgenden werden Analysen zu dieser Teilgruppe des Erhebungsjahrgangs 2007/2008 dargestellt.

In der Teilgruppe derjenigen, die beide Möglichkeiten (Studium und Berufsausbildung) in Betracht gezogen hatten, mündeten *mehr junge Frauen* in eine Berufsausbildung ein, mehr Befragte, die aus *berufsbildenden Schulen* stammen und über ein *Fachabitur* verfügen, und *weniger Jugendliche mit Migrationshintergrund.*

Ohne den im Abschnitt 4.2 dargestellten Befunden vorgreifen zu wollen, sind hierbei Zusammenhänge zwischen der *Platzierung* und dem *Informationsverhalten* zu erkennen. Die in Abbildung 5 dargestellten Ergebnisse zur Nutzung von Informationsquellen für die Planung des weiteren Ausbildungswegs durch die beiden Teilgruppen (Jugendliche mit vergleichbaren Plänen, aber alternativer Einmündung in Studium *oder* Ausbildung) verdeutlichen die Unterschiede in Bezug auf die Nutzung und Bewertung verschiedener Informationsquellen:

- Jugendliche, die sich letztlich für eine *Berufsausbildung* entscheiden, bewerten Praktika, persönliche Betreuung, Eignungs-/Persönlichkeitstestung sowie die Arbeitsagentur/das BIZ als hilfreicher für die eigene Studien-/Ausbildungsplanung.
- Bei den Jugendlichen, die sich für ein *Studium* entscheiden, sind es Infotage an den Hochschulen und Hochschulrankings.

Die *Wirkungsrichtung* (ob unterschiedliche Infoangebote/-zugänge die Entscheidung zu einer der beiden Alternativen beeinflussten, oder ob umgekehrt die bereits vorliegenden Präferenzen eine selektive Strategie der Informationssuche zur Folge hatte) ist mit den vorliegenden Daten nicht überprüfbar. Allerdings korreliert die jeweilige Intensität, mit der die Jugendlichen ihre Ausbildungs- und Studienabsichten bekundeten, deutlich mit der gewählten Anschlussalternative, so dass schon im vornherein von einer Präferenz für die entsprechende Alternative ausgegangen werden muss. Dennoch liegt die Vermutung nahe, dass in jedem Fall

Tab. 13: Zusammensetzung der Teilgruppen Jugendlicher, die sowohl die Aufnahme eines Studiums als auch einer beruflichen Ausbildung in Betracht zogen und dann in eine der beiden Alternativen einmünden (in Prozent)

Status ein halbes Jahr nach Schulende	absolut	Geschlecht		Migration		Schulform		Abschluss		Notendurchschnitt
		m	w	ja	nein	allg. Schule	berufl. Schule	Abi	Fachabi	
Studium	347	31	69	16	84	80	20	91	9	2,32
Berufsausbildung	485	15	**85**	10	**90**	63	**37**	79	**21**	2,55
Gesamtstichprobe	5.959	35	65	15	85	71	29	83	17	2,30

fett = signifikante Unterschiede auf 5%-Niveau
Quelle: HIS Studienberechtigtenbefragung 2008, eigene Berechnungen

Abb. 5 Bewertung von Informationsquellen für die Planung des weiteren Ausbildungswegs von Jugendlichen, die sowohl die Aufnahme eines Studiums als auch einer beruflichen Ausbildung in Betracht zogen und dann in eine der beiden Alternativen einmünden (in %)

s = signifikante Unterschiede auf 5%-Niveau
Quelle: HIS Studienberechtigtenbefragung 2008, eigene Berechnungen

ausbildungsbezogene Informationsveranstaltungen auch bei der hier beschriebenen Zielgruppe eine *positive Wirkung* entfalten dürften.

Je näher das Schulende rückt, desto dringender wird für die Jugendlichen die Frage, wie es für sie nach der Schule weitergehen soll. Die Vorstellungen, welchen Beruf man ergreifen will, werden bei vielen erst im zweiten Schulhalbjahr konkret. Zwar bewerben sich viele Jugendliche – insbesondere solche, die einen Bildungsgang besuchen, der zum Mittleren Schulabschluss führt – bereits vor dem letzten Schuljahr um Ausbildungsstellen; dies bedeutet aber nicht, dass für sie der Berufsorientierungsprozess damit abgeschlossen wäre. Vieles spricht eher dafür, dass sie sich Optionen offen halten, um zwischen Ausbildungsangeboten auswählen zu können.

Die Erlangung eines dualen Ausbildungsplatzes verlangt (im Vergleich zu einer schulischen Ausbildung) insbesondere von Hauptschulabsolventinnen und -absolventen ein höheres Bewerbungsengagement. Somit kann von einer höheren, motivierenden Attraktivität dualer Ausbildungswege in diesem Leistungssegment ausgegangen werden.

Die empirischen Daten stützen die Annahme, dass viele Jugendliche den Übergang von der Schule in die berufliche Ausbildung nach neun oder zehn Schuljahren als *zu früh* empfinden und sich erst nach weiteren Schuljahren für eine berufliche Ausbildung entscheiden. Die für viele Jugendliche schwierige Entscheidung für einen Beruf kann durch den Verbleib im Schulsystem hinausgezögert werden. Zudem ermöglicht der weitere Schulbesuch, das Niveau des Schulabschlusses zu heben und die Ausbildungschancen zu verbessern. Bezüglich der Bildungsgänge, die zum Hauptschulabschluss führen, zeigen die aktuellen Daten des NEPS, dass ein beträchtlicher Teil der Jugendlichen – trotz allgemein guter Ausbildungsmarktlage – plant, über das neunte oder 10. Schuljahr hinaus weiter zur Schule zu gehen. Die von den Jugendlichen – gerade von denjenigen mit Hochschulzugangsberechtigung – nach dem Wegfall von Wehr- und Zivildienst zunehmend für Orientierungsphasen im Sinne eines Moratoriums genutzten Freiwilligenjahre könnten auch in spezifischer Form zur Entwicklung von Ansätzen für eine Ansprache einbezogen werden.

Die auf den empirischen Befunden gelieferte Beschreibung der Bewerbungsaktivitäten liefert Hinweise dafür, wo auch nach Abschluss des beruflichen Entscheidungsprozesses mögliche Zugänge für eine Adressierung bestehen. Da die Schülerinnen und Schüler auf ausbleibende Bewerbungserfolge mit einer Intensivierung ihrer Bewerbungsintensität reagieren, bestünden Möglichkeiten der höheren Ausschöpfung vorhandener Bewerberpotenziale bspw. in einer „Umlenkung" von Bewerberinnen und Bewerbern.

Ein Fünftel der nicht Hochschulzugangsberechtigten, die innerhalb von drei Jahren keinen Zugang zu einer Ausbildung finden, bilden eine besondere Zielgruppe im Hinblick auf die Gewinnung für die duale Ausbildung.

Zudem stellen Jugendliche mit Migrationshintergrund ein bisher noch ungenügend genutztes Potenzial für duale Ausbildungsgänge dar. Hier zeigen sich die geringsten Übergangsquoten in duale Ausbildungen. Von den Jugendlichen mit Hauptschulabschluss *und* Migrationshintergrund gelingt eine erfolgreiche Umsetzung des Planes, unmittelbar nach der Schule eine betriebliche Lehre zu beginnen, nur einem Drittel. Was Bildungsaspiration und Ausbildungspläne anbelangt, unterscheiden sich Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund gleichen Bildungsniveaus nicht in dem Maße, dass dies die deutlichen Unterschiede in der Einmündung in betriebliche Ausbildungsgänge erklären könnte.

Die Realisierung des Plans „duale Ausbildung" gelingt vielen Jugendlichen nicht. Zwar zeigt sich über den Zeitverlauf, dass zwischen 2004 und 2010 der Anteil der Schulabgängerinnen und Schulabgänger steigt, die eine geplante Ausbildung realisieren können, doch bleibt nach wie vor ein relativ großer Anteil Jugendlicher übrig, die ihre Ausbildungspläne nicht verwirklichen können. Nimmt man das Jahr 2010 zur Grundlage, dann zeigt sich, dass – trotz einer zugunsten der Jugendlichen veränderten Ausbildungsmarktlage – knapp die Hälfte der Absolventinnen und Absolventen der Hauptschulen sowie ein Drittel der Schulen mit Mittlerem Schulabschluss den Plan, nach der Schule eine betriebliche Ausbildung zu beginnen, nicht haben verwirklichen können.

Auch bei den Studienberechtigten zeigt sich, dass nicht alle ihre Ausbildungspläne umsetzen. In der HIS-Studienberechtigtenbefragung von 2009/2010 wurden die Jugendlichen im November/Dezember 2009, ein halbes Jahr vor Schulende nach ihrer Absicht gefragt, nach Beendigung der Schule eine Berufsausbildung aufzunehmen. Geht man von der Anzahl der Jugendlichen aus, die angeben, auf jeden Fall oder wahrscheinlich eine Lehre zu beginnen, so plant nahezu ein Drittel, nach Erwerb der Hochschulreife eine Berufsausbildung zu absolvieren (Lörz et al. 2011, S. 61). Hinzu kommt noch etwa ein Sechstel, das mit ihrer Angabe „eventuell" zumindest eine Ausbildung in Erwägung ziehen. Somit besteht hier ein Potenzial von deutlich über einem Drittel der Abiturientinnen und Abiturienten, die einer Ausbildung durchaus aufgeschlossen gegenüberstehen, auch wenn dies dann nur etwa die Hälfte von ihnen verwirklicht.

4. Akteure der Vermittlung beruflicher Orientierung und Information

Für die Adressierung von Jugendlichen im beruflichen Orientierungs- und Entscheidungsprozess ist es auch aufschlussreich zu betrachten, welche Akteure dabei eine zentrale Rolle spielen und welche Informationswege die Jugendlichen nutzen – Fragen, denen sich insbesondere dieses Teilkapitel widmet.

4.1. Zentrale Akteure der Berufsorientierung

Im Zuge der beruflichen Orientierung weisen einige Akteure des sozialen Nahraums (insbesondere Eltern, Verwandte und Peers), aber auch aus dem institutionellen Gefüge des Bildungs- und Vermittlungssystems (speziell die Schule) eine besondere Bedeutung auf. Diejenigen Instanzen, über die Leistungsniveau übergreifend Aussagen getroffen werden können, werden im Folgenden detaillierter hinsichtlich ihres Einflusses beschrieben.

Eltern

Die vorangestellte Recherche einschlägiger Forschungsergebnisse zum Thema verdeutlicht die besondere Stellung der Herkunftsfamilie im Prozess der Berufsorientierung. Dies belegen auch die Befunde zur Rolle der Eltern im Berufsorientierungsprozess in der Startkohorte der Klassenstufe 9 des NEPS. Die Eltern sind für die Schüler/innen in Klassenstufe 9 in allen Bildungsniveaus die Hauptinformationsquellen, wenn es um die Berufswahl geht. 86 Prozent halten diese für (sehr) wichtig.

Für 28 Prozent der Jugendlichen in Klassenstufe 9 ist es „sehr wichtig", für weitere 45 Prozent „wichtig", was ihre Eltern von ihnen in der Schule und für ihre berufliche Zukunft erwarten. Aus Sicht der Jugendlichen sind den Eltern gute Schulnoten und eine erfolgreiche berufliche Karriere ihrer Kinder sehr wichtig. Jungen und Jugendliche mit Migrationshintergrund schätzen die Bedeutung erfolgreicher Bildungsverläufe für ihre Eltern noch höher ein. Je höher der Bildungsgang der Jugendlichen, um so eher wird die Bedeutung relativiert, die ihre Eltern den Schulnoten und dem beruflichen Aufstieg beimessen.

Dass sich die Jugendlichen deutlich an den Bildungserwartungen ihrer Eltern orientieren, zeigt die subjektive Bedeutung, die sie den Erwartungen ihrer Eltern beimessen. Für 28 Prozent der Jugendlichen in Klassenstufe 9 ist es sehr wichtig, für weitere 45 Prozent wichtig, was ihre Eltern von ihnen in der Schule und für ihre berufliche Zukunft erwarten. Und die Erwartungen der Eltern sind hoch: Aus Sicht von 50 Prozent der Jugendlichen ist es z.B. für ihre Eltern sehr wichtig, dass sie in der Schule gute Noten erreichen, für weitere 39 Prozent eher wichtig. Dass sie später einmal beruflich ganz weit nach vorn kommen, ist nach Meinung von 40 Prozent der Befragten für ihre Eltern sehr wichtig, für weitere 38 Prozent eher wichtig.

Anhand von Daten des Übergangspanels kann für Hauptschüler/innen ein direkter Einfluss des Elternhauses bei der konkreten Berufswahl konstatiert werden. So gab knapp jeder Fünfte (18,7 Prozent) an, bei der Wahl des präferierten Berufs würden die Wünsche der Eltern eine wichtige oder gar sehr wichtige Rolle spielen. Dabei scheint der elterliche Einfluss bei angehenden Hauptschulabsolventinnen und -absolventen mit Migrationshintergrund (und hier insbesondere bei denjenigen türkischer Herkunft) sowie solchen männlichen Geschlechts etwas höher zu sein als im Durchschnitt. Offenbar werden hier in höherem Maße elterliche Erwartungshaltungen an die berufliche Entwicklung der Jugendlichen gerichtet.

Auch gut die Hälfte[13] der jungen Erwachsenen mit Hochschulzugangsberechtigung, die im Rahmen der Studienberechtigtenbefragung des HIS (Durchschnittsalter 19 Jahre) befragt wurden, sehen die Eltern und Verwandten als (sehr) hilfreich für die Planung der eigenen weiteren Studien- bzw. Ausbildungswege an.

Wie schon nachdrücklich durch die PISA-Befunde herausgestellt, zeigt sich in den Daten der Klassenstufe 9 des NEPS ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem Bildungsniveau der Eltern und absolviertem Bildungsgang der Kinder (R = .36)[14]. Des Weiteren korreliert die Anregungsfunktion durch das Elternhaus positiv mit dem besuchten Bildungsgang (R = .17).

13 Hierbei sind die Antwortpositionen 1 und 2 auf einer 5-stufigen Skala von 1 = sehr hilfreich bis 5 = nicht hilfreich zusammengefasst.

14 Der Rangkorrelationskoeffizient R nach Spearman ist ein statistisches Maß für den korrelativen Zusammenhang zwischen zwei Merkmalen. Sein Wert kann sich in Abhängigkeit von der Richtung des Zusammenhangs zwischen -1 und 1 bewegen, je größer in der Ausprägung, umso stärker der Zusammenhang zwischen den Merkmalen. In der sozialwissenschaftlichen Forschung wird bei einer Ausprägungen von >0,3 von einem mittlerem Zusammenhang.

Alle Untersuchungen des DJI zum Übergang von der Schule in die Ausbildung (Übergangspanel, kommunale Übergangsstudien)[15] belegen eine geringere Beratungs- und Unterstützungskompetenz der Herkunftsfamilien von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Viele Eltern mit Migrationshintergrund sind auf Grund ihrer eigenen Bildungs-/Ausbildungs-biografie und Erwerbserfahrungen vergleichsweise seltener in der Lage, Unterstützung im Prozess der Berufsorientierung und Berufswahl zu geben (Kuhnke/Reißig 2008). Hinzu kommen oftmals Verständnisschwierigkeiten bezogen auf das ausdifferenzierte deutsche Bildungssystem. Auch ist von unterschiedlichen Präferenzen in den traditionellen Zugängen zu qualifizierten Berufspositionen in Abhängigkeit von den jeweiligen Herkunftsländern auszugehen. Generell ist eine hohe Bildungsaspiration der Eltern aus Familien mit Migrationshintergrund in Bezug auf ihre Kinder festzustellen (Reißig et al. 2008a).

Obwohl mit fortschreitendem Berufswahlprozess die Bedeutung der Eltern als Ratgeber abnimmt, bilden sie doch in den meisten Fällen weiterhin eine zentrale Einflussgröße auf die Ausbildungswege ihrer Kinder. So sind sie u.a. auch in direkter Weise mit dem von ihnen ausgeübten Beruf Vorbilder für die Berufsauswahl der Kinder. Jede/r 13. Schüler/in der Klassenstufe 9 nennt in der Befragung des NEPS den Beruf des Vaters, jede/r 26. den der Mutter als Beruf, den sie/er selbst ergreifen will. Betrachtet man die Nennungen der Jugendlichen zu den Eltern, die im von ihnen präferierten Beruf arbeiten, zusammen, so nennt jeder zehnte Befragte zumindest einen Elternteil. Bei Jugendlichen im Hauptschulbildungsgang ist es jede/r Achte, im Realschulgang jede/r Zehnte, im gymnasialen jede/r Dreizehnte. Die ermittelten Befunde stimmen mit dem in Kapitel I dargelegten Forschungsstand überein.

Um positiven Einfluss auf den Berufswahlprozess von Jugendlichen zu nehmen, bietet sich entsprechend der wichtigen Rolle der Eltern als Ratgeber für den (Aus) Bildungsweg ihrer Kinder eine gezielte *Qualifizierung ihrer Beratungs- und Unterstützungsfunktion* als wichtiger Ansatzpunkt an, insbesondere im Rahmen der frühen Berufsorientierung. Dabei ist ein Schwerpunkt auf die Elternhäuser der Gruppe der so genannten bildungsbenachteiligten Jugendlichen sowie der Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu legen, und dies muss, so verdeutlichen entsprechende Befunde, ethnienspezifisch differenziert erfolgen (Kuhnke et al. 2007).

15 Das DJI hat für verschiedene Kommunen in Ost- und Westdeutschland Längsschnittuntersuchungen zum Übergang von Schülerinnen und Schülern ins Ausbildungs- und Beschäftigungssystem untersucht (Kuhnke 2012; Kuhnke/Mahl 2009; Kuhnke/Reißig 2008; Mahl 2011; Mahl et al. 2011; Zimmermann et al. 2011).

Schule

Nach dem Elternhaus als Bezugsinstanz für die eigene Berufswahl wird von den Schülerinnen und Schülern der Klassenstufe 9 der Berufsorientierung an den Schulen sowie den Erfahrungen, die sie im Rahmen von Praktika und Nebenjobs machen, die größte Wichtigkeit zugesprochen. Nach den Personen des sozialen Nahraums spielen auch Lehrer/innen sowie Sozialpädagoginnen und -pädagogen und Schulsozialarbeiter/innen für die Neuntklässler eine wichtige Rolle. Besonders dort, wo die Eltern nicht in ausreichendem Maße in der Lage sind, als Ratgeber und Unterstützungspersonen im Berufswahlprozess zu fungieren, werden deutlich häufiger auch Lehrer/innen zu Rate gezogen. Das gilt vor allem für Jugendliche mit Migrationshintergrund und für Schülerinnen und Schüler aus den Hauptschulzügen (vgl. auch Abb. 7B und 7C). Für diese beiden Gruppen spielt auch die Beratung durch (Schul)Sozial-arbeiter/innen eine wichtigere Rolle als für die restlichen Jugendlichen. Somit besitzen diese als Berufsorientierungs-Agenten eine wichtige Kompensationsfunktion bezogen auf die geringeren Unterstützungsmöglichkeiten und Beratungskompetenzen der Herkunftsfamilien dieser Jugendlichen. Entsprechend problematisch sind die Feststellungen in Kapitel I Abschnitt 1.1.2 zu werten, wonach die Rolle von Lehrerinnen und Lehrern als wichtige Ratgeber im Berufsorientierungsprozess ins Belieben der Schulen und der Lehrkräfte selbst gestellt zu sein scheint. Untersuchungen des DJI belegen beträchtliche Unterschiede in der Nennungshäufigkeit von Lehrerinnen und Lehrern sowie Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern als Ratgeber für den weiteren (Aus) Bildungsweg zwischen vergleichbaren Schulen ein und derselben Städte (Gaupp et al. 2013).

Auf einen Verbesserungsbedarf im Bereich der schulischen Berufsorientierung verweist eine Vielzahl von Befunden der Übergangsforschung. So verdeutlicht z.B. das DJI-Übergangs-panel einen Anteil von 37 Prozent unter den Hauptschülerinnen und -schülern im letzten Pflichtschuljahr, die sich in den letzten zwei Jahren Probleme damit hatten, was aus ihnen einmal werden soll (Reißig et al. 2008a). Unter den im Rahmen der HIS-Studie 2008 befragten Schulabgängerinnen und Schulabgängern mit Hochschulreife geben knapp 30 Prozent an, dass sie sich alles in allem durch die Schule (eher) unzureichend[16] auf den von ihnen gewählten weiteren (Aus)Bildungsweg vorbereitet fühlen. Dabei zeigen sich Unterschiede zwischen den Schulformen, an denen die Hochschulzugangsberechtigung erworben wurde. Während von den ehemaligen Schülerinnen und

16 (eher) unzureichend: Antwortpositionen 4 + 5 auf einer 5-stufigen Skala von 1 = sehr gut vorbereitet bis 5 = unzureichend vorbereitet.

Schülern beruflicher Schulen 21 Prozent ihre schulische Berufsorientierung als (eher) mangelhaft einschätzen, sind es unter den ehemaligen Gymnasiastinnen und Gymnasiasten allgemeinbildender Schulen sogar 30 Prozent. Analoge Unterschiede zeigen sich auch zwischen den Geschlechtergruppen zulasten der ehemaligen Schülerinnen. In einer Befragung von Jugendlichen, die in 2001/2002 einen Ausbildungsvertrag aufgelöst hatten, betrafen die von jeder/jedem Dritten genannten Gründe für den Abbruch den Bereich der Berufswahl und der beruflichen Orientierung (Schöngen 2003).

In Ansätzen zur regionalen Steuerung des Übergangsgeschehens von der Schule in die Ausbildung/Arbeit spielt deshalb die Entwicklung und praktische Umsetzung schulspezifischer, integrierter Gesamtkonzepte zur Berufsorientierung eine zentrale Rolle (Reißig/Mahl 2013). Im Rahmen solcher BO-Konzepte sollten entsprechende Konzepte zur Orientierung auf betriebliche Ausbildung in einer breiten Palette von Ausbildungsberufen einen entsprechenden Platz einnehmen.

Peers

Im Jugendalter spielen Gleichaltrige für die Lebenswelt eine wichtige Rolle, was die Vermutung nahe legt, dass hierbei auch Einflüsse auf Berufswahlprozesse bestehen. Auf die Frage, wie viele der Freunde den erstgenannten Beruf ebenfalls erlernen wollen, gibt eine deutliche Mehrheit (76 Prozent) der Schüler/innen der Klassenstufe 9 (NEPS) an, dass (fast) keiner dies tun will (keiner 35 Prozent; fast keiner 41 Prozent). Bei 8 Prozent der Befragten sind es allerdings die Hälfte oder mehr. Unter männlichen Jugendlichen, jungen Migrantinnen und Migranten und Jugendlichen im Hauptschulgang ist der Anteil derjenigen, die angeben, dass die Hälfte oder mehr der Freunde den gleichen Beruf erlernen wollen, etwa doppelt so hoch wie in den Vergleichsgruppen. Es sind somit insbesondere Jugendliche mit schlechteren Bildungsvoraussetzungen und geringerem Unterstützungspotenzial der Herkunftsfamilie, die sich bei der Berufswahl in stärkerem Maße an den Freunden orientieren.

Wenn auch nach den Befunden des NEPS für die Mehrheit der Jugendlichen eine unmittelbare Einflussnahme auf die konkrete Wahl des Berufs durch die Peers nicht so groß zu sein scheint, ist doch davon auszugehen, dass ein indirekter Einfluss wirksam ist, z.B. über das Qualifikationsniveau und Prestige des infrage kommenden Berufsspektrums. Insbesondere dann, wenn der eigene Berufsfindungsprozess noch nicht weit fortgeschritten ist und wenig Klarheit über die eigenen Neigungen, Interessen und Voraussetzungen besteht, ist von einer verstärkten Orientierung an den Peers auszugehen. Vertiefende Informationen dazu werden aus Gruppendiskussionen mit ausgewählten Jugendlichen gewonnen (vgl. Kapitel III). Je besser es gelingt, mit Kampagnen duale Ausbildungsgänge in der Öffentlichkeit präsent zu machen, ihr Prestige zu erhöhen, um so eher werden diese direkt und indirekt über die Peers in der Berufswahl von Jugendlichen Berücksichtigung finden.

4.2. Informationsquellen für die Berufswahl

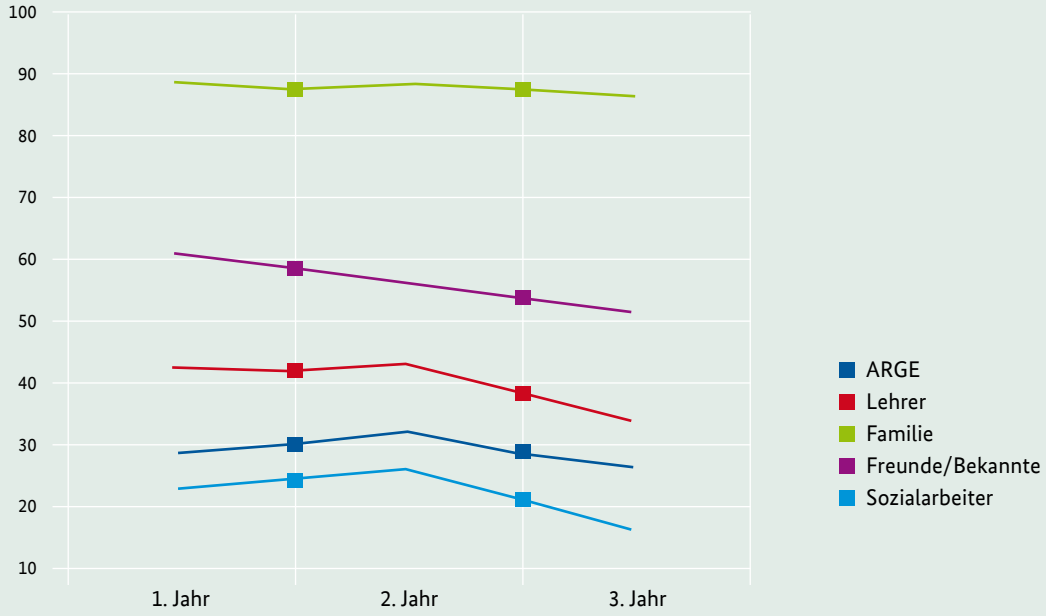
Untersucht man die oben beschriebenen Akteure hinsichtlich ihrer spezifischen Bedeutung für die berufsbezogene Informationsbeschaffung, so kann ein differenzierteres Bild ihrer Relevanz im Orientierungsprozess gewonnen werden.

Bei den telefonischen Befragungen von Absolventinnen und Absolventen niedrigerer Bildungsgänge im Zuge des Übergangspanels wurden keine Informationsquellen der Berufswahl im engeren Sinne erhoben. Stattdessen wurde nach Bezugspersonen gefragt, die Unterstützung bei der Berufswegeplanung leisten, was gleichzeitig die Vermittlung berufsbezogener Informationen (bzw. innerhalb des sozialen Nahraums das Teilen eigener beruflicher Erfahrungen) einschließen mag. Insgesamt ist festzustellen, dass dem sozialen Nahraum (Familie und Freunde/Bekannte) hierbei über den gesamten Beobachtungszeitraum hinweg – d.h. vom ersten bis zum dritten Jahr nach Verlassen der Schule – als Informations- und Beratungsinstanz die größte Bedeutung zukommt. So werden durchweg von über 85 Prozent der Befragten Familienangehörige in die Planungen einbezogen sowie Freunde/Bekannte bei mindestens 46 Prozent. Vertreter/innen institutioneller Akteure spielen demgegenüber eher eine untergeordnete Rolle. Die wichtigsten Ansprechpartner/innen bilden hier Lehrerinnen und Lehrer, gefolgt von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Arbeitsverwaltung sowie Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern.

Nach dem Verlassen der Schule verliert das soziale Umfeld (insbesondere Freunde und Bekannte) an Bedeutung. Demgegenüber gewinnen institutionelle Akteure im zweiten Jahr an Relevanz, also möglicherweise erst dann, wenn die berufliche *Orientierung* abgeschlossen und die *Realisierung* konkreter Anschlusswege an der Tagesordnung ist.

Etwa drei Viertel der im Rahmen des NEPS befragten Jugendlichen der Klassenstufe 9 gehen davon aus, dass es in ihrem persönlichen Umfeld Personen gibt, die sie über interessante freie Ausbildungsplätze informieren würden. Vergleichsweise häufig nehmen das männliche,

Abb. 6 Unterstützer/innen bei der beruflichen Planung im Zeitverlauf nach Verlassen der Schule (in Prozent)



Quelle: DJI-Übergangspanel, eigene Berechnungen

autochthone und bildungshöhere Jugendliche an. Als Personen, die dafür in Frage kommen, werden mit 56 Prozent am häufigsten wiederum die Eltern bzw. andere Personen aus der Familie (42 Prozent) oder sonstige Bekannte (30 Prozent) genannt. Für 28 Prozent sind solche Personen unter den Freunden zu finden, aber auch Menschen, die man im Rahmen absolvierter Praktika oder Nebenjobs kennengelernt hat (16 Prozent). Für 10 Prozent sind Lehrer/innen potenzielle Informationsträger. Eine Differenzierung zeigt, dass Schülerinnen insgesamt häufiger Personen aus den vorgegebenen Personen(gruppen) nennen. Jugendliche höherer Bildungsgänge sehen im sozialen Umfeld vergleichsweise mehr Menschen, die für sie hilfreiche Informationen haben könnten. Jugendliche mit Migrationshintergrund benennen im Zusammenhang mit derartigen Funktionen tendenziell seltener jemanden aus der Familie, häufiger Freunde und Lehrer/innen. Realschüler/innen verweisen häufiger auf Personen aus eigenen Praxisbezügen, Jugendliche des Hauptschulganges sehen häufiger solche Personen in ihren Lehrer/innen. Die größere Bedeutung, die Lehrerinnen und Lehrern gerade von Jugendlichen mit Migrationshintergrund sowie von Hauptschülerinnen und -schülern zugesprochen wird, ist ein weiterer Beleg für die beschriebene Kompensationsfunktion institutioneller Berufsorientierungsakteure bei geringerem Unterstützungspotenzial des familiären Umfelds.

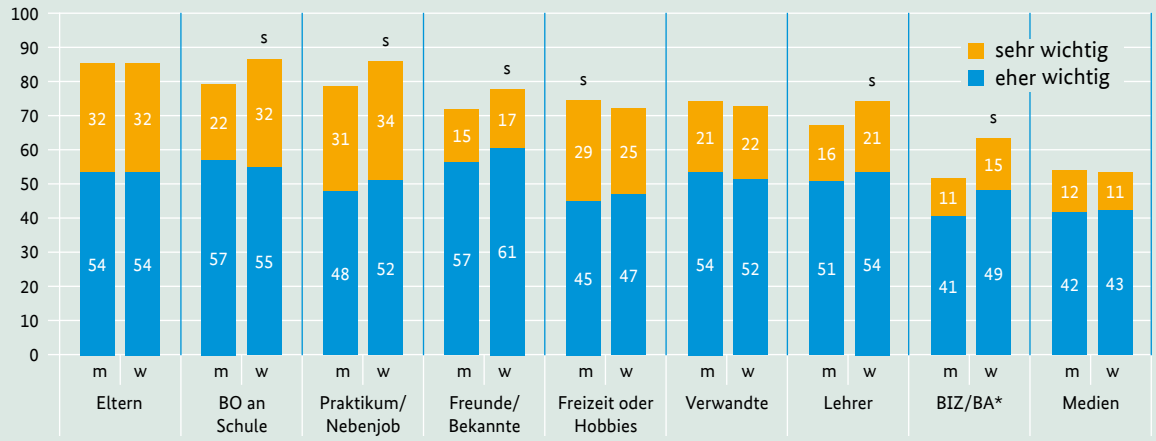
Die Schüler/innen der 9. Klassen, die beabsichtigten, sich im selben Schuljahr auf Ausbildungsstellen zu bewerben, wurden nach der subjektiven Wichtigkeit vorgegebener Informationsquellen für ihre Berufswahl befragt. Auf Grundlage der Mittelwerte einer 4-stufige Skala (1 „unwichtig“ bis 4 „sehr wichtig“) ergibt sich folgende Rangfolge: Eltern, Praktika/Nebenjobs, Berufsorientierung an der Schule, Freizeitaktivitäten/Hobbys, Verwandte, Freunde, Lehrer, Berufsberatung/BIZ und zuletzt die Medien. Differenzierungen verdeutlichen:

Schülerinnen sprechen der Berufsorientierung an der Schule, Praktika, Freunden und Lehrern, sowie auch der Berufsberatung eine höhere Wichtigkeit zu als Schüler, letztere hingegen eine höhere der Freizeit bzw. Hobbys (vgl. Abb. 7A).

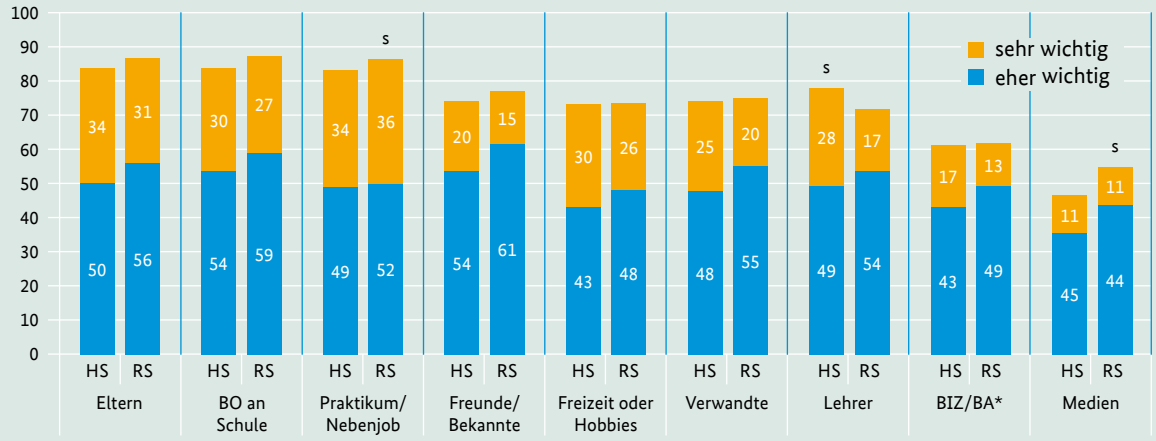
Zwischen Jugendlichen aus Hauptschul- bzw. Realschulbildungsgang zeigen sich folgende Unterschiede: Praktika und Medien werden von Schülerinnen und Schülern des Realschulgangs als wichtiger bewertet, Lehrer/innen hingegen von den Jugendlichen im Hauptschulgang (vgl. Abb. 7B). Jugendliche mit Migrationshintergrund messen ihren Lehrern sowie der Berufsberatung eine größere Bedeutung zu, autochthone Jugendliche hingegen eher Praktika bzw. Freizeitaktivitäten/Hobbys (vgl. Abb. 7C).

Abb. 7 Wichtigkeit von Informationsquellen für die Berufswahl in Abhängigkeit vom Bildungsniveau (Schüler/innen Klasse 9, die im Herbst 2010 angeben, sich bewerben zu wollen, in Prozent)

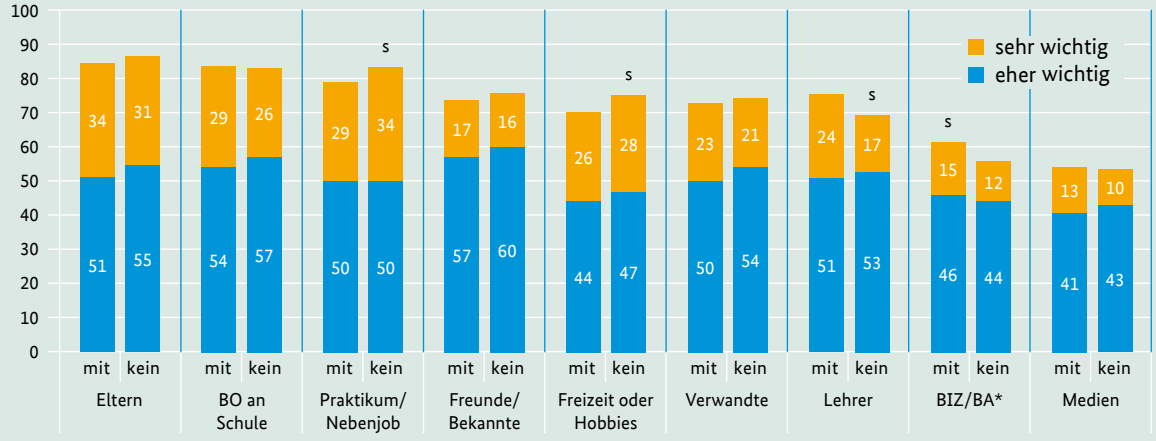
A: Differenzierung nach Geschlecht



B: Differenzierung nach Bildungsgängen



C: Differenzierung nach Migrationshintergrund



Quelle: HIS Studienberechttigten-Befragung 2008, eigene Berechnungen s = signifikante Unterschiede auf 5%-Niveau

Die bei der Differenzierung nach Bildungsgang und Migrationshintergrund aufscheinenden Unterschiede in der Wichtigkeit von Lehrerinnen und Lehrern sowie von Berufsberaterinnen und -beratern als „Informationsquellen" sind zusätzliche Belege für die Kompensationsfunktion institutioneller BO-Agenten gegenüber solchen des sozialen Umfeldes.

In Abhängigkeit von der Konkretisierung des Informationsgegenstandes bzw. -ziels im Rahmen des Berufsorientierungsprozesses verändert sich die Bewertung der Bedeutung von Informationsmöglichkeiten durch die Schüler/innen. So wurden die Schüler/innen der Klassenstufe 9 im Rahmen des NEPS in der ersten Befragung im Herbst/Winter 2010/11 nach der Wichtigkeit vorgegebener Informationsquellen für ihre *Berufswahl* gefragt. In der zweiten Erhebung im Frühjahr 2011 wurde die Mehrheit dieser Quellen erneut, diesmal allerdings in Bezug auf ihre Wichtigkeit für die Suche nach einem *Ausbildungsplatz* vorgelegt. In Tabelle 14 sind im ersten Teil die Häufigkeitsverteilungen für beide Informationsziele und daneben die Veränderung in der Wichtigkeitszuschreibung in Abhängigkeit von der Veränderung[17] mit Informationsziel dargestellt. Die dargestellten Veränderungen in den Bewertungen verdeutlichen, dass bei zunehmender *Konkretisierung des Berufsfindungsprozesses*[18] institutionelle Akteure wie Arbeitsagentur, Jobcenter, Berufsberatung, BIZ (vermutlich aufgrund einer an- bzw. wahrgenommenen höheren Beratungskompetenz), aber auch die *Medien* gegenüber Akteuren des sozialen Nahraums *an Bedeutung gewinnen*. Dieser Befund lässt sich in nahezu analoger Ausprägung separat in den betrachteten Bildungsgängen replizieren.

Die Analysen verdeutlichen spezifische *Veränderungen in der Relevanz* verschiedener Akteure/Informationsquellen *in Abhängigkeit vom konkreten Entwicklungsstand* des Berufswahlprozesses, in dem sich die

17 Auf der Ebene der Einzelpersonen

18 Von der Berufswahl allgemein hin zur konkreten Ausbildungsplatzsuche

Tab. 14: Vergleich der Wichtigkeit von Informationsmöglichkeiten in Abhängigkeit von den Informationszielen: Berufswahl bzw. Lehrstellensuche (n= 2.780) (in Prozent)

Informationsmöglichkeiten	Informationsziel	Ausprägung				Veränderung*		
		sehr unwichtig	unwichtig	wichtig	sehr wichtig	POP	KOP	NEP
Eltern	Berufswahl Lehrstellensuche	3 3	10 20	54 47	33 30	23	44	33
Praktikum/Nebenjob	Berufswahl Lehrstellensuche	4 2	11 6	49 30	36 62	**41**	48	11
Freunde/Bekannte	Berufswahl Lehrstellensuche	4 8	19 41	59 41	18 10	14	41	**45**
Verwandte	Berufswahl Lehrstellensuche	4 7	20 34	53 43	23 16	20	39	**41**
Lehrer/innen	Berufswahl Lehrstellensuche	6 13	20 36	54 40	20 11	16	42	42
Agentur/Jobcenter/ Berufsberatung/BIZ	Berufswahl Lehrstellensuche	10 5	29 21	47 44	14 30	**43**	41	16
Medien (Internet, Zeitungen/ Fernsehen/Radio	Berufswahl Lehrstellensuche	10 5	37 25	42 48	11 22	**41**	45	14
Berufsvorbereitung in der Schule	Berufswahl Lehrstellensuche	4 -	11 -	57 -	28 -			
Freizeit oder Hobbys	Berufswahl Lehrstellensuche	5 -	22 -	46 -	27 -			
Berufsberater/Sozialpäd. an der Schule	Berufswahl Lehrstellensuche	- 14	- 27	- 38	- 21			

fett = signifikante Unterschiede auf 5 %-Niveau / Quelle: NEPS Startkohorte 4, eigene Berechnungen

* Veränderung in der Bewertung der Infoquelle für Lehrstellensuche in Vergleich zur Bewertung für die Berufswahl auf Ebene der Einzelpersonen, POP= Prozentanteil höhere Bewertung, KOP= Prozentanteil konstante Bewertung, NEP= Prozentanteil geringere Bewertung.

Jugendlichen befinden. Auch zeigen sich in Abhängigkeit vom Geschlecht, Migrationsstatus sowie Bildungsniveau unterschiedliche Prioritätensetzungen in Bezug auf die Wichtigkeit einzelner Informationsquellen für die Berufswahl. Diese gilt es bei der Adressierung von Botschaften im Rahmen von Kampagnen zur Erhöhung des Anteils Jugendlicher in der dualen Ausbildung zu berücksichtigen.

Im Hinblick auf die Informationswege von Absolventinnen und Absolventen mit *Hochschulreife* sind gerade auch studienbezogene Inhalte von Belang. Jugendliche und junge Erwachsene mit erlangter Hochschulreife (HIS) wurden danach befragt, in welchem Maße sie aus verschiedenen Quellen Informationen erhalten haben und wie hilfreich diese für ihre Studien- bzw. Ausbildungsplanung waren. Von allen Jugendlichen (98 Prozent), die diese Frage beantworteten, als Informationsquelle benannt und auch von einer großen Mehrheit von 80 Prozent als (sehr) hilfreich bewertet[19], wurde das *Internet*. Aber auch spezifische Infomaterialien, Flyer, Broschüren (von 92 Prozent angegeben) sowie spezielle Bücher und Zeitschriften zur Studien-/Ausbildungswahl (von 84 Prozent) sind nach Meinung von jeweils etwa der Hälfte (sehr) hilfreich. Die eigenen Eltern/Verwandten (von 91 Prozent genannt) werden ebenfalls von der Hälfte als (sehr) hilfreich bezeichnet. Ebenso viele (90 Prozent) nennen Freunde als Informationsquellen, aber hier fällt die Bewertung schlechter aus. Nur 44 Prozent der Befragten schätzt die Infoquelle „Freunde“ als „sehr hilfreich“ bzw. „hilfreich“ ein.
Seltener als Informationsquellen genannt werden andere Studierende bzw. Auszubildende (von 76 Prozent) sowie auch Berufstätige in den interessierenden Arbeitsbereichen (von 60 Prozent). Aber einmal genannt, werden diese dann mehrheitlich als (sehr) hilfreich beurteilt (Studierende bzw. Auszubildende von 58 Prozent; Berufstätige von sogar 66 Prozent).

Neben den oben bereits aufgeführten Medien als weitere Informationsquellen dienen für 84 Prozent der Befragten Zeitungen, Zeitschriften, Magazine. Allerdings werden diese nur von einem Drittel als (sehr) hilfreich bezeichnet. Ebenfalls als Quellen werden vom etwa zwei Drittel Fernsehen und Radio angegeben, aber von nur einer geringen Minderheit als hilfreich bezeichnet.

- Veranstaltungen in der Schule nennen 80 Prozent, knapp ein Drittel beurteilen sie als hilfreich.
- Von jeweils etwa zwei Drittel der Befragten wurden als weitere Informationsquellen für die Studien- bzw. Ausbildungsplanung genannt: Informationstage an Hochschulen (für 60 Prozent hilfreich), Praktika (für 46 Prozent), Eignung- bzw. Persönlichkeitstests (42 Prozent), Arbeitsagentur, BIZ (33 Prozent) sowie Lehrer/innen der Schule, letztere aber nur von 23 Prozent als hilfreich angesehen.
- Von 60 Prozent genannt und von diesen zu über der Hälfte als hilfreich eingestuft wurde die persönliche Beratung.
- Von der Hälfte als Infoquelle benannt und wiederum von der Hälfte von diesen als hilfreich bezeichnet wurde der Besuch von Messen, Fachtagungen, Workshops.
- Noch erwähnenswert sind Informationsquellen, die von etwa einem Drittel benannt, aber dann von über 40 Prozent als hilfreich eingeschätzt wurden: Informationen direkt von Behörden/Betrieben sowie Hochschulrankings.
- Das „Schnupperstudium“ bzw. die Schüler/innen-Universität werden zwar nur von jedem Vierten genannt, aber von gut der Hälfte von ihnen als hilfreich eingestuft.

Insgesamt ist festzustellen, dass von den Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung eine relativ breite Palette unterschiedlicher Informationsquellen für die eigene Studien- bzw. Ausbildungsplanung genutzt wird, diese aber in Bezug auf ihren Nutzen recht unterschiedlich bewertet werden. Insbesondere Quellen, die bezogen auf die zumeist bereits vorhandenen Präferenzen konkrete, fachkundige, entscheidungsrelevante Informationen ermöglichen, werden, wenn genutzt, von einer Mehrheit auch als (sehr) hilfreich beurteilt: Internet, spezifische Literatur, persönliche Erfahrungen im Berufsfeld, Informationstage/Schnupperstudium, Messen, Fachtagungen, Workshops.

Die Differenzierung von Teilgruppen verdeutlicht Unterschiede in der Nennungshäufigkeit sowie Bewertung der vorgegebenen Informationsquellen.

Zwischen jungen Frauen und jungen Männern zeigen sich bezüglich ihrer Studien- und beruflichen Ausbildungsabsichten relativ geringe Unterschiede: Junge Frauen bekunden etwas häufiger Ausbildungsabsichten, junge Männer hingegen etwas häufiger Studienabsichten. Dies verdeutlicht sich auch in Unterschieden in Bezug auf die Nennung und Bewertung der vorgegebenen Informationsquellen. Unabhängig davon ist festzustellen, dass junge Frauen durchschnittlich deutlich mehr Informationsquellen für die Planung des weiteren Ausbildungswegs nennen. Um mindestens vier Prozentpunkte häufiger genannt werden von ihnen eher ausbildungsbezogene Quellen (Praktika, Eignungstests/Persönlichkeitstests, Arbeitsagentur/BIZ), Beratungsangebote (persönliche Beratung, Techniktage, Girlsday, Messen, Fachtagungen, Workshops, Veranstaltungen

19 Antwortstufen 1 + 2 auf einer 5-stufigen Antwortskala von 1 = sehr hilfreich bis 5 = nicht hilfreich.

in der Schule) aber auch die zentrale Studienberatung sowie Personen des unmittelbaren Umfelds, wie Eltern/Verwandte, Freunde, Personen, die in den sie interessierenden Bereichen arbeiten. Junge Männer nennen mit mindestens vier Prozentpunkten Differenz häufiger Hochschulrankings, Informationen von Wirtschaftsverbänden, Kammern, Lehrerinnen und Lehrern (von Schulen und Hochschulen) und Fernsehen/Radio. In fast gleicher Weise wie mit den Unterschieden in den Nennungshäufigkeiten verhält es sich auch mit der Einschätzung, wie hilfreich die einzelnen Informationsquellen für die eigene Wegeplanung wahrgenommen werden.

Zwischen Jugendlichen mit bzw. ohne Migrationshintergrund zeigen sich bezüglich ihrer geäußerten Absichten, zu studieren und/oder eine berufliche Ausbildung zu absolvieren keine Unterschiede. Allerdings zeigen sich bei der Nennung und Bewertung der einzelnen Informationsquellen Unterschiede. So nennen Jugendlichen mit Migrationshintergrund häufiger als ihre autochthonen Alterskameraden die zentrale Studienberatung und die Studierendensekretariate an Hochschulen, kommerzielle Beratungseinrichtungen sowie Schul- und Hochschullehrer/innen, seltener hingegen die Eltern/Verwandten, Praktika und den Besuch von Messen, Fachtagungen, Workshops sowie Berufstätige in interessierenden Bereichen. Vergleichsweise hilfreicher sehen die deutschen Hochschulaspiranten ihre Eltern, gedruckte Infomaterialien, Zeitungen, Zeitschriften, Praktika, Informationen von Berufstätigen aus sie interessierenden Arbeitsbereichen, Eignungstests sowie Informationen von Wirtschafts- und Berufsverbänden, Gewerkschaften, Kammern. Die unterschiedlichen Präferenzen bezüglich der Nutzung von Informationsquellen deuten auf unterschiedliche Verfügbarkeit und Zugangsmöglichkeiten hin. So stehen den Jugendlichen mit Migrationshintergrund die eigenen Eltern und vermutlich auch Berufstätige in hochqualifizierten Berufsfeldern im sozialen Umfeld seltener als kompetente Informationsquellen zur Verfügung.

Deutlich sind die unterschiedlichen Präferenzen zwischen den Alternativen Studium oder berufliche Ausbildung in Abhängigkeit vom schulischen Leistungsniveau der Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung. Leistungsschwächere Jugendliche tendieren deutlich mehr zu einer beruflichen Ausbildung. Demzufolge nennen sie – wie bereits in Kapitel I Abschnitt 3.2 dargestellt – häufiger praxisbezogene (Praktikum, Behörde/Betreibe, Wirtschafts- bzw. Berufsverbände, Kammern) sowie beratende (persönliche und professionelle Beratung, Arbeitsagentur/BIZ, Studierendensekretariate, Hochschullehrer/innen) Informationsquellen. Generell schätzen junge Erwachsene mit höheren Schulleistungen die Mehrheit der genutzten Infoquellen vergleichsweise als hilfreicher ein.

Auch in Abhängigkeit von der Schulform, in der die Hochschulreife erworben wurde, zeigen sich ebenfalls Unterschiede. Bei Jugendlichen aus berufsschulischen Bildungsgängen sind eine geringere Studienorientierung und eine stärkere Ausbildungsorientierung erkennbar. Sie nennen demzufolge häufiger Praktika, Informationen von Verbänden, Kammern, Betrieben und Behörden, Lehrer/innen an der Schule bzw. Hochschule und kommerzielle Beratungseinrichtungen, aber auch Studierendensekretariate als Informationsquelle, Jugendliche aus allgemeinbildenden gymnasialen Bildungsgängen geben häufiger die Eltern, Hochschulrankings, Veranstaltungen an der Schule und Infotage an den Hochschulen sowie Testungen an. Ehemalige Berufsschüler/innen beurteilen Praktika, Freunde, Lehrer/innen ihrer Berufsschule bzw. der Hochschule, Studierendensekretariate und auch – obwohl seltener genannt – Veranstaltungen an der Berufsschule als vergleichsweise hilfreicher. Demgegenüber sind es bei den Jugendlichen aus den allgemeinbildenden Schulen Infomaterialien, spezielle Bücher und Zeitschriften zur Studien-/Ausbildungswahl, Zeitungen, Zeitschriften, Rankings sowie Informationen von Personen, die in für sie interessanten Bereichen arbeiten, mit deren Hilfe sie ihren Informationsbedarf decken. Darüber hinaus nutzen sie gern die Möglichkeit, Hochschulen selbst in Augenschein zu nehmen (z.B. in Form eines „Schnupperstudiums“ oder einer Schüler/innen-Universität), was die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen – sowohl hinsichtlich des bisherigen als auch des unmittelbaren weiteren schulischen bzw. beruflichen Werdegangs – bestätigt. Während sich mehr Jugendliche aus den allgemeinschulischen Bildungs-gängen auf Informationsquellen in Richtung Hochschulstudium fokussieren, beziehen sich mehr Jugendliche aus berufsschulischen Bildungsgängen auf Informationen für mögliche berufliche Ausbildungsgänge.

Von den Jugendlichen im oberen Bildungsniveau am häufigsten genannte und auch als (sehr) hilfreich eingeschätzte Informationsquellen für den weiteren Ausbildungsweg nach der Erreichung der Hochschulzugangsberechtigung sind das Internet sowie spezifische Infomaterialien, Flyer, Broschüren und spezielle Bücher und Zeitschriften zur Studien-/Ausbildungswahl. Somit bieten sich diese Medien in besonderer Weise an, um über entsprechende „Botschaften“ Einfluss auf die Entscheidungsfindung zu nehmen. Aber auch der Kontakt zu und die positiven Erfahrungen von Jugendlichen mit gleichem Qualifikationsniveau in beruflichen Ausbildungsgängen sowie von Fachkräften in den entsprechenden Arbeitsbereichen erscheint als praktikabler Ansatz, die Attraktivität dualer Ausbildungsgänge unter den Jugendlichen in zur Hochschulzugangsberechtigung führenden Bildungsgängen zu erhöhen. Junge Frauen decken, was die Nutzung von Informationsquellen

anbelangt, ein breiteres Spektrum ab und sind stärker praxisorientiert. Jugendliche mit Hochschulreife und Migrationshintergrund können in geringerem Maße auf Informationsquellen im sozialen Umfeld zurückgreifen. In Abhängigkeit von dem besuchten Schultyp und der Art der Hochschulreife zeigen sich – wie oben bereits dargestellt – unterschiedliche Schwerpunktsetzungen bezogen auf die Nutzung von Informationsquellen und den weiteren Werdegang. Vor dem Hintergrund der dargestellten Ergebnisse bieten sich zu Erhöhung der Aufmerksamkeit von Schülerinnen und Schülern gegenüber dualen Ausbildungsgängen auch hier praktisch-anschauliche Informationsformen von Seiten der Ausbildungsbetriebe aus erster Hand für die gezielte Berufsorientierung an allgemeinbildenden Schulen an - insbesondere an der gymnasialen Oberstufe.

Insgesamt können die zentralen Ergebnisse dieses Teilkapitels zu den wichtigen Akteuren und Quellen im Orientierungs- und Entscheidungsprozess wie folgt zusammengefasst werden. Eltern bzw. die Familie bilden für alle Leistungsniveaus die wichtigsten Bezugspersonen im Rahmen beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse, gleichzeitig sind sie berufliche Vorbilder. Besonders stark ist der elterliche Einfluss bei angehenden männlichen Hauptschulabsolventen mit Migrationshintergrund und insbesondere bei denen türkischer Herkunft. Die Daten belegen auch, dass Jugendliche aus Zuwandererfamilien, insbesondere solche mit türkischen Wurzeln im Berufsfindungsprozess weniger auf die Beratungs- und Unterstützungskompetenz ihrer Eltern zählen können, als dies bei Jugendlichen aus einheimischen Familien der Fall ist. Da aber die Eltern auch für die Jugendlichen mit Migrationshintergrund die wichtigsten Ansprechpartner bei Fragen zu ihrer Berufswahl sind, diese in der Regel jedoch nur unzureichend über das deutsche Ausbildungssystem Bescheid wissen, ist ihre Rolle als elterlicher Ratgeber eingeschränkt.

Nach den Eltern sprechen die Jugendlichen der Schule und den Erfahrungen, die sie hauptsächlich durch Praktika erwerben, die zweitgrößte Bedeutung zu. Berufsorientierung ist in den Schulen und zwischen den Bildungsgängen unterschiedlich stark curricular verankert. Besonders gering ausgeprägt ist Berufsorientierung an den Gymnasien. Die Gymnasiastinnen und Gymnasisten bewerten die schulische Berufsvorbereitung zu 30 Prozent als eher unzureichend.

In Bezug auf die Bedeutung institutioneller Akteure der beruflichen Orientierung kann konstatiert werden, dass Kompensationseffekte auftreten, wenn Jugendliche in ihren Eltern keine ausreichende Beratungskompetenz für sich wahrnehmen können. In diesem Fall gewinnen – neben den Eltern – auch Lehrerinnen und Lehrer sowie Sozialpädagoginnen und -pädagogen als Ratgeber an Gewicht.

Bezogen auf die genutzten Informationsquellen stellt sich die Situation etwas anders dar. Zwar hat in der Phase der Berufsorientierung das soziale Umfeld (Eltern/Peers) als Informationsquelle und Ratgeber einen großen Einfluss. Im weiteren Verlauf gewinnen jedoch institutionelle Akteure (Arbeitsverwaltung, Lehrer) zunehmend an Bedeutung.

In der Reihenfolge der Wichtigkeit von Informationsquellen für die Berufswahl der Jugendlichen stehen die Eltern mit ihren Hinweisen dennoch an oberster Stelle. Für die Schüler/innen von geringerer Bedeutung in dieser Phase der Berufsfindung sind Medien. Allerdings zeigen sich signifikante Unterschiede zwischen den Jugendlichen der verschiedenen Bildungsgänge. Medien werden von den Schülerinnen und Schülern des Realschulgangs als wichtiger bewertet als von denjenigen des Hauptschulgangs. Für letztere spielen die Lehrerinnen und Lehrer eine größere Rolle, ebenso für Jugendliche mit Migrationshintergrund.

Auch die NEPS-Daten zeigen den Befund, dass sich mit fortschreitendem Prozess in der beruflichen Orientierung eine Wandlung in der Relevanz der für die Berufswahl wichtigen Informationsquellen feststellen lässt. Mit zunehmender Konkretisierung verliert das soziale Umfeld zugunsten von Formen institutioneller Informationsquellen an Bedeutung. Hierzu zählen: Praktika, Berufsberatung/Berufsinformationszentrum sowie Medien.

Von den Jugendlichen mit Hochschulzugangsberechtigung wird eine relativ breite Palette unterschiedlicher Informationsquellen für die eigene Studien- und Ausbildungsplanung genutzt und hinsichtlich ihres Nutzens differenziert bewertet. Als hilfreich beurteilt werden: Internet, spezifische Literatur, persönliche Erfahrungen im Berufsfeld, Informationstage/Schnupperstudium, Messen, Fachtagungen und Workshops. Dabei unterscheiden sich die Studienberechtigten in den Informationsquellen, die sie für die Studien- und Ausbildungsplanung nutzen und wie sie diese bewerten, danach, ob sie ein Studium oder eine Ausbildung planen. Diejenigen, die zur Ausbildung tendieren, nennen häufiger praxisbezogene sowie beratende Informationsquellen. Insgesamt zeigt sich, dass sich Jugendliche entsprechend ihren Plänen auf Informationsquellen fokussieren, die entweder in Richtung Hochschule oder in Richtung berufliche Ausbildungsgänge weisen. Bei den Jugendlichen des oberen Bildungsniveaus werden Internet, Infomaterialen, Flyer, Broschüren, Bücher, Zeitschriften als Informationsquelle häufig genannt und auch als hilfreich für die Studien- und Ausbildungswahl eingeschätzt. Somit bieten sich diese Medien an, um über entsprechende Botschaften Einfluss auf die Entscheidungsfindung zu nehmen.

5. Einordnung der zentralen Ergebnisse

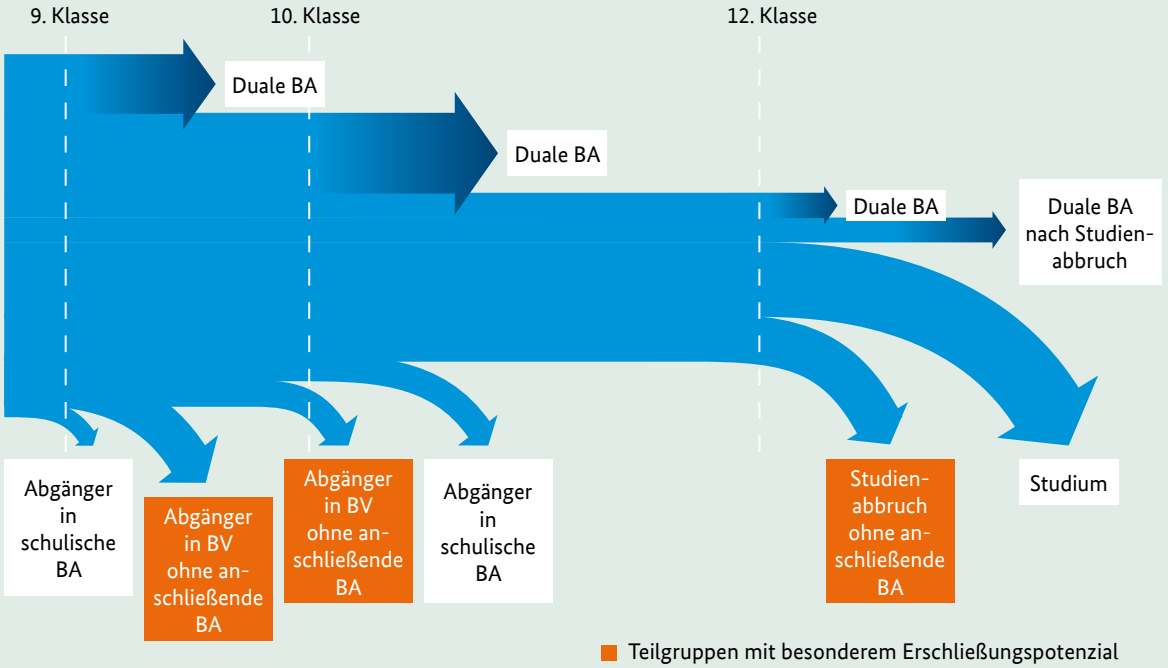
Im letzten Abschnitt dieses Kapitels sollen die aus den Sekundäranalysen gewonnenen Ergebnisse weiter kondensiert und in Bezug auf Hinweise zur geeigneten Ansprache von Jugendlichen, die sich in der beruflichen Orientierungs- und Entscheidungsphase befinden, erörtert werden. Dies schließt eine Interpretation der empirischen Befunde ein.

Potenziale für eine duale Ausbildung

In der Darstellung der empirischen Befunde wurden die Besonderheiten bestimmter Teilgruppen im Hinblick auf die Hindernisse und Chancen, eine duale Berufsausbildung zu ergreifen, über die verschiedenen Leistungsniveaus beleuchtet. In einer Gesamtdarstellung der typischen Übergangsverläufe einer Alterskohorte sollen hier insbesondere die alternativen Trajekte visualisiert werden, die nicht zur Aufnahme einer dualen Berufsausbildung führen, wobei die – allerdings aus verschiedenen Datenquellen bekannten – Größenordnungen der einzelnen Teilgruppen näherungsweise durch die vertikalen Abmessungen wiedergegeben werden.

Dabei wird veranschaulicht, welche Potenziale gerade für die Vermittlung in eine duale Ausbildung bestehen. So sind hier in erster Linie die Abgängerinnen und Abgänger zu nennen, die nach der 9. oder nach der 10. Klasse beabsichtigt oder unfreiwillig in eine berufsvorbereitende Maßnahme gelangen, ohne dass sie nach deren Beendigung in eine Berufsausbildung einmünden können. Auch Studienabbrecherinnen und -abbrecher, die anschließend in Erwerbslosigkeit oder ungelernter Tätigkeit verbleiben, stellen – wie gezeigt werden konnte – eine relevante Gruppe zur Gewinnung für duale Ausbildungsangebote dar. Somit wird deutlich, dass derzeit umfangreiche „Reservoirs“ für die duale Ausbildung bestehen. Die vielfach unverwirklichten Ausbildungsabsichten sind nicht unbedingt darauf zurückzuführen, dass die Jugendlichen einer dualen Ausbildung gegenüber nicht aufgeschlossen wären, sondern daran, dass nach wie vor ein Teil von ihnen keinen direkten Zugang zur Ausbildung findet. Bei einigen mag es die mangelnde Ausbildungsreife sein, die ihnen den Zugang erschwert. Der größere Teil muss jedoch als ausbildungsreif angesehen werden, aber die Berufswünsche und die regional angebotenen Ausbildungsplätze passen oft nicht zueinander. Es gibt also ein nicht ausgeschöpftes Potenzial an ausbildungsfähigen und ausbildungswilligen Jugendlichen. Für die Jugendlichen ist es wenig motivierend festzustellen, dass sich ihre Berufswünsche nicht umsetzen lassen. Das Ausweichen auf andere Berufe ist häufig nur

Abb. 8 Übersicht der Übergänge in duale Ausbildung und alternativer Trajekte



eine Notlösung und erhöht das Risiko des Ausbildungsabbruchs. Die Kenntnis differenzierter Merkmale der für eine duale Ausbildung erreichbaren Jugendlichen ist für die Erschließung der aufgezeigten beruflichen Qualifizierungspotenziale von größter Bedeutung.

„Gelegenheitsfenster" einer Adressierung

Die Analyseergebnisse eröffnen auch den Blick darauf, inwiefern prozesshafte Dynamiken, und damit zeitliche Gelegenheitsstrukturen bei der berufsbezogenen Adressierung der Jugendlichen Beachtung finden sollten. So kann beispielsweise anhand der beobachteten Umorientierung von beruflichen Plänen bei Schülerinnen und Schülern in Abschlussklassen geschlussfolgert werden, dass ein geeignetes Gelegenheitsfenster für die Adressierung mit berufsbezogenen Botschaften im letzten Halbjahr vor Beendigung der Schule besteht. Denn hier ist einerseits der Aufforderungscharakter des bevorstehenden Schulendes vorhanden, während andererseits die Entscheidungsprozesse offenbar noch andauern. Hierbei scheint diese Planungsphase bei angehenden Absolventinnen und Absolventen mit Mittlerer Reife bereits einige Monate früher zu beginnen, offenbar bereits im vorletzten Schuljahr. Auch die beobachtete Phase von drei Jahren, in der insbesondere benachteiligte Jugendliche keinen Zugang zu einer Ausbildung finden, könnte verstärkt zur Ansprache im Hinblick auf ggf. sozialpädagogisch unterstützte duale Ausbildungsformate genutzt werden. Insgesamt weisen frühere Ergebnisse des DJI-Übergangspanels darauf hin, dass selbst bei Absolventinnen und Absolventen der niedrigeren Leistungsniveaus mit einer hohen Ausbildungsneigung die Einmündung in eine Berufsausbildung in der Regel maximal innerhalb von sechs Jahren nach Verlassen der Schule vonstattengeht (vgl. Mögling et al. 2012). Angesichts des vorliegenden qualitativen Befundes, dass sich Jugendliche vor der 9. Klasse beruflichen Themen gegenüber eher unzugänglich zeigen (Beierle 2013), grenzt die bestehenden Möglichkeiten einer berufsbezogenen Adressierung auf die Altersgruppe der etwa 14- bis 22-Jährigen ein.

Geeignete Zugänge

Im Hinblick auf die Erreichbarkeit der Jugendlichen ist in der Datenauswertung deutlich geworden, dass diese nicht nur direkt durch berufsbezogene Botschaften adressiert, sondern unter Umständen durch andere Zugänge – wie z.B. Akteure des sozialen Nahraums – ebenso bzw. womöglich sogar besser angesprochen werden können. So könnte die aufgezeigte Diskrepanz zwischen der großen Bedeutung familialer Bezugspersonen und ihrer oft nur eingeschränkten Auskunftsfähigkeit dadurch verringert werden, dass diese selbst durch Informationsangebote adressiert werden. Wie beschrieben sind es vor allem Jugendliche mit Migrationshintergrund und hier insbesondere solche mit türkischer Herkunft, bei denen die Eltern einen besonderen Einfluss ausüben. Sie bieten die Chance, bspw. Informationen zu dualen Ausbildungsoptionen besser an die Zielgruppe ihrer Söhne und Töchter transportieren zu können. In Bezug auf die unterschiedlichen Phasen des Berufswahlprozesses bieten sich unterschiedliche Zugänge für eher frühe Orientierungsfragen und daran anschließende Entscheidungsaspekte an. Bei der grundsätzlichen Entscheidung des beruflichen *Aspirationsniveaus* (z.B. Ausbildung oder Studium) bieten sich möglicherweise eher die Eltern als Kommunikatoren an, im Hinblick auf konkretere *Entscheidungen* (wie die für einen bestimmten Beruf) vorrangig die institutionellen Akteure.

Zugänge zu den Jugendlichen eröffnen sich grundsätzlich durch *Erkenntnisse über berufliche Präferenzen und Motive*, die aus subjektiver Sicht *für* oder *gegen* die Aufnahme einer beruflichen Ausbildung sprechen. Zu nennen sind hier in erster Linie die sicherheitsbezogene Abwägung sowie die materielle Unabhängigkeit, die aus der Perspektive vieler Jugendlicher einen (dualen) Ausbildungsweg attraktiv erscheinen lassen. Gegenüber dem Studium gilt es hingegen die Wahrnehmung der Berufsausbildung als Trajekt ohne weitere Aufstiegsmöglichkeiten und mit geringem Prestige zu entkräften. Auch zielgruppenbezogen bieten sich – ausgehend von den dargelegten Befunden – vielfältige Möglichkeiten, auf die spezifischen Berufswahlmotive der Adressatengruppen so einzugehen, dass die Attraktivität dualer Ausbildungsgänge durch das *Unterstreichen geschätzter Konnotationen* und die *Zerstreuung von Vorurteilen* erheblich gesteigert werden kann.

Anhand der für die Reanalysen genutzten quantitativen Zugänge konnte eine Reihe von Aussagen gewonnen werden, die sich auf der berufswahlbezogenen Entscheidungs- und Verhaltensebene bewegen. Wenige Erkenntnisse liefern sie hingegen über diejenigen Aspekte, die für die Jugendlichen die Attraktivität dualer Ausbildung ausmachen, sowie über deren implizite Präferenzordnungen.

III. Gruppendiskussionen zum Thema „Schule und dann?“

Neben der Literaturanalyse zur Darstellung des Forschungsstandes sowie der quantitativen sekundäranalytischen Auswertungen mehrerer standardisierter Großdatensätze stellten die Gruppendiskussionen einen weiteren Zugang im Rahmen der Studie „Attraktivität der dualen Ausbildung“ dar. In Anlehnung an Kühn und Koschel (2011) kann das Verhältnis der zeitlich nachgeschalteten Gruppendiskussionen zu den Reanalysen der standardisierten Datensätze im Sinne einer Lupenfunktion gesehen werden: Teilergebnisse der quantitativen Analysen werden im Detail betrachtet oder „unter die Lupe genommen“, wodurch sich ein tieferes Verständnis für die bisher aufgrund der standardisierten Daten gewonnenen Erkenntnisse entwickeln kann.

Gegenüber den quantitativen Befunden besteht die Abbildungsleistung der Gruppendiskussionen mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen insbesondere darin, dass darüber deren subjektive Sichtweisen auf ihre berufliche Zukunft untersucht werden können. Ziel der Gruppendiskussionen war es dabei, folgenden Fragen nachzugehen:

- Mit welchen Strategien und über welche Informationsquellen orientieren sich Jugendlichen und junge Erwachsene über ihre beruflichen Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten?
- Welche Rolle spielen dabei das Internet und soziale Netzwerke?
- Wie sehen die schulischen und beruflichen Pläne der Jugendlichen und jungen Erwachsenen am Ende der Schulzeit aus?
- Was sind ihre Motive für die berufliche Zukunftsplanung?
- Welche Sichtweisen haben sie zu den verschiedenen schulischen und beruflichen Trajekten wie Ausbildung, fortgesetzter Schulbesuch oder Studium?

Um diese Fragen zu beantworten und dabei zu klären, ob und welche Zusammenhänge zwischen beruflicher Zukunftsplanung und unterschiedlichen Schulbildungsniveaus besteht, wurden Gruppendiskussionen mit Jugendlichen verschiedener Schularten geführt. Die Gruppendiskussionen fanden mit folgenden Befragtengruppen statt: mit Gymnasiastinnen/ Gymnasiasten der 12. Klassenstufe in Gymnasien, Fachoberschülerinnen und -schülern der 12. Klassenstufe, Waldorfschülerinnen und -schülern der 13. Klassenstufe, Schülerinnen und Schülern der 10. Klassenstufe einer integrierten Gesamtschule, Realschülerinnen und Realschülern der 10. Klassenstufe, Mittelschülerinnen und -schülern [20] der 10. Klassenstufe sowie der 9. Klassenstufe.

1. Methodische Herangehensweise bei den Gruppendiskussionen

1.1. Methodik der Gruppendiskussionen

Die Methodik der eingesetzten Gruppendiskussionen lehnt sich an die Konzeption der problemzentrierten Gruppendiskussion nach Kühn und Koschel (2011) an. Kern ist die Fokussierung auf ein Thema oder einige wenige Teilthemen. In ihrem Grundverständnis bezieht sich die problemzentrierte Gruppendiskussion auf das problemzentrierte Interview (Witzel/Reiter 2012). Die Autoren reflektieren die sozialwissenschaftliche Methode der problemzentrierten Gruppendiskussion zwar schwerpunktmäßig im Kontext der Markt- und Konsumforschung; dies erweist sich jedoch bezogen auf das Forschungsprojekt „Attraktivität der dualen Ausbildung“ eher als Vorteil denn als Nachteil. In den Gruppendiskussionen soll die Sicht von Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf das „Produkt“ Ausbildung untersucht werden: Wie stehen sie zu den verschiedenen möglichen beruflichen Bildungs- und Ausbildungsoptionen? Es geht demnach um die Erhebung und Exploration von Sichtweisen, Einstellungen, Bewertungen, Motivlagen, Orientierungen, Interessen, Bedürfnissen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen bezogen auf den Weg von der Schule in den Beruf. Unterschiedliche Wege wie ein fortgesetzter Schulbesuch über die Pflichtschulzeit hinaus, eine vollzeitschulische Berufsausbildung, eine duale Berufsausbildung, ein klassisches oder duales Studium werden unter dem Fokus ihres Images, ihrer Attraktivität und Akzeptanz betrachtet. Neben solchen Einstellungen werden aber auch Alltagspraktiken der beruflichen Orientierung und Zukunftsplanung thematisiert. Gruppendynamische Prozesse stehen dagegen nicht im Mittelpunkt des Interesses. Mit dieser Ausrich-

20 Die Hauptschulen in Bayern wurden mit dem Schuljahr 20111/2012 in Mittelschulen umbenannt. In der Klasse 9 kann der erfolgreiche oder qualifizierende Hauptschulabschluss erreicht werden. Schülerinnen mit einem qualifizierendem Hauptschulabschluss können die 10. Klasse eines M-Zweigs besuchen und den Mittleren Schulabschluss erreichen (http://www.km.bayern.de/eltern/schularten/mittelschule.html).

tung grenzen sich problemzentrierte Gruppendiskussionen von weiteren Formen der Gruppendiskussion mit anderen theoretischen Fundierungen und Zielsetzungen ab, wie den themenzentrierten Gruppendiskussionen nach dem tiefenhermeneutischen Ansatz, Gruppendiskussionen nach dem rekonstruktiv-dokumentarischen Ansatz oder morphologischen Gruppendiskussionen (für eine vergleichende Darstellung vgl. Kühn/Koschel 2011, S. 274).

Bei der Auswertung des dabei transkribierten Materials wurde nach folgenden Analyseschritten verfahren: Zunächst wurde anhand des Leitfadens ein Code-System zur Vercodung der Texte entwickelt. Daraufhin fand eine Codierung des Gruppendiskussionsmaterials statt. Zudem wurden prägnante Textpassagen zur Verdichtung der enthaltenen Aussagen paraphrasiert. Anhand der Teilfragestellungen wurden die zuvor kategorisierten Textstellen anschließend auf inhaltlicher als auch analytischer Ebene ausgewertet. Bei der Analyse des qualitativen Materials wurde nach Mayring (2010) verfahren.

In Bezug auf den Erkenntnisgewinn der Gruppendiskussionen kann festgehalten werden, dass angesichts der internen Konsistenz der Befunde unterschiedlicher Realgruppen die abgebildeten subjektiven Sichtweisen zwar nicht als repräsentativ für eine Grundgesamtheit der in Abschlussklassen befindlichen Schülerschaft gelten können. Dennoch sind sie geeignet, die Rezeptions-, Abwägungs- und Entscheidungsprozesse beschreibend zu illustrieren, wie sie sich in der letzten Phase vor Verlassen der Schule vollziehen.

1.2. Inhalte der Gruppendiskussionen

Zur Strukturierung der Gruppendiskussionen diente ein Leitfaden, der die relevanten Fragenkomplexe mit ihren Hauptaspekten und Unterthemen als inhaltliche Architektur der Gruppendiskussionen benennt. Bezugnehmend auf die Forschungsfrage des Projekts, den Forschungsstand sowie die durchgeführten quantitativen Analysen wurden drei zentrale Themen identifiziert:

a) berufliche Orientierung und Zukunftsplanung allgemein,

b) speziell die Sicht auf die duale Ausbildung sowie

c) die Rolle des Internets bei der Berufswahl.

In dieser Form ermöglicht der Leitfaden die Einbindung vorhandenen Vorwissens. Gleichzeitig soll er im Sinn der Offenheit als Charakteristikum qualitativer Forschung ausreichend Raum für Themen und Diskussionen geben, welche die Teilnehmer/innen von sich aus zur Sprache bringen. Der Leitfaden findet sich in Anhang 1.

Der erste Themenblock bezieht sich auf die *Berufsorientierung* sowie konkrete *Bildungs- und Ausbildungspläne* der Jugendlichen und jungen Erwachsenen am Ende ihrer Schulzeit. Die Schüler/innen stehen individuell-biografisch vor der Notwendigkeit einer beruflichen Orientierung und Zukunftsplanung. Die Gruppendiskussionen schließen damit an ein alltagsrelevantes Thema an, bei dem die Schüler/innen über konkretes eigenes Erfahrungswissen und nicht nur abstraktes Wissen verfügen. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen wurden demnach zum einen nach Strategien der Berufsorientierung und Informationssuche gefragt, zum anderen nach ihren Bildungs- und Ausbildungsplänen. Über diesen Zugang wurden im Anschluss ihre Einstellungen und Motive bezogen auf die verschiedenen Bildungs- und Ausbildungsoptionen thematisiert. Die erzählgenerierende Frage zu diesem Themenblock lautete:

„Ihr steht am Ende eurer Schulzeit. Ihr müsst also überlegen, wie es danach in Sachen Schule, Ausbildung und Arbeit für euch weitergehen soll. Was wollt ihr machen? Da gibt es ja verschiedene Möglichkeiten. Wollt ihr weiter auf die Schule gehen? Wollt ihr eine Ausbildung machen? Wollt ihr studieren (nur für Jugendliche mit Hochschulzugangsberechtigung)? Wollt ihr etwas ganz anderes machen? Und jeder von euch muss sich irgendwann einen für ihn passenden Beruf suchen. Ihr müsst entscheiden, welchen Beruf ihr lernen wollt? Das interessiert mich. Wie macht ihr das?“

Der zweite thematische Block richtet sich auf die duale Ausbildung. Hier interessieren zum einen die Vorstellungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen über die duale Ausbildung: Wie stellen sie sich eine betriebliche Ausbildung vor? Zum anderen wurde die Haltung oder Einstellung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen zur dualen Ausbildung erhoben. Was sind aus ihrer Sicht Vorteile, was Nachteile? Der entsprechende einleitende Text lautete:

„Es gibt ja verschiedene Möglichkeiten, einen Beruf zu lernen. Eine davon ist eine Ausbildung in einem Betrieb. Das Stichwort Lehre ist ja auch schon gefallen. Mich interessiert, wie ihr dazu steht? Was fällt euch zum Thema Ausbildung ein? Wie stellt ihr euch eine Lehre im Betrieb vor?“

Das dritte Thema stellt die Frage nach der Bedeutung des Internets und speziell sozialer Netzwerke für die Berufsorientierung, Berufswahl und berufliche Zukunftsplanung dar. Welche (aus)bildungsrelevanten Internetseiten kennen und nutzen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen und welche Rolle spielen soziale Netzwerke in diesem Kontext? Die erzählgenerierende Frage war:

„Ihr seid vermutlich alle im Internet unterwegs. Das Stichwort Internet ist ja auch schon gefallen. Mich interessiert, ob und wie ihr das Internet beim Thema Berufswahl nutzt. Welche Rolle spielt das Internet für euch in Sachen Berufswahl?“

1.3. Die Durchführung und Teilnehmer/innen der Gruppendiskussionen

Durchführung und Ablauf der Gruppendiskussionen liefen nach folgendem Schema ab: Zu Beginn haben wir uns und das grobe Thema der Gruppendiskussion vorgestellt. Ebenfalls zu Beginn wurde die Ansprache der Schüler/innen mit „Du“ oder „Sie“ geklärt. Es folgten Hinweise auf die Rahmenbedingungen wie die zur Verfügung stehende Zeit von einer Schulstunde, die Aufzeichnung des Gesprächs sowie die Zusicherung von Anonymität und Vertraulichkeit der Daten. Nach einer kurzen Vorstellung der Teilnehmer/innen mit Vornamen und ihren aktuellen Plänen für den Herbst nach dem laufenden Schuljahr, wurde die Gruppendiskussion mit der ersten erzählgenerierenden Frage eingeleitet. Die Gruppendiskussionen hatten im Schnitt eine Dauer von 40 Minuten. Zum Ende des Gesprächs erfolgten eine kurze Zusammenfassung der besprochenen Inhalte sowie eine Frage nach Themen, die noch wichtig sind, aber noch nicht Thema waren. Zuletzt erfolgte ein expliziter Dank für die Teilnahme, und die Schüler/innen erhielten die als Incentives eingesetzte Aufwandsentschädigung in Höhe von 10 Euro.

Die Gesprächsführung lag immer bei der gleichen Person, als Protokollant/in beteiligten sich unterschiedliche Kolleginnen und Kollegen. Die Dokumentation der Gruppendiskussionen erfolgte über die digitale Tonaufzeichnung sowie ein Protokoll, zusätzlich wurden im unmittelbaren Nachgang der Diskussionen Postskripte verfasst, welche die Rahmenbedingungen, Informationen über den Verlauf, die Beteiligung der Teilnehmer/innen und die Stimmung, Hinweise auf zentrale Inhalte sowie erste analytische Ideen für die Auswertung enthalten.

Die Ansprache und Gewinnung der Teilnehmer/innen erfolgte über die Schulen. Im Fall der Gruppendiskussion in einem Jugendclub in Halle wurden die jungen Erwachsenen über persönliche Kontakte akquiriert. Es wurden insgesamt acht Gruppendiskussionen mit insgesamt 53 Schüler/innen durchgeführt, darunter 29 junge Frauen und 24 junge Männer. Die Zahl an Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen mit Migrationshintergrund liegt bei 21 (dieser wurde aufgrund des Namens sowie einer erkennbar anderen Muttersprache als Deutsch von den Durchführenden beurteilt). Tabelle 15 zeigt eine Übersicht über die Teilnehmer/innen der acht Gespräche.

Tab. 15: Übersicht über die durchgeführten Gruppendiskussionen

	Ort	Schulart	Klassenstufe	TN gesamt	Frauen/ Männer	Migrantinnen/ Migranten
1	Gräfenhainichen	Gymnasium	12. Klasse	6	3 / 3	0
2	Halle/Saale	Jugendclub	10./12. Klasse	5	3 / 2	0
3	München	Fachoberschule	12. Klasse	9	7 / 2	5
4	München	Gymnasium	12. Klasse	8	7 / 1	4
5	München	Realschule	10. Klasse	6	2 / 4	3
6	München	Mittelschule	9. Klasse	6	3 / 3	4
7	München	Mittelschule	10. Klasse	7	3 / 4	2
8	München	Realschule	10. Klasse	6	1 / 5	3

2. Strategien der beruflichen Orientierung und Informationssuche

2.1. Informationsquellen und Strategien der Jugendlichen bei der beruflichen Orientierung

Die Gespräche mit den Jugendlichen zeigen eine *große Bandbreite genutzter Informationsquellen und Informationsstrategien*. Über alle Schularten hinweg berichten die Schüler/innen von schulbegleitenden Praktika, der Nutzung persönlicher Kontakte (zum Austausch von Informationen, zu Gesprächen über die berufliche Zukunft oder als berufliche Vorbilder), von Beratungsgesprächen mit Beraterinnen und Beratern der Arbeitsagenturen sowie von Übungseinheiten zum Erstellen von schriftlichen Bewerbungsunterlagen. Insbesondere bei drei Angeboten zur Berufsorientierung fallen Unterschiede nach der besuchten Schulart auf. Von Assessment Centern und Probevorstellungsgesprächen mit persönlichem Feedback (häufig mit Personalverantwortlichen aus Unternehmen) berichten nur Jugendliche aus Gymnasien und Realschulen. Mittelschüler/innen haben diese Erfahrung nicht gemacht. Die zweite augenfällige Differenz bezieht sich auf Kontakte zu Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen. Die Gymnasiastinnen und Gymnasiasten und die Schüler/innen der Fachoberschule besuchten mehrfach einzelne Universitäten, beispielsweise im Rahmen von Tagen der offenen Tür, oder hatten Studienmessen an ihren Schulen, auf denen sich Universitäten und (Fach)Hochschulen präsentierten. Real- und Mittelschüler/innen berichten ausschließlich vom Besuch von Berufs- und Azubi-Messen, auf denen sie sich über Ausbildungsmöglichkeiten informieren und Kontakte zu ausbildenden Betrieben herstellen konnten. Über Besuche im Berufsinformationszentrum in der Arbeitsagentur berichten drittens lediglich Jugendliche im Hauptschul- oder Realschulbildungsgang.

Die Sichtweisen und Bewertungen der Jugendlichen zu den verschiedenen Informationsquellen und -strategien sind in vielen Fällen auffallend heterogen (z.B. im Hinblick auf die Beratung durch Vertreter/innen der Arbeitsagenturen). In einigen Fällen kristallisiert sich jedoch heraus, dass bestimmte Angebote häufiger als positiv und hilfreich erlebt werden (z.B. Praktika), andere häufiger als negativ und wenig hilfreich (z.B. schriftliche Unterlagen und Broschüren zur Berufswahl).

Praktika in Betrieben und Unternehmen haben in der Wahrnehmung der Jugendlichen in vielen Fällen eine zentrale Orientierungsfunktion. Sie können dort berufliche Tätigkeiten in der Realität ausprobieren und dadurch erkennen, welche Berufe für sie in Frage kommen, aber auch, welche sie für sich ausschließen können. Beide Funktionen werden als außerordentlich hilfreich erlebt.

„Ich habe in einer mobilen Altenpflege mein Praktikum gemacht, und da war ich halt richtig dabei und konnte halt richtig mithelfen (...) Und das hat mir schon was gebracht.“ (GD 2: Z. 539-542)

„Durch das Praktikum hab ich gelernt, was ich nicht will. Also das ist auch schon mal gut! Zu wissen, was man nicht will!“ (GD 2: Z. 554-555)

Neben einer beruflichen Orientierung können Praktika auch die Funktion besitzen, einen direkten Zugang zu einem Ausbildungsplatz zu ermöglichen. Bewährten sich die Schüler/innen als Praktikantinnen und Praktikanten, so wurde ihnen mehrfach ein Ausbildungsplatz im Praktikumsbetrieb angeboten.

Gespräche mit *Berufsberate/innen und -beratern der Arbeitsagenturen* werden sehr unterschiedlich bewertet. Dabei unterscheiden die Jugendlichen verschiedene Funktionen. Die Gespräche können dazu dienen, persönliche Interessen und Begabungen zu identifizieren und darauf aufbauend Ausbildungsoptionen zu eruieren. In dieser Funktion werden die Mitarbei-ter/innen der Arbeitsagenturen sowohl positiv wahrgenommen, wenn sie sich ausreichend Zeit nehmen und die individuellen Bedürfnisse der Schüler/innen berücksichtigen, als auch kritisch, wenn sie aus Sicht der Jugendlichen deren Interessen und Bedürfnisse zu wenig beachten und stattdessen aus einer institutionellen Logik heraus argumentieren und beraten (z.B. welche Berufe aktuell auf dem Arbeitsmarkt gefragt sind).

Anstatt zu schauen, ja, was macht die Person gerne und wie könnte die Person auch da hinkommen, sagen sie halt: *„Nee, zurzeit ist die Lage gut, und da wäre es viel besser, in die und die Richtung zu gehen, und heutzutage Ausbildungsberufe, da kannst du schon gut was machen und so, und dann am Ende kannst du auch deinen Meister machen und studieren..., und was weiß ich was. Aber – also – mir hilft das nicht.“* (GD 7: Z. 703-708)

Einhellig positiv und kompetent werden die Berufsberater/innen erlebt, wenn es um konkrete Informationen zu Bildungs-/Ausbildungsmöglichkeiten, Ausbildungsinhalten, Ausbildungsdauer, Ausbildungsvergütung oder offene Ausbildungsstellen geht. Wenig hilfreich wird ein nicht durch persönliche Gespräche

begleiteter Besuch des Berufsinformationszentrums beschrieben.

Ebenfalls weitgehend positiv werden *direkte Kontakte zu Universitäten, Hochschulen und Betrieben* erlebt. Im Rahmen von Tagen der offenen Tür oder Studien- und Jobmessen können die Jugendlichen z.B. Kontakte zu Personalverantwortlichen oder Ausbildern knüpfen, sich über Praktikumsmöglichkeiten oder über Studiengänge und -bedingungen informieren.

„Mir hat auch geholfen, dass ich nach Erfurt an die Adam-Ries-Fachhochschule gefahren bin, da sind die Studienberater mit einem herumgegangen, haben einem den ganzen Tagesablauf erklärt und wie die Uni aussieht und wie die Hörsäle aussehen und der Unterricht (...) Und ich finde, so was muss man sich auch angucken, um seine Entscheidung fällen zu können.“ (GD 1: Z. 500-504)

Kritisiert wird allenfalls die fehlende thematische Breite auf Berufsmessen, wenn beispielsweise ganze Berufszweige nicht vertreten waren. Ebenso unter die Rubrik der unmittelbaren Kontakte mit möglichen Ausbildungsstellen fallen Assessment-Center-ähnliche Übungen sowie die Simulation von Vorstellungsgesprächen mit persönlichem Feedback von Personalverantwortlichen aus Unternehmen. Hier schätzen die Schüler/innen die Realitätsnähe, da die Anforderungen eines solchen Gesprächs nah an der Realität des Bewerbungsprozesses liegen und so einen hohen diagnostischen Wert besitzen.

Eine zentrale Rolle spielt die *Schule* als aktueller Bildungsort der Jugendlichen und abgebende Bildungsinstitution. Neben eigenen schulischen berufsorientierenden Angeboten ist die Schule zudem der Ort, an dem Angebote Dritter – z.B. der Arbeitsagentur – stattfinden. Als eigene schulische Aktivitäten zur Berufsorientierung und beruflichen Zukunftsplanung wurden von den Schülerinnen und Schülern das Aushängen von Ausschreibungen für freie Ausbildungsstellen, das Üben und Erstellen schriftlicher Bewerbungsunterlagen, projektartig organisierte Berufsorientierungstage oder die Arbeit mit Berufswahlportfolios und individuelle Gespräche mit Schulsozialarbeiterinnen und -sozialarbeitern und/oder mit Lehrerinnen und Lehrern genannt. Eine Beteiligung der Schulsozialarbeit wurde selten beschrieben und beschränkte sich dabei auf Mittelschulen. Weiter sind Lehrer/innen involviert, indem sie die Jugendlichen auf offene Ausbildungsstellen hinweisen. Die Einbeziehung der Eltern durch die Schule z.B. in Form von Elternabenden oder Elterngesprächen wurde in den Gruppendiskussionen nicht beschrieben.

Unter den negativen Bewertungen der Schüler/innen fallen vor allem zwei Aussagen ins Auge. Ein erster Kritikpunkt bezieht sich auf eine nicht ausreichende Möglichkeit, Praktika zu absolvieren. Es seien insgesamt zu wenige Praktika vorgesehen, gerade in den Abschlussklassen sei keines mehr möglich, so dass die Jugendlichen weitere Praktika in Eigenregie während der Ferien absolvieren würden. Verbunden mit diesem Aspekt ist häufig eine generelle Wahrnehmung der Schule als „theorielastig“ und wenig lebensweltorientiert. Passend zu diesem Empfinden richtet sich der zweite Kritikpunkt auf ein mangelndes Engagement der Schulen beim Thema Berufsorientierung. Lehrer/innen blieben in vielen Fällen abstinent und würden die Jugendlichen nicht in ihren beruflichen Plänen begleiten und unterstützen.

„Ich finde, dass man in der Schule relativ wenig unterstützt wird bei der Berufswahl (...) Ich finde, man sollte darauf mehr vorbereitet werden, auch was später diese ganzen praktischen Sachen angeht. Zum Beispiel: Wie schreibe ich meine erste Steuererklärung? oder so was! Was halt überhaupt nicht so Thema ist, find ich! Und woher sollst du es denn bitte lernen? Das find ich halt immer schade.“ (GD 1: Z. 1214-1219)

Dieses Argument verdichtet sich vor allem an den Gymnasien, weniger an den Mittel-, Real- und Fachoberschulen. Dass diese Zurückhaltung durchaus bewusst intendiert sein kann, zeigt ein Gespräch mit einem Vertreter eines Gymnasiums. Auf den Hinweis, die Schüler/innen hätten mangelnde Aktivitäten zur Berufsorientierung benannt, wurde das Bildungsziel einer möglichst großen Selbständigkeit als Grund und Legitimation für ein geringes Engagement der Schule beim Thema Berufsorientierung angeführt.

„Hier einem das pure Wissen vermittelt, aber wie es draußen im Leben oder in der Arbeitswelt funktioniert, das bekommen sie nicht hin! Ich glaube, das ist auch nicht unbedingt das Ziel, das die hier erreichen wollen mit dieser Ausbildung.“ (GD 4: Z. 773-777)

In den „Bildungsphilosophien“ bezogen auf die Frage, auf welche Bildungs- und Ausbil-dungstrajekte sich die berufliche Orientierung an der Schule richtet bzw. richten solle, finden sich sehr deutliche Differenzen zwischen den unterschiedlichen Schulformen. In den beiden Schularten, die maximal zum Mittleren Schulabschluss führen (Mittel- und Realschule), herrscht die Haltung vor, dass der sofortige Beginn einer Berufsausbildung (sei sie dual oder schulisch organisiert) der passende Anschluss für die Schüler/innen unmittelbar nach Verlassen der Schule sei. Dieser Weg sei angesichts der schulischen Voraussetzungen der Schüler/innen angemessen und zu bewältigen. Vom Besuch einer höher qualifizierenden Schule, beispielsweise der Fachoberschule, wird den Jugendlichen eher abgeraten. Es wird die Sorge formuliert, dass die Jugendlichen an den Anforderungen solcher Schulen scheitern würden.

Demgegenüber berichten Jugendliche an Fachoberschulen und Gymnasien, dass sie eindeutig auf die Aufnahme eines Studiums hin orientiert, informiert und beraten würden. Berufsorientierung erleben sie daher an ihren Schulen dezidiert als *Studienorientierung*. Eine berufliche Orientierung hin auf duale oder schulische Ausbildungsberufe finde nicht statt. Diese Äußerungen in den Gruppendiskussionen decken sich mit Eindrücken aus Nachgesprächen mit Vertreterinnen und Vertretern der Schulart Gymnasium, die betonen, dass der Beginn eines Studiums das Bildungsziel des Gymnasiums sei. In einem gewissen Ausmaß ist die Ausgestaltung der Berufsorientierung auf Schulebene damit von der Person abhängig, die mit dieser Aufgabe betraut ist, beispielsweise in Abhängigkeit von ihrer eigenen beruflichen Qualifikation und Berufsbiografie oder ihren Vorstellungen über eine „gute“ berufliche Zukunft für die Schüler/innen. Das bedeutet jedoch auch, dass den Jugendlichen und jungen Erwachsenen bestimmte Wege verwehrt oder zumindest erschwert werden.

Eine Beobachtung an einer Mittelschule verdeutlicht einen für diese Schulform – und damit allgemein für Sekundarschulen – spezifischen Befund. An der Mittelschule kreuzen sich die Bildungswege von Jugendlichen mit ganz unterschiedlichen schulischen Biografien und Bildungszielen. Ehemalige Förderschüler/innen wollen dort in der 9. Klassenstufe den Qualifizierenden Hauptschulabschluss erwerben, Mittelschüler/innen der 9. Klassenstufe wollen in einem oder in zwei weiteren Schuljahren einen Mittleren Schulabschluss machen, Mittelschüler/innen der 10. Klassenstufe wollen im Anschluss auf die Fachoberschule wechseln, um dort die Hochschulreife zu erwerben, ehemalige Gymnasiast/innen, die dort gescheitert waren, machen an der Mittelschule ihren Mittleren Schulabschluss usw.. Entsprechend vielfältig sind die Anschlussperspektiven der Jugendlichen wie Ausbildungsberufe unterschiedlicher Anforderungsniveaus oder der weitere Schulbesuch auf unterschiedlichen Schulformen. Dieser Vielfalt an Bildungserfahrungen und Bildungsplänen muss die Berufsorientierung Rechnung tragen. Eine Einengung auf einen favorisierten Bildungsweg im Anschluss an die Schule wird dieser Heterogenität nicht gerecht.

Neben solchen formalisierten Angeboten zur beruflichen Orientierung und Zukunftsplanung, die von Institutionen wie Schulen, Berufsberatung der Arbeitsagenturen, Hochschulen oder Unternehmen angeboten werden, nutzen die Jugendlichen vor allem zwei weitere informelle Informationsquellen bzw. -strategien: Gespräche mit *Eltern* und *Gleichaltrigen*. Die Rolle der Eltern wird dabei eher selten deutlich problematisch gesehen, es überwiegen hilfreiche Funktionen. Eltern fungieren als berufliche Vorbilder, sind wichtige persönliche Ratgeber, ermöglichen über finanzielle Unterstützungsleistungen bestimmte Bildungswege, wie z.B. ein Studium, verfügen über Erfahrungen aus der Arbeitswelt oder wissen über Rahmenbedingungen bestimmter Berufsfelder Bescheid. Wenn die Eltern kritisch gesehen werden, dann weil sie die Jugendlichen in ihrer Berufswahl einengen oder bevormunden.

Über hilfreiche Kontakte mit *Gleichaltrigen* berichten Jugendliche aller Schulformen. Sie tauschen sich mit ihren Gleichaltrigen in zwei typischen Konstellationen aus. Zum einen werden Gespräche mit Peers als hilfreich erlebt, die sich in einer vergleichbaren Situation befinden und ebenfalls ihren weiteren Bildungs- und Ausbildungsweg planen müssen. Häufiger noch wird – als zweite Möglichkeit – über Begegnungen mit Freunden oder Geschwistern berichtet, die auf dem Weg ins Berufsleben bereits „einen Schritt weiter“ sind, d.h. bereits eine Ausbildung oder ein Studium begonnen oder sich für den Besuch einer weiterführenden Schule entschieden haben. Diese Peers verfügen über Erfahrungen, die für die Teilnehmer/innen an den Gruppendiskussionen als Noch-Schüler/innen in der Zukunft liegen. Solchen Erfahrungen wird von den Schülerinnen und Schülern eine große Bedeutsamkeit und Zuverlässigkeit zugesprochen, da sie von Personen stammen, die den Jugendlichen biografisch nahe sehen.

„Mit Freunden reden, die schon in Ausbildung sind (...) Und sich von denen erklären lassen, wie sie es finden, was gut ist, was schlecht ist, und selber überlegen: könnte mir das gefallen.“ (GD 5: Z. 430-432)

Zuletzt sei auf nur in Einzelfällen oder von wenigen Teilnehmerinnen und Teilnehmern genannte Berufsorientierungsstrategien verwiesen. So können z.B. Neben- und Aushilfsjobs dem Kennenlernen verschiedener Berufsfelder dienen. Eine Auszeit nach dem Ende der Schule kann gerade bei noch unklaren beruflichen Plänen im Sinne eines Moratoriums Raum und Zeit zum Nachdenken bieten. Eigene Hobbys und Talente können ebenso als Orientierung für Begabungen und Eignung dienen wie Schulnoten.

2.2. Die Rolle des Internets bei der beruflichen Orientierung und Zukunftsplanung aus Sicht der Jugendlichen

Dem Internet kommt eine wichtige Rolle bei der Planung der beruflichen Zukunft zu. Auf einer allgemeinen Ebene wird regelmäßig die unmittelbare, schnelle und unkomplizierte Verfügbarkeit von Informationen als zentraler Vorteil des Mediums Internet angeführt. Das Internet ist der primäre Ort, an dem die Jugendlichen und jungen Erwachsenen unabhängig von ihrem schuli-

schen Bildungsniveau nach konkreten ausbildungs- und berufsbezogenen Informationen suchen. Beispiele sind Ausbildungsdauern, Ausbildungsinhalte, Anforderungen für Ausbildungsberufe, Verdienstmöglichkeiten in bestimmten Berufen oder Berufsfeldern, Studiengänge an Universitäten, mit bestimmten Studiengängen verbundene Berufsmöglichkeiten, Numerus-clausus-Regelungen bestimmter Studiengänge oder Informationen über Firmen als Vorbereitung für Vorstellungsgespräche. Funktion des Internets ist damit vorwiegend eine Recherchemöglichkeit nach Informationen und Fakten. Die Schüler/innen nutzen es in diesem Sinne häufig erst, wenn eine Berufswahl schon getroffen oder zumindest weit fortgeschritten ist. Das Internet wird weniger als Mittel zu einer breiten beruflichen Orientierung genutzt als vielmehr zur Überprüfung der eigenen Pläne auf Realisierbarkeit und Umsetzbarkeit.

„Ich habe nie im Internet nachgeschaut, ob da irgendwas in Frage kommt. Nur nachdem ich dann wusste, was, dass ich Konditor werden will, hab ich mir halt mal angeschaut, was man verdient und solche Sachen. Ansonsten bin ich nicht darüber draufgekommen.“ (GD 7: Z. 280-283)

Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen berichteten demnach selten spontan von Webseiten mit berufsorientierenden Inhalten, wie sie beispielsweise Portale wie www.planet-beruf.de, www.berufenet.de, www.azubi.net oder www.abi.de bieten. Solche Seiten sind zwar Teilen der Schüler/innen bekannt, genutzt werden sie allerdings kaum. Dies gilt, wenn auch in abgeschwächter Form, für die Webseite der Arbeitsagentur www.arbeitsagentur.de. Die Seite ist als potentielle Informationsquelle benannt, bleibt aber ungenutzt.

„Ja, BIZ hieß das, glaub ich. Also davon gibt’s halt auch eine Internetseite und die ist halt vom Arbeitsamt. Also da würde ich gucken, wenn ich was suchen würde.“ (GD 2: Z. 368-369)

Eindeutig vertrauter ist den Jugendlichen und jungen Erwachsenen „Google“. Die Suchmaschine ist häufig die erste Anlaufstelle bei der Recherche nach Ausbildungs-/Studienmöglich-keiten im Internet.

„Ja, also ich weiß nicht, vieles gebe ich halt einfach ein, Google ist mein bester Freund (lacht).“ (GD 4: Z. 975-976)

Die erste Antwort auf die Frage nach der Bedeutung des Internets bei der beruflichen Orientierung und Zukunftsplanung war häufig der Hinweis auf webbasierte Berufsinteressenstests. Dies überrascht insofern, als solche Tests nur in sehr wenigen Fällen als hilfreich erlebt werden. Die Schüler/innen berichten häufig, dass sie die Testergebnisse in Form von Vorschlägen für Berufe oder Berufsfelder als unpassend und nicht nützlich empfinden. Sie formulieren allerdings gleichzeitig den Wunsch nach beruflichen *Fähigkeitstests* anstelle von Interessenstests.

„...wir konnten im Vorfeld auswählen, ob wir einen psychologischen Test machen wollen (...) und da hab ich bei Physik einen mitgemacht (...) Und die haben dann gesagt, also entweder: ‚Das liegt dir wirklich gut‘, ‚Du bist durchschnittlich‘, und die haben da wirklich fundierte Statistiken und konnten sagen: ‚Okay, das liegt dir wirklich, du bist überdurchschnittlich, unterdurchschnittlich‘, wie auch immer...“ (GD 1: Z. 409-424)

Tests zu individuellen Fähigkeiten, Begabungen, Stärken und Schwächen werden als zielführender und hilfreicher erachtet.

2.3. Die Bedeutung sozialer Netzwerke bei der beruflichen Orientierung und Zukunftsplanung aus Sicht der Jugendlichen

Eine der Fragestellungen des Projektes richtete sich auf die Nutzung sozialer Netzwerke als eine Möglichkeit des sozialen Austauschs über das Internet. Das Charakteristikum sozialer Netzwerke besteht darin, dass dort verschiedene Funktionen wie E-Mail, Chat, Messenger oder Videoportale angeboten werden und dadurch vielfältige Möglichkeiten zur Interaktion existieren. Ein Großteil der Teilnehmer/innen an den Gruppendiskussionen nutzt – wie dies auch aus den in Abschnitt 3.1.4 des ersten Kapitels dargestellten Befunden spricht – solche sozialen Netzwerke, in der Regel facebook. Bezogen auf die Nutzung von facebook im Kontext Ausbildung und Beruf zeigen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine dezidiert kritische Sicht. Sie formulieren dabei zwei Hauptargumente. Zum einen attestieren sie der Plattform facebook mangelnde Seriosität. Häufig seien die Quellen von Informationen intransparent und damit die über sie ausgetauschten Informationen beliebig und wenig verlässlich. Unter diesem Eindruck „leiden“ auch Aktivitäten von Unternehmen auf facebook. Die Schüler/innen berichten vereinzelt davon, dass sie erleben, wie Firmen auf facebook als möglicher Arbeitgeber oder Ausbildungsbetrieb für sich werben. Dies sei zwar im Prinzip eine durchaus kluge Taktik, da die Unternehmen so Aufmerksamkeit erreichten. Da das Medium facebook jedoch, wie beschrieben, als wenig seriös gilt, leiden darunter auch die genannten Strategien der Unternehmen.

Das zweite Argument bezieht sich auf eine strikte Trennung von privaten und beruflichen Themen. Soziale Netzwerke, insbesondere facebook, werden für private Zwecke genutzt, etwa um sich zu verabreden oder sich

über persönliche Themen auszutauschen, und werden in hohem Maße mit Freizeitaktivitäten assoziiert. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen verwenden in diesem Kontext wiederholt Begriffe wie „abschalten“ oder „chillen“. Ein Austausch über ausbildungs- und berufsbezogene Fragen über facebook wird von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern so gut wie durchgängig abgelehnt, da dies eben „ernste“ Themen seien. Ein Berufsbezug von facebook wird damit von einem Großteil der Teilnehmer/innen grundlegend verneint.

„Ich glaube, man nimmt es von facebook nicht so ernst. Ich meine, Beruf ist ja was, was ernst ist, und facebook ist so was wie Hobby. Und dann passt das irgendwie nicht zusammen.“ (GD 3: Z. 693-695)

„Wenn man’s realistisch sieht: facebook ist halt nicht zum Arbeiten gedacht! Mehr zum Ausruhen halt.“ (GD 6: Z. 669-670)

„Ich informiere mich, ich informiere mich jetzt über meine Zukunft, dann ist jetzt nicht das erste, was ich aufmache, facebook! Sondern das mach ich danach auf, wenn ich mich informiert hab!“ (GD 4: Z. 1097-1099)

Informationswege der beruflichen Orientierung

Insgesamt betrachtet zeigt sich eine erkennbare Koinzidenz zwischen der besuchten Schulform und der Nutzung berufsorientierender Angebote und daraus resultierend der Klarheit der beruflichen Zukunftsperspektiven. Die strategische Kompetenz bei der beruflichen Zukunftsplanung und der Konkretheitsgrad der beruflichen Pläne steigen offenbar mit dem Niveau der Schulbildung. So verfügen die Teilnehmer/innen der Gruppendiskussion im Jugendclub mehrheitlich über brüchige, häufig durch Klassenwiederholungen gekennzeichnete Schulbiografien. Sie stellen damit eine Gruppe „bildungsbenachteiligter“ Jugendlicher bzw. junger Erwachsener dar, die kaum von institutionell vorgehaltenen Angeboten zur Berufsorientierung profitiert. Auch persönliche Kontakte z.B. zu Lehrerinnen und Lehrern und den Eltern werden weniger genutzt, seltener als hilfreich, sondern oft als konflikthaft erlebt. Praktika, die von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen sonst häufig als hilfreich empfunden werden, stellten für diese Gruppe eine weniger klare Hilfestellung dar. Insgesamt konnten diese Teilnehmer/innen kaum über positive Erfahrungen mit berufsorientierenden Angeboten berichten. Entsprechend vage sind ihre Zukunftspläne. In der neunten Klassenstufe der Mittelschule war die Unsicherheit der Schüler/innen bezogen auf ihre berufliche Zukunft weniger explizit, aber dennoch spürbar. Die meisten hatten zwar relativ konkrete Ausbildungspläne und sich bereits um Ausbildungsstellen beworben, feste Zusagen, d.h. unterschriebene Ausbildungsverträge, existierten aber noch nicht. In anderen Gruppendiskussionen stellte sich die Situation anders dar. Die Jugendlichen höherer Schulformen wie Realschule, Fachoberschule und Gymnasium agieren aktiver, zielstrebiger und strategischer. Viele von ihnen sind klar orientiert und haben realistische und konkrete schulische oder berufliche Pläne. Dies deckt sich mit früheren empirischen Befunden zum Berufswahlverhalten von Jugendlichen unterschiedlicher Leistungsniveaus, wonach Absolventinnen und Absolventen höherer Bildungsgänge eher zu planvollen und diejenigen mit niedrigeren eher zu situativen und zufallsgeleiteten beruflichen Entscheidungsstilen tendieren (vgl. Lange 1978).

Weiterhin ist die Bedeutung des Themas „Zeit“ in den Gruppendiskussionen deutlich geworden. Zum einen nehmen die Aktivitäten zur beruflichen Zukunftsplanung mit näher rückendem Ende der Schulzeit merklich zu. Die Schüler/innen erleben einen zunehmenden Zeitdruck: Solange eine notwendige Entscheidung über den individuellen Weg nach Ende der Schule noch in zeitlicher Ferne liegt, hat das Thema Berufsorientierung noch keine hohe Priorität. Das Argument lautet: „Ich habe ja noch Zeit“. Gleichzeitig formulieren die Schüler/innen die Auffassung, Berufsorientierung in der Schule solle möglichst früh beginnen. Dies stellt auf den ersten Blick einen gewissen Widerspruch dar. Erklärbar ist er vermutlich durch ein Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit. Die Schüler/innen wünschen sich möglichst früh eine klare Perspektive zu ihrer beruflichen Zukunft, sind aber gleichzeitig unsicher, wie es nach der Schule weiter gehen soll und wünschen sich daher mehr Unterstützung. Diese These passt auch zu der Beobachtung, dass die Jugendlichen an Schulen, die zum Mittleren Schulabschluss führen, bei noch unklaren beruflichen Interessen den verlängerten Schulbesuch mit dem Ziel der Hochschulreife als Möglichkeit eines Zeitgewinns nutzen. Zudem wurde ein Alterseffekt sichtbar, gerade zwischen Schülerinnen und Schülern der 9. und 10. Klassenstufe an Mittelschulen. Die Jugendlichen der 10. Klasse agierten souveräner, gelassener und gezielter bezogen auf ihre berufliche Zukunftsplanung. Sie bewarben sich z.B. gezielter und früher als die Jugendlichen der 9. Klasse.

Aber auch unabhängig von besuchtem Schultyp und Alter fallen die heterogenen Wahrnehmungen berufsorientierender Angebote auf. Beispielsweise können einige Schüler/innen von Gesprächen mit Berufsberaterinnen und -beratern oder Berufsinteressenstest eindeutig profitieren, andere dagegen nicht. Gerade bei Angeboten, die auf persönlichen Interaktionen beruhen, wie Gesprächen mit Lehrerinnen und Lehrern oder Berufsberaterinnen und -beratern, scheint der subjektive Nutzen häufig von einer Wechselwirkung zwischen den Bedürfnissen der ratsuchenden und der beratenden Person abhängig zu sein.

Jenseits dieser unterschiedlichen Bewertungen formulieren die Schüler/innen klare Wünsche an berufsorientierende Angebote. Sie wünschen sich eine stärkere Individualisierung, d.h. eine Berücksichtigung ihrer individuellen Schulsituation, Neigungen, Interessen und Wünsche. Dies kann aus ihrer Sicht primär in individuellen Gesprächen mit den betreffenden Personen geschehen. Gruppenbezogene Angebote wie der Besuch des Berufsinformationszentrums oder einer Job-, Berufs- oder Studienmesse im Klassenverband können diesem Wunsch nicht gerecht werden. Weiter wird der Institution Schule eine gewisse Ferne vom Arbeitsleben zugeschrieben. Vor diesem Hintergrund sind aus Sicht der Teilnehmer/innen Kontakte mit Personen aus Betrieben wünschenswert, beispielsweise wenn Ausbilder/innen, aber auch Auszubildende verschiedener Berufsfelder in die Schule kommen und dort über die konkreten Ausbildungszeiten, Ausbildungsvergütungen, Arbeitstätigkeiten, Anforderungen und Arbeitsbedingungen informieren. Gleiches gilt für Vertreter/innen von Universitäten wie Studienberater/innen, aber auch aktuell Studierende. Und schließlich ist es den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wichtig, dass in Beratungen und Informationsveranstaltungen über relevante „Nebenthemen“ wie Ausbildungsvergütungen, finanzielle Unterstützungsmöglichkeiten als Auszubildende/r, Studienfinanzierung über Bafög oder Stipendien sowie Wohnmöglichkeiten Auskunft gegeben wird.

Demnach sind es, den dargestellten Befunden zufolge, fünf Qualitätskriterien, welche Jugendliche an Informationsquellen bzw. Austauschpartner bei ihrer beruflichen Orientierung und Entscheidungsfindung richten. Dazu zählen die *Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit* der Angebote bzw. der Informationen, welche in erster Linie bei den Akteuren des sozialen Nahraums aber auch bei anderen Angeboten gesehen werden, jedoch nur bedingt bei Angeboten im Internet, insbesondere bei sozialen Netzwerken. Des Weiteren spielt die *Neutralität* eine wichtige Rolle, welche die Entscheidungsfreiheit der Jugendlichen anerkennt und diese nicht zu steuern versucht. Bei Eltern und professionellen Beratern werden von den Jugendlichen hier eher Einschränkungen gesehen. Zudem ist ihnen *Empathie ihrer Interaktionspartner* wichtig, wobei ihre individuelle Situation, ihre Neigungen und Voraussetzungen Berücksichtigung finden sollten. Diese Bedingung erfüllen vorrangig Bezugspersonen aus dem sozialen Nahraum. Auch *Praxisnähe* wird immer wieder als bedeutsam betont, welche die Unmittelbarkeit von Erfahrungen aus der beruflichen Arbeitswelt gewährleistet – vorrangig in Form von Praktika und anderen direkten Kontakten zu Betrieben. Zuletzt ist auch die *Breite der angebotenen Informationen* ein Bewertungskriterium, die wichtig für sie ist, um sich einen Überblick über die Vielfalt beruflicher Optionen und Wege verschaffen zu können. In Ansätzen und Formaten zur Erreichung von Jugendlichen in berufsbezogenen Fragen müssen diese fünf Qualitätskriterien berücksichtigt und so weit wie möglich eingelöst werden.

3. Bildungs- und Ausbildungspläne der Jugendlichen am Ende der Schulzeit

Aktuelle berufliche Pläne

Einen ersten Zugang zu den Einstellungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu den verschiedenen beruflichen Trajekten bietet der Blick auf ihre aktuellen Bildungs-, Ausbildungs- und Studienpläne. In Anhang 2 findet sich eine nach Schularten sortierte, tabellarische Auflistung. In den Aussagen der Teilnehmer/innen lassen sich Hinweise auf Zusammenhänge zwischen der besuchten Schulform und den individuellen Plänen erkennen. Absolventinnen und Absolventen von Schulformen, die zur Hochschulreife führen (Gymnasium, Fachoberschule), planen größtenteils im Anschluss an die Schulzeit ein Studium zu beginnen. Häufiger ist dies ein klassisches Universitäts- oder Fachhochschulstudium, seltener ein dualer Studiengang. Die Gymnasiastinnen und Gymnasiasten sehen dabei selbstbewusst in ihre berufliche Zukunft und fühlen sich von den potenziellen Arbeitgebern als attraktive Arbeitskräfte umworben. Schüler/innen der Fachoberschule planen gegebenenfalls noch den Besuch des 13. Schuljahres, um nach der fachgebundenen noch die allgemeine Hochschulreife zu erlangen – auch dies mit dem Ziel eines späteren Studiums. Nur in Ausnahmefällen wollen Gymnasiastinnen und Gymnasiasten oder Fachoberschüler/innen nach der Schule eine duale Ausbildung beginnen. Wenn sie dies planen, dann häufig in inhaltlich anspruchsvollen Ausbildungsberufen und in einer Form, die weitere Qualifikationen, wie z.B. die Meisterprüfung in einem zusätzlichen halben Ausbildungsjahr, ermöglicht. Schüler/innen von Sekundarschulen, die zum mittleren Schulabschluss führen, wollen entweder eine schulische oder duale Berufsausbildung beginnen oder beabsichtigen, mit dem Ziel der fachgebundenen Hochschulreife, weiter zur Schule zu gehen. Die genannten Ausbildungsberufe (z.B. IT-System-Elektroniker/in, Beamtenausbildung beim Zoll, Fremdsprachenkorrespondent/in, Bürokauffrau/-mann, Industriekauffrau/-mann oder Bankkauffrau/-mann) lassen sich einem mittleren Anforderungsniveau zuordnen. Jugendliche, die die Schule mit einem Hauptschulabschluss abschließen werden, planen ebenfalls den Beginn einer Ausbildung oder den fortgesetzten Schulbesuch. Ihre Ausbildungs- bzw. Bildungsziele unterscheiden sich dabei von Jugendlichen mit mittlerem Schulabschluss. Sie streben weniger anspruchsvolle Ausbildungsberufe an (z.B. Fachkraft für Lagerlogistik, Einzelhandelskauffrau/-mann) oder wollen in Bildungsgänge oder Schulen wechseln, die sie zum mittleren Schulabschluss führen.

Damit orientieren sich die Schüler/innen entweder relativ eng am Bildungsauftrag der von ihnen besuchten Schulformen, indem sie Studiengänge oder Ausbildungsberufe auf entsprechenden qualifikatorisch unterschiedlichen Niveaus anstreben, oder sie tendieren dazu, ihre Schullaufbahn zu verlängern, um einen höheren Schulabschluss zu erwerben. Die Pläne der Jugendlichen und jungen Erwachsenen erscheinen somit sehr stark von den Schulen bzw. der Schulform geprägt zu sein. Die Institution Schule implementiert offensichtlich die mit der formal erreichten Schulbildung maximal möglichen Bildungsoptionen als Bildungsziele bei den Jugendlichen. Weniger anspruchsvolle Alternativen werden kaum thematisiert. Beispielsweise reicht der einfache, aber auch der qualifizierende Hauptschulabschluss nur den wenigsten Schülerinnen und Schülern als schulische Grundqualifikation. Das Minimum scheint auch für Jugendliche an Mittelschulen der mittlere Schulabschluss zu sein. An der Fachoberschule zeigte sich das Phänomen, dass – obwohl eine Lehrerin für viele Schüler/innen dieser Schulform eine duale Ausbildung als passenden Bildungsweg benannte – die Jugendlichen in der Gruppendiskussion überwiegend von Studienplänen berichteten. Die betreffende Schule bot primär eine Orientierung bezogen auf ein Studium an Fachhochschulen oder Universitäten an, eine berufliche Orientierung in Richtung dualer oder schulischer Ausbildungsberufe fand nicht statt. Da in der Folge Betriebe, anders als Fachhochschulen und Universitäten, an der Schule kaum präsent waren, haben ausbildende Betriebe kaum eine Chance, sich als Ausbildungsort und -option bekannt und attraktiv zu machen.

Motive bei der beruflichen Zukunftsplanung

Bezogen auf ihre Motive bei der beruflichen Zukunftsplanung benennen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine Vielzahl inhaltlicher wie strategischer Motive. Persönliche Eignung und individuelle Interessen stellen für Schüler/innen aller Schulformen ein wichtiges Motiv dar. Der gewählte Beruf soll sich einerseits an den eigenen Fähigkeiten und Begabungen orientieren, andererseits an inhaltlichen Interessen.

„Also ich hab ja ein Praktikum gemacht als Bankkauffrau (...) ich hab mich einfach an meinen Stärken orientiert. Was ich machen kann und für was ich gut bin. Weil ich kann nicht etwas machen, was ich nicht kann (lacht)“. (GD 5: Z. 392-399)

Auch ein Einkommen, das finanzielle Sicherheit bietet und einen eigenständigen Lebensunterhalt gewährleistet, ist schulartunabhängig ein wichtiges Kriterium. Arbeitsorganisatorische und formale Ausgestaltungsmerkmale von Tätigkeiten wie flexible Arbeitszeiten, selbständiges Arbeiten, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Aufstiegsmöglichkeiten, keine permanente Erreichbarkeit oder ausreichend Urlaub werden dagegen primär von Schülerinnen und Schülern nicht-gymnasialer Bildungsgänge betont. Die folgenden drei Motive und Überlegungen zur Berufswahl sind demgegenüber für Gymnasiastinnen und Gymnasiasten typisch. So wurden in den Gruppendiskussionen in Gymnasien häufig und sehr explizit *bildungsökonomische* Argumente vorgebracht. Das Abitur als Bildungsinvestition müsse sich lohnen, man solle einen Beruf wählen, der nur mit dieser Qualifikation erreichbar sei, der Beruf müsse den guten schulischen Leistungen angemessen sein. Auch die Zukunftsträchtigkeit des Berufes und damit verbunden die späteren Chancen auf dem Arbeitsmarkt seien ausschlaggebend für die Berufswahl. Schließlich sind die Schüler/innen an Gymnasien wenig kompromissbereit was den Ausbildungs- und späteren Arbeitsort angeht. Die räumliche Nähe zu ihren Eltern, Herkunftsfamilien und Partnerinnen und Partnern ist für sie ein wichtiges Argument, und längere Fahrtzeiten lehnen sie für sich ab.

In der Zusammenschau zu den Motiven der Berufswahl fällt damit auf, dass *strategische* Argumente wie die antizipierten Arbeitsmarktchancen bestimmter Berufe oder bildungsökonomische Überlegungen für Schüler/innen an Gymnasien eine zentrale Rolle spielen. *Inhaltliche* Motive wie das genuine Interesse an einem Beruf oder Berufsfeld treten dagegen in den Hintergrund. Bei Jugendlichen niedriger qualifizierender Schulformen finden sich demgegenüber *sowohl strategische als auch inhaltliche* Motive. Ihnen scheinen insbesondere die konkreten Arbeitsbedingungen wie Einkommen, Arbeitszeiten und die Möglichkeit zu selbständigem Arbeiten wichtig zu sein.

4. Die Sicht der Jugendlichen auf die verschiedenen Bildungs- und Ausbildungsoptionen

Im Folgenden wird der Blick der Schüler/innen auf die verschiedenen möglichen schulischen und beruflichen Anschlussoptionen mit den jeweiligen subjektiven Vor- und Nachteilen dargestellt.

Fortgesetzter Schulbesuch

Bezogen auf den *fortgesetzten Schulbesuch* formulieren die Teilnehmer/innen der Gruppendiskussionen vor allem drei Argumente. Für den weiteren Schulbesuch seien eine hohe Lernmotivation und Leistungsbereitschaft notwendige Voraussetzung; dies würde jedoch nur für einen gewissen Teil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen zutreffen. Bei vielen bestehe am Ende der Schulzeit die Haltung „kein Bock mehr auf Schule“. Die Option, weiter eine allgemeinbildende Schule zu besuchen, sei in vielen Fällen auch eine zeitliche Puffer-Strategie oder Schonfrist. Wenn entweder noch kein klarer Berufswunsch und keine konkrete Vorstellung über die berufliche Zukunft existieren, noch keine Bereitschaft für den Eintritt in die Arbeitswelt mit den mit der Arbeitnehmerrolle verbundenen Veränderungen besteht, oder wenn Bewerbungsfristen für Ausbildungsstellen oder Studiengänge verstrichen sind, bietet die Schule als Alternative die Möglichkeit einer Vermeidung oder zumindest zeitlichen Verschiebung der Berufswahlentscheidung. Der Schülerstatus wird dabei als eigener Wert oder sogar Luxus erlebt. Der dritte Aspekt bezieht sich auf eine höhere Schulbildung als Bildungsinvestition. Ein höherwertiger Schulabschluss bedeute die Chance auf einen „besseren“ Beruf, ein höheres Einkommen und insgesamt breitere berufliche Optionen bis hin zur Studienberechtigung. Hinzu kommt die Wahrnehmung, dass ein hoher Schulabschluss notwendige Voraussetzung dafür sei, beruflich erfolgreich zu sein.

„...also ich glaub, ohne Abitur wird man hier nicht viel in Deutschland.“ (GD 5: Z. 147-148)

Gerade der letztgenannte Aspekt, dass sich die schulischen Bildungsinvestitionen lohnen müssten, setzt sich in den Sichtweisen auf die Option *Studium* fort. Ein Studium sei, sofern das (Fach)Abitur erworben wurde, der „logische“ Anschluss an die Schulzeit und wird grundsätzlich als anspruchsvoller wahrgenommen als eine Berufsausbildung:

„Ich finde, wenn wir schon mal so einen hohen Schulabschluss haben, den höchsten überhaupt, also sozusagen die ‚Elite‘ sind (mehrere lachen), dann, glaube ich, sollten wir die Chance schon wahrnehmen und dann auch studieren. Denn nicht alle haben das Glück, studieren zu können. Und deswegen, glaub ich, machen das auch viele.“ (GD 4: Z. 197-202)

„Ja, wenn schon FOS, dann studieren.“ (GD 8: Z. 254)

Ein weiteres Argument, das für ein Studium spricht, ist die Wahrnehmung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen vom Studentenleben. Studieren wird eher mit „Lernen“ assoziiert, weniger mit „Arbeiten“. Ein Studium biete viel Freizeit, auch durch die langen Semesterferien. Es scheint das Humboldt`sche Bildungsideal eines freien Studiums ohne unmittelbaren beruflichen Verwertungszusammenhang, als eine Zeit, in der man sich mit seinen Interessen beschäftigen könne. Als Gegenargumente oder kritische Aspekte werden die Theorielastigkeit bzw. Praxisferne v. a. eines Universitätsstudiums, die lange Studiendauer (sofern der Master als Abschluss angestrebt wird) sowie die finanziellen Unsicherheiten und Belastungen durch die mit einem Studium entstehenden Kosten (für Umzug, Wohnung, Fahrten nach Hause etc.) genannt. Die Finanzierung eines Studiums sei nur mit Unterstützung durch Eltern oder Bafög und/oder durch einen Nebenjob möglich.

Bei einem *dualen Studium* entfällt ein Teil dieser Gegenargumente. Zwar ist diese Option nur einem Teil der Teilnehmer/innen überhaupt bekannt, sofern sie diese aber kennen, wird sie mehrheitlich positiv gesehen. Zentral ist das Argument einer Verknüpfung von theoretischem und praktischem Lernen. Der Erwerb einer Berufsausbildung plus eines Studienabschlusses wird als wertvolle Doppelqualifikation gesehen. Dies wäre insbesondere ein Vorteil, da Unternehmen Bewerber/innen mit praktischer Arbeitserfahrung bevorzugt einstellen würden. Ein weiterer Vorteil ist das eigene Einkommen, bereits während des Studiums. Ein Gegenargument, das wiederholt angeführt wurde, ist die vermutete hohe Arbeitsbelastung. Zwar wird diese Form des Studiums als strukturierter und planbarer empfunden als ein klassisches Studium, dennoch schreckt die Teilnehmer/innen die Aussicht, parallel arbeiten und studieren zu müssen. Sie sorgen sich, dass ein duales Studium zu anstrengend sei und keinen Raum für Freizeit lasse.

Berufsausbildung

Die Teilnehmer/innen der Gruppendiskussionen entwickeln ein differenziertes Bild von wahrgenommenen Vor- und Nachteilen einer Berufsausbildung (sofern nicht ausdrücklich darauf hingewiesen, beziehen sich die folgenden Argumente auf duale Ausbildungsverhältnisse, nicht auf vollzeitschulische Ausbildungsberufe).

Ein erster zentraler *Vorteil* wird in der praktischen Arbeit gesehen. Im Rahmen einer dualen Ausbildung würde man als Auszubildende/r „wirklich“ oder „echt“ arbeiten, Einblicke ins Arbeitsleben erhalten und früh konkrete Praxiserfahrung gewinnen. Die praktischen Tätigkeiten wecken das Interesse der Jugendlichen und jungen Erwachsenen und die Hoffnung darauf, dass das Arbeiten in der Ausbildung Spaß macht. Weiter sehen die Schüler/innen darin den Vorteil, dass Unternehmen so Mitarbeiter/innen rekrutieren können, die sie selbst ausgebildet haben und die nach Ausbildungsabschluss schon über ein hohes Maß an praktischer Berufserfahrung verfügen. In diesem Kontext wurde auch wiederholt betont, dass sich der fachtheoretische Ausbildungsanteil in Form des Berufsschulunterrichts deutlich vom schulischen Lernen unterscheide, wie ihn die Schüler/innen aktuell an den allgemeinbildenden Schulen erleben. Sie erwarten eine starke Verzahnung von theoretischem Berufsschulunterricht und praktischer Ausbildung im Arbeitsalltag des Betriebes, so dass der Anwendungskontext der vermittelten fachtheoretischen Inhalte unmittelbar ersichtlich würde und so die Lernmotivation leichter falle.

Ein starkes Motiv in diesem Zusammenhang ist eine gewisse „Schulmüdigkeit“ der Jugendlichen und jungen Erwachsenen am Ende ihrer Schulzeit. Insbesondere Schüler/innen nicht-gymnasialer Bildungsgänge wünschen sich eine Abwechslung vom Schulalltag, eine andere Form des Lernens, in der es nicht primär um die Vermittlung theoretischen Wissens ohne klaren Praxisbezug geht, sowie eine Entlastung vom schulischen Leistungsdruck. Der mit einer Ausbildung verbundene Berufsschulunterricht wird gegenüber dem aktuellen schulischen Lernen als weniger anspruchsvoll und vor allem weniger „theorielastig“ antizipiert. Gymnasiastinnen und Gymnasiasten formulieren diese Sichtweisen weniger. Dies wird nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass ein Großteil von ihnen den Beginn eines Studiums plant.

Einen weiteren Vorteil der dualen Ausbildung sehen die Teilnehmer/innen in der Ausbildungsvergütung. Durch das eigene Einkommen als Auszubildende wären sie finanziell selbstständig, hätten die Möglichkeit, von zu Hause auszuziehen, und würden damit an persönlicher Reife gewinnen. Der fehlende Verdienst und die ggf. zu entrichtenden Ausbildungsgebühren sind demgegenüber ein klarer Nachteil der schulischen Berufsausbildung.

Unter den wahrgenommen *Nachteilen* einer Berufsausbildung fällt als erstes ins Auge, dass eine Berufsausbildung vielfach als wenig anspruchsvoll und berufliche Sackgasse gesehen wird. Vor allem Berufe, die dual ausgebildet werden, hätten einen niedrigen theoretischen Anspruch, seien daher vor allem für schulisch weniger leistungsfähige Jugendliche geeignet, böten kaum Entwicklungsmöglichkeiten und Aufstiegschancen und seien später mit einem niedrigen Einkommen verbunden. Eine solche abwertende Haltung findet sich besonders ausgeprägt bei Schülerinnen und Schülern an Schulen, die zur fachgebundenen oder allgemeinen Hochschulreife führen (Fachoberschule, Gymnasium). Für diese Gruppe kommt eine Ausbildung allenfalls dann in Frage, wenn ein Studium aufgrund der Schulnoten nicht möglich ist oder das inhaltliche Interesse am Beruf so groß ist, dass andere strategische Argumente wie der spätere Verdienst demgegenüber in den Hintergrund treten.

„Ich will jetzt nicht einen Beruf haben, den ich so locker-flockig abziehen kann, sondern ich würde schon gerne etwas haben, was mich herausfordert! Also womit ich mich auch beschäftigen kann. Also wenn ich jetzt bei REWE an der Kasse arbeite, das zieh' ich einfach nur durch, das ist ja nix! Also ich will etwas, wo ich nachdenken kann, wo ich mich wirklich herausgefordert fühle.“ (GD 3: Z. 778-782)

„Ja, wenn ich jetzt die Möglichkeit hätte, mich weiterzubilden, dann tu ich es doch lieber, anstatt in eine Ausbildung zu gehen und ein 08/15-Leben zu haben!“ (GD 3: Z. 403-405)

Ein weiterer kritisch reflektierter Aspekt bezieht sich auf die zeitliche und körperliche Belastung einer Berufsausbildung. Die Schüler/innen fürchten frühes Aufstehen, lange Arbeitszeiten und damit verbunden wenig Freizeit, wenig Urlaub und die u. a. körperliche Anstrengung eines vollen Arbeitstages. All dies unterscheide sich deutlich vom aktuellen Schulalltag, der in der Regel halbtags organisiert ist, freie Nachmittage ermöglicht und mit langen Schulferien verbunden ist. Es dominiert die Sichtweise, dass eine Ausbildung eine gravierende Umstellung vom Teilzeit-Schüleralltag hin zu einem anstrengenderen Vollzeit-Arbeitsalltag bedeutet.

In den Gruppendiskussionen wurde sehr deutlich, dass viele Schüler/innen sich dieser Veränderung noch nicht gewachsen sehen. Der Schritt von der Schule in die Arbeitswelt oder der Spagat zwischen Schule und Arbeit erscheint ihnen zu groß. Sie fühlen sich noch nicht reif oder erwachsen genug für die Arbeitswelt, sind unsicher angesichts der neuen Rolle als Arbeitnehmer/in und scheuen den „Sprung ins kalte Wasser“. Hinter solchen globalen Aussagen verstecken sich konkrete Befürchtungen wie dem Wegfallen des Schonraums Schule, dem „Ernstcharakter“ einer Ausbildung, d.h. der Leistungserwartung im betrieblichen Alltag, der Anforderung, Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, oder dem Umgang und möglichen Konflikten mit Vorgesetzten. Zwar bezieht sich dieses Argument weniger auf die Ausbildung an sich als vielmehr auf die biografische Situati-

on der Jugendlichen, dennoch ist es eines der zentralen Gegenargumente, welche die Jugendlichen und jungen Erwachsenen von der Aufnahme einer Berufsausbildung abhalten.

AW: *„...weil ich noch nicht bereit bin, jetzt schon zu arbeiten oder so. Und dann sagt sie auch, das ist besser, wenn ich dann noch zur Schule geh.“*

I: *„Was heißt das, wenn du sagst, du bist noch nicht bereit zu arbeiten?“*

AW: *„Ja – ich weiß nicht, ich fühl mich einfach noch nicht so! Ich weiß nicht (lacht).“*

I: *„Noch zu jung fürs Arbeiten, oder...“*

AW: *„Ja, was heißt „zu jung“, das ist einfach, ich glaub, noch bisschen die Unsicherheit und so.“* (GD 6: 414-423)

„Da gibt’s einfach keinen Übergang.“(GD 8: Z. 852)

„Ich denk auch mal, dass wir vielleicht noch gar nicht erwachsen werden wollen!“ (GD 8: Z. 916-917)

„Ich denk mal auch, es können sich viele nicht vorstellen zu arbeiten. Weil es auch ein ziemlich großer Spagat ist zwischen Schule und Arbeit. Weil in der Schule bist du halt einfach, ich denke mal, manche Leute haben auch Problem, um 6 in der Früh aufzustehen oder um 5 schon, um da zu arbeiten, das ist auch ein Thema (...) Und dass es einfach ein Riesenunterschied ist, und manche sich das gar nicht vorstellen können, wenn sie jetzt noch in der Schule sitzen, und dann plötzlich von einem auf den anderen Tag bist du um 5 auf der Matte und arbeitest halt dann. Und ist auch ein Teil dann bei der Arbeit, wo du auch bisschen eigenverantwortlich bist, nicht in der Schule, in der Schule ist es halt so, die kümmern sich um einen; wenn du arbeitest, musst du eigentlich schon selbst schauen, dass du über die Runden kommst.“ (GD 8: Z. 830-839)

Eher selten genannte Argumente sind die Sorge, nach der Ausbildung nicht übernommen zu werden, oder die generell unsicheren Arbeitsmarktchancen an der zweiten Schwelle nach Ausbildungsabschluss.

Auffallend häufig sehen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine Berufsausbildung nicht als endgültiges Ziel der beruflichen Bildung, sondern dezidiert als *Zwischenschritt* auf ihrem beruflichen Werdegang. Sie denken nicht nur an den nächsten Qualifizierungsschritt, sondern haben eine Art *Phasenmodell* im Blick als eine Abfolge von Bildungs- und Ausbildungsschritten. Ein Ausbildungsabschluss stellt dabei eine berufliche Grundqualifikation dar, auf die sich weitere Qualifizierungsschritte (wie z.B. der Besuch der Berufsoberschule oder berufliche Weiterbildungsmöglichkeiten) aufsetzen lassen. Eine Ausbildung zu absolvieren bedeutet, Berufserfahrung zu sammeln um danach fundiert über weitere Qualifizierungen wie berufliche Fortbildung, Schulbesuch oder auch eine anspruchsvollere Zweitausbildung entscheiden zu können.

„Ich will auf jeden Fall eine Ausbildung beginnen, weil ich es irgendwie logischer finde, und ich will nicht mehr auf die Schule, ehrlich gesagt, ich hab’s irgendwie ein bisschen satt (lacht)... Aber ich will mich auch nach meiner Ausbildung auf jeden Fall weiterbilden, will auf die BOS, oder schauen wir mal wie es jetzt ist, kommt halt drauf an, was ich jetzt machen werde (...) Und, ja, ich find eigentlich Ausbildung viel logischer. (...) Und bei der Ausbildung ist es so, man hat eine abgeschlossene Erfahrung sozusagen, und man kann sich ja immer noch weiterbilden.“ (GD 5: Z. 17-25)

Für Jugendliche mit einem qualifizierenden Hauptschulabschluss besteht zudem der Vorteil, dass ihnen unter bestimmten Voraussetzungen[21] mit Ausbildungsabschluss der mittlere Schulabschluss zuerkannt wird und sie so ohne weiteren Besuch einer allgemeinbildenden Schule eine zusätzliche schulische Qualifikation erlangen. Für viele Jugendliche und junge Erwachsene ist die Wahl eines Ausbildungsberufes damit nicht zwingend gleichzusetzen mit der Wahl des Berufes, in dem sie später tatsächlich arbeiten werden. Einige Teilnehmer/innen äußerten sogar die Ansicht, eine Berufsausbildung habe den Charakter eines Ausprobierens und es sei nicht problematisch, wenn man in der Ausbildung merke, dass es nicht der richtige Beruf ist.

Ein häufig antizipiertes Phasenmodell besteht in der Abfolge *Ausbildung* und anschließendem erneuten Besuch einer berufs- oder allgemeinbildenden *Schule* mit dem Ziel eines höheren Schulabschlusses.

„Und nach dieser Ausbildung, die dauert zwei Jahre, nach den zwei Jahren hab ich eine zweite Fremdsprache gelernt und will damit auf die BOS und mein allgemeines Abitur nachholen)“. (GD 5: Z. 145-147)

Eine weitere aus Sicht der Jugendlichen und jungen Erwachsenen attraktive Abfolge besteht aus einer Berufsausbildung mit nachfolgendem Studium. Falls notwendig, muss für den Erwerb der Hochschulzugangsberechtigung noch ein weiterer Schulbesuch beispielsweise an einer Berufsoberschule zwischengeschaltet werden. Gerade bei dieser Planung ist es wenig wahrscheinlich, dass die Jugendlichen und jungen Er-

21 Voraussetzungen für den Qualifizierten Beruflichen Bildungsabschluss (Quabi) sind der qualifizierende Abschluss der Mittelschule (Quali) sowie der Abschluss der Berufsausbildung, mit der Durchschnittsnote von 3,0 oder besser und dem Nachweis von mindestens ausreichender (= Note 4) Englischkenntnisse (http://www.km.bayern.de/schueler/abschluesse/mittlererschulabschluss/mittelschule.html)

wachsenen später in ihrem gelernten Ausbildungsberuf arbeiten werden.

„Ich hab aber auch über eine Ausbildung nachgedacht, als Krankenschwester oder auch als OP-technische Assistentin, je nachdem, und dann hätte das eben auch eine Aufbesserung für den Medizinstudiengang gegeben. Also ich hätte halt die Ausbildung gemacht und danach Medizin studiert, mit dem Hintergedanken, dass eine Ausbildung schon Fachwissen einbringt fürs Studium. Aber das sind dann eben drei Jahre, die dafür draufgehen. Und das ist schon ziemlich viel, find ich. Wenn man danach dann wieder ins Studium einsteigen muss.“ (GD 4: Z. 251-257)

Zwar werden auch Nachteile dieser Planung von Ausbildung plus Studium gesehen wie die insgesamt lange Dauer oder der Verzicht auf ein gewohntes eigenes Einkommen während des Studiums; die Vorteile einer praktischen und theoretischen Ausbildung überwiegen jedoch in vielen Fällen. Die Verbindung von theoretischem und praktischem Lernen ist – unabhängig von der konkreten Ausgestaltung der geplanten beruflichen Wege – vielen Teilnehmerinnen und Teilnehmern wichtig. Ein gutes Verhältnis von Theorie und Praxis sehen sie als inhaltlich sinnvoll, aber auch als motivationsförderlich an. Motivationsprobleme könnten allenfalls auftreten, wenn es nach einer abgeschlossenen Berufsausbildung zurück in eine Phase reinen schulischen Lernens ginge.

Durch die Analyse des qualitativen Materials aus den Gruppendiskussionen ist es einerseits durchaus in Ansätzen gelungen, die bei den Jugendlichen, die in einer berufsbezogenen Entscheidungsfindung begriffen waren, vorliegende Präferenzordnung im Hinblick auf eine duale Ausbildung und die mit ihr konkurrierenden Anschlussoptionen abzubilden. Andererseits konnten Bedeutung und Präsenz von Agenten der Berufsorientierung sowie die ihnen gegenüber gehegten Anforderungen herausgearbeitet werden. Diese Aufschlüsse fügen sich z.T. in die Ergebnisse der quantitativen Reanalysen ein, die im zweiten Kapitel dargestellt wurden.

IV. Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen

Die vorliegende Studie stellte vorrangig die Frage nach dem Stellenwert dualer Ausbildungsgänge bei Jugendlichen unterschiedlicher Schulbildung und suchte aufbauend auf diesen Erkenntnissen nach Möglichkeiten, die Attraktivität der dualen Ausbildung zu erhöhen. Außerdem wurde das Themenfeld beruflicher Orientierungs- und Entscheidungsprozesse im Jugend- und jungen Erwachsenenalter im Dienste dessen auch dahingehend betrachtet, welche Erkenntnisse zur spezifischen Ansprache dieser Altersgruppe mit berufsbezogenen Themen zutage gefördert werden können. Aus der Literaturanalyse (Kapitel I), der Reanalyse von Großdatensätzen (Kapitel II) und den Gruppendiskussionen zum Thema „Schule und dann?“ (Kapitel III) lassen sich einige Schlussfolgerungen im Hinblick auf eine Steigerung der Attraktivität der dualen Ausbildung ableiten sowie Hinweise für eine zielgruppenspezifische Adressierung gewinnen, welche in praxisbezogene Handlungsempfehlungen münden.

In den vorangegangenen Kapiteln wurden anhand empirischer Quellen bereits die Potenziale und Ansatzmöglichkeiten für die Aufwertung dualer Ausbildungswege sichtbar. In diesem Abschnitt sollen die vorliegenden Befunde im Hinblick auf geeignete Ansätze zur Verfolgung dieser Intention interpretiert werden. Hierfür wurden Ergebnisse ausgewählt, von denen in wechselseitigem Bezug der drei genutzten Zugänge in ihrer Relevanz für die Praxis widerspruchsfreie Aussagen abgeleitet werden konnten.

1. Angebotsseitige Ansätze zur Attraktivitätssteigerung der dualen Ausbildung

Wie in den Darstellungen der vorangegangenen Kapitel deutlich wurde, sind in Bezug auf die Attraktivität der dualen Ausbildung zumindest zwei Seiten zu berücksichtigen. Einerseits ist angebotsseitig zu fragen, inwiefern die Rahmenbedingungen, die Qualität und die Ausgestaltung dualer Ausbildungsgänge verbessert werden können. Andererseits ist nachfrageseitig von Bedeutung, wie berufliche Qualifikationspotenziale bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen noch besser ausgeschöpft und die bestehenden Vorteile ihnen gegenüber deutlich gemacht werden können. In diesem Teilkapitel soll zunächst die Perspektive der Angebotsseite eingenommen werden, wenngleich viele Attraktivitätsaspekte nicht das duale Ausbildungssystem insgesamt betreffen, sondern in den verschiedenen Berufszweigen vielfach besondere Handlungsanforderungen bestehen.

1.1. Ausbildung und berufliche Perspektiven

Die mangelnde Attraktivität von Ausbildungsberufen in bestimmten Branchen und die daraus resultierenden Schwierigkeiten mit der Besetzung freier Ausbildungsplätze sind nachweislich auch eine Folge des schlechten Images von bestimmten Berufen. Beispielsweise haben vor allem jene Ausbildungsberufe Rekrutierungsprobleme, in deren Branchen die Vergütung zum Teil weit unter dem Durchschnitt liegt. Die Defizite – insbesondere im Hinblick auf die Ausbildungs- und Arbeitszeiten, das Betriebsklima, die Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten – sind auch offensichtlich für das schlechte Image bestimmter Ausbildungsberufe mit Rekrutierungsproblemen mitverantwortlich. Die in der Literatur vorzufindenden Vorschläge und Anregungen zur Erhöhung der Attraktivität der dualen Ausbildung setzen auch an der Qualität des „Produkts“ an. Vorgeschlagen werden Maßnahmen zur Verbesserung der dualen Ausbildung insgesamt oder in Teilbereichen, also in bestimmten Branchen und Berufen, in denen Qualitätsverbesserungen besonders geboten erscheinen. In Bezug auf die Qualität des eigentlichen Ausbildungsprozesses und im Hinblick auf bedeutsame Qualitätskriterien der betrieblichen Ausbildung und auf sinnvolle Qualitätssicherungssysteme und -entwicklungsprozesse sowie hinsichtlich der „Ausbildungsreife“ der Betriebe wird in der Literatur ein immenser Forschungsbedarf konstatiert. Die Potenziale im Hinblick auf die Gewinnung von Auszubildenden bestehen daher in erster Linie in den von den Jugendlichen nachgefragten Berufsbildungsgängen mit hoher Qualität (siehe dazu Abschnitt 2.3.2 sowie 2.4 in Kap. I). Vielen Jugendlichen gilt eine duale Ausbildung jedoch als „Sackgasse“ mit begrenzten Karriereperspektiven. Auch um Absolventinnen und Absolventen höherer Bildungsgänge für eine duale Ausbildung zu gewinnen, sollten Hürden für anschließende Qualifikationen gesenkt werden – wie z.B. in Bezug auf Meisterlehrgänge sowie auf die Durchlässigkeit in tertiäre Bildung.

1.2. Verbesserung der betrieblichen Stellung von Auszubildenden

Wie im ersten Kapitel dargestellt (vgl. Abschnitt 2.3.2), ist die betriebliche Position von Auszubildenden an

sich mit Konnotationen behaftet, die Anhaltspunkte für Handlungsbedarfe liefern, um duale Ausbildung für junge Menschen attraktiver zu gestalten. Zunächst ist dabei die Absicherung der Auszubildenden gegen Risiken zu nennen, die ihnen im Falle einer wirtschaftlich schwierigen Situation des Ausbildungsbetriebs – bis hin zur Insolvenz – entstehen. Hier müssen Ausfalllösungen institutionalisiert werden, die eine Fortsetzung der Ausbildung garantieren. Darüber hinaus sind Anstrengungen für ein Qualitätsmanagement der Kammern in Bezug auf die Einhaltung von Ausbildungsstandards in den Lehrbetrieben zu intensivieren. So sollten die – gerade angesichts des hohen Anteils produktionsorientierter Lehrstellen – verbreiteten ausbildungsfremden Tätigkeiten reduziert werden. Darüber hinaus würde eine Stärkung der Rolle von Auszubildendenvertretungen als Interessenorganisation der Verbesserung der innerbetrieblichen Stellung sowie der Verhandlungsposition der Auszubildenden dienen.

Als attraktiver Gesichtspunkt, der für die Ergreifung einer dualen Ausbildung spricht, wurde sowohl in den quantitativen Daten als auch in den Gruppendiskussionen verschiedentlich die damit verbundene materielle Unabhängigkeit genannt (vgl. Kap. II, Abschnitt 2.2 sowie Kap. III, Abschnitt 4). Angesichts der Entwicklung im Bereich der Mindestlöhne darf diese, für die duale Ausbildung günstige, Anreizstruktur nicht verlorengehen. Eine Ausnahme Minderjähriger von den Mindestlohnvorgaben scheint dafür auch vor dem Hintergrund ungeeignet, dass das heutige durchschnittliche Eintrittsalter in die (nicht-tertiäre) berufliche Erstausbildung sich jenseits der Volljährigkeit bewegt (Lex/Zimmermann 2012). Vielmehr gilt es hierbei, das Bedürfnis nach finanzieller Eigenständigkeit gegenüber den Eltern durch höhere Ausbildungsvergütungen stärker zu berücksichtigen.

1.3. Nutzung der Möglichkeiten dualer Studiengänge

Die Ergebnisse aus den Gruppendiskussionen mit den Jugendlichen legen nahe, dass Gymnasiastinnen und Gymnasiasten aber auch Schüler/innen an Fachoberschulen oftmals ein wenig positives Bild von der dualen Ausbildung haben. Das ist nur zum geringeren Teil ein Imageproblem, denn wie die Reanalysen der HIS-Daten zeigen, schneidet im Vergleich zu einem Hochschulstudium die duale Ausbildung in praktisch allen für die berufliche Entscheidungsfindung relevanten Bereichen schlechter ab (siehe Abschnitt 2.2 Kap. II). Gymnasiastinnen und Gymnasiasten unter diesen Voraussetzungen für eine duale Ausbildung zu begeistern, erscheint derzeit schwierig. Am ehesten wären sie daher für ein duales Studium zu interessieren. Diese Option ermöglicht eine Verknüpfung von theoretischem und praktischem Lernen und den Erwerb sowohl einer Berufsausbildung als auch eines Studienabschlusses als wertvolle Doppelqualifikation (ausbildungsintegrierende duale Studiengänge). Für die Betriebe erhöhen sich damit die Chancen, junge Erwachsene nach Abschluss des dualen Studiums im Betrieb als Mitarbeiter/innen zu binden. Diese Vorteile eines dualen Studiums für beide Seiten müssen deutlicher herausgearbeitet und propagiert werden. Zwar haben duale Studiengänge in den letzten Jahren deutliche Zuwachsraten zu verzeichnen; quantitativ hat sich das duale Studium trotz der positiven Perspektiven jedoch bislang nicht etablieren können, obwohl es bei den Schulabsolventinnen und -absolventen sehr beliebt ist. Auch Unternehmen äußern zwar eine hohe Präferenz für duale Studiengänge, können oder wollen aber die durchaus hohe Nachfrage nicht befriedigen. Dies liegt u.a. auch an dem hohen organisatorischen Aufwand, der für Hochschulen und Unternehmen mit der Einrichtung und Durchführung ausbildungsbegleitender Studiengänge verknüpft ist. Hier besteht für beide Seiten ein Bedarf an Vereinfachungen bzw. institutioneller Unterstützung.

2. Nachfrageseitige Handlungsansätze zur Erhöhung der Attraktivität der betrieblichen Ausbildung

In diesem Teilkapitel stehen solche Handlungsmöglichkeiten im Mittelpunkt, welche die subjektiven Wahrnehmungen auf Seiten der Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu verändern suchen – teils indem unzutreffende Annahmen über Nachteile der dualen Ausbildung ausgeräumt oder indem duale berufliche Qualifizierungswege mit all ihren Vorteilen stärker ins Blickfeld von potenziell Ausbildungsinteressierten gerückt werden.

2.1. Erschließung neuer Zielgruppen

In der Literatur wird durchgängig eine nach wie vor hohe Attraktivität der dualen Ausbildung konstatiert und zwar vor allem bei der klassischen Zielgruppe der Jugendlichen mit Hauptschulabschluss. Sowohl die Reanalyse der einbezogenen Datensätze als auch die Gruppendiskussionen haben gezeigt, dass an Schulformen, die zum Hauptschulabschluss führen, Pläne in Richtung duale Ausbildung nach wie vor der Regelfall sind. Es sind vor allem *männliche Jugendliche mit Hauptschulabschluss*, die zum Großteil schon von sich aus eine duale Berufsausbildung anstreben und kaum Alternativen in Betracht ziehen. Die gängigen betrieblichen Rekrutierungsstrategien und Selektionsmechanismen führen jedoch dazu, dass gerade diese „klassischen" Potenziale für die duale Ausbildung nicht ausgeschöpft werden (siehe Abschnitt 5 Kap. II). Das gilt verstärkt für Jugendliche mit Migrationshintergrund. Von den Betrieben, die ein mehrstufiges Auswahlverfahren einsetzen, werden Jugendliche mit Hauptschulabschluss systematisch benachteiligt, sodass für sie die Teilnahme an Einstellungstests als auch Vorstellungsgesprächen und damit eine Überwindung der entscheidenden Hürden unwahrscheinlicher wird.

Gleichzeitig bestehen erhebliche Disparitäten im Hinblick auf die Ausbildungschancen junger *Menschen mit und ohne Migrationshintergrund*, denn auch bei gleichen schulischen Voraussetzungen sind die Chancen zur Erlangung eines Ausbildungsplatzes von Jugendlichen mit Migrationshintergrund signifikant niedriger als bei Jugendlichen ohne Migrationshintergrund. Die Chancenunterschiede sind auch nicht durch unterschiedliche Berufspräferenzen zu erklären, sondern auf „betriebliche Sortierlogiken" zurückzuführen.

Insbesondere die Reanalyse ausgewählter Datensätze hat zusätzliche Potenziale für die Vermittlung in eine duale Ausbildung aufgezeigt. In erster Linie sind die Abgängerinnen und Abgänger zu nennen, die nach der 9. oder nach der 10. Klasse (beabsichtigt oder unfreiwillig) in eine *berufsvorbereitende Maßnahme* gelangen, ohne dass sie nach deren Beendigung in eine Berufsausbildung einmünden können. Im Zuge der demografischen Entwicklung wird für das duale Ausbildungssystem ferner die Gruppe der Jugendlichen immer bedeutsamer, die infolge sozialer Benachteiligungen einer spezifischen Förderung bedürfen. Die Berufsbildung hat dem Umstand Rechnung zu tragen, dass sich Jugendliche im Hinblick auf ihre Leistungs- und Motivationsvoraussetzungen bei der Einmündung in eine Ausbildung unterscheiden. Vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung muss es gelingen, die Begabungspotenziale auf allen Ebenen des Bildungssystems besser auszuschöpfen. Die berufliche (und damit gesellschaftliche) Integration dieser Zielgruppen mit besonderem Förderbedarf verlangt allerdings zusätzliche Anstrengungen aller involvierten Institutionen.

Es gibt beträchtliche Anteile Jugendlicher insbesondere mit Hauptschul- und mittleren Bildungsabschlüssen, die zwar unmittelbar nach Beendigung der allgemeinbildenden Schule den Anschluss einer betrieblichen Ausbildung planen, diesen aber nicht im ersten Anlauf realisieren (können), ohne dass ihnen die Voraussetzungen für die Aufnahme einer Berufsausbildung fehlen würden. Durch Umorientierungen auf andere (Aus)Bildungswege während des Absolvierens erforderlich werdender Überbrückungs- bzw. Zwischenschritte nach der Schule geht ein Teil dieser Jugendlichen für eine duale Ausbildung verloren (vgl. Abschnitt 3.2 Kap. II). Um das Potenzial ausbildungswilliger Schulabsolventinnen und -absolventen besser auszuschöpfen, gilt es den Missmatch zwischen den Ausbildungsplänen der Jugendlichen und den verfügbaren Ausbildungsplatzangeboten zu verringern.

Zusätzliche Potenziale für das duale Ausbildungssystem gibt es aber auch am anderen Ende des Bildungsspektrums. In den letzten Jahren ist eine relative Zunahme von Jugendlichen mit Studienberechtigung zu verzeichnen. Dieser Trend wird sich auch in den kommenden Jahren fortsetzen. Die Reanalyse der Datensätze hat gezeigt, dass für einen nicht unerheblichen Teil dieser Jugendlichen die duale Ausbildung im letzten Schuljahr durchaus eine Option darstellt. Das gilt insbesondere für Jugendliche, die ihre Hochschulzugangsberechtigung an beruflichen Schulen erworben haben. Allerdings wird die Option duale Berufsausbildung von Jugendlichen mit Studienberechtigung vergleichsweise

selten realisiert (siehe Tab. 13 in Kap. II). Speziell im Hinblick auf diese Zielgruppe müssen daher Strategien zur Stärkung der Attraktivität der dualen Ausbildung darauf abzielen, die Wahrnehmung der Berufsausbildung als Trajekt ohne weitere Aufstiegsmöglichkeiten und mit geringem Prestige zu entkräften. Als weitere Vorteile einer dualen Ausbildung sollten ein großer *Praxisbezug* und die Aussicht auf eine *selbständige* und *selbstverantwortliche Tätigkeit* hervorgehoben werden.

Innerhalb der größer werdenden Gruppe der Jugendlichen mit Studienberechtigung stellen ferner jene Jugendlichen, die ihr Studium vorzeitig oder ohne Abschluss beenden und auch kein weiteres Studium beginnen, ein wichtiges Reservoir für die duale Ausbildung dar. So erscheint es in Anbetracht einer Studienabbruchquote von ca. 30 Prozent geboten, sich auch darauf zu fokussieren, wie man diesen Jugendlichen und jungen Erwachsenen ohne Studien- bzw. Berufsabschluss Alternativen im Rahmen einer dualen beruflichen Ausbildung anbieten kann. Studienabbrecher/innen haben vielfach die Möglichkeit, einen Berufsabschluss in stark verkürzter Zeit zu erlangen. Es handelt sich dabei jedoch um nicht koordinierte Initiativen einzelner Kammerbezirke und/oder Arbeitsagenturen. Die unterfränkische Handwerkskammer beispielsweise bietet in einem Pilotprojekt Studienabbrecherinnen und -abbrechern eine verkürzte Lehre mit gleichzeitiger Weiterbildung zum Meister an. Die IHK Berlin will Studienabbrecherinnen und -abbrechern die Möglichkeit geben, einen Berufsabschluss als Mechatroniker/in, Fachinformatiker/in für Systemintegration oder Immobilienkaufmann/-frau in stark verkürzter Zeit zu erlangen. Eine ähnliche Initiative startete die Handwerkskammer Münster gemeinsam mit der zuständigen Arbeitsagentur. Auch (Weiter) Bildungsträger haben vielfach Spezialangebote für Studienabbrecher/innen im Programm. Solche Initiativen müssten stärker koordiniert, normiert und flächendeckend implementiert werden. Grundsätzlich gilt, dass die Kenntnis differenzierter Merkmale der für eine duale Ausbildung erreichbaren Jugendlichen bei der Erschließung zusätzlicher beruflicher Qualifizierungspotenziale von größter Bedeutung ist.

2.2. Breitere Berufsorientierung an Schulen

Der besuchte Schultyp und der daraus resultierende Schulabschluss determinieren die berufliche Allokation und damit notwendigerweise die Art und Weise der künftigen Lebensführung insgesamt in entscheidendem Ausmaß. Alle einschlägigen Studien zeigen, dass Lehrkräfte zumindest potenziell zu den wichtigen sozialen Ressourcen von Jugendlichen auch im Hinblick auf ihre beruflichen Orientierungen und Entscheidungen zählen. Der Schule kommt insofern prinzipiell eine zentrale Rolle bei der Förderung der Berufsorientierung und -wahlreife von Schülerinnen und Schülern zu. Hervorzuheben ist vor allem die große Bedeutung der Lehrer/innen als Beratungsinstanzen gerade für Jugendliche mit *Migrationshintergrund* sowie für *Hauptschüler/innen*, was die Kompensationsfunktion institutioneller Berufsorientierungsakteure bei geringerem Unterstützungspotenzial des familiären Umfelds unterstreicht (siehe dazu Abschnitt 4.1 Kap. II). Ganz im Gegensatz zur nahezu flächendeckend vorhandenen Nachfrage gibt es jedoch eine beträchtliche Varianz, was das Angebot, also Qualität und Quantität der Berufsorientierung und Übergangsplanung an einzelnen Schulen und Klassen betrifft. Untersuchungen des DJI belegen beträchtliche Unterschiede in der Nennungshäufigkeit von Lehrerinnen und Lehrern als Ratgeber für den weiteren (Aus)Bildungsweg zwischen vergleichbaren Schulen ein und derselben Städte. Die Jugendlichen haben also offenbar recht unterschiedliche Chancen, im Rahmen des Schulunterrichts mit berufswahlrelevanten Informationen versorgt zu werden. Dieses Gefälle kann für alle Schultypen beobachtet werden. Auch die Gruppendiskussionen haben gezeigt, dass die Schule in ihren berufsorientierenden Aktivitäten von den Jugendlichen als zu „theorielastig“ und zu wenig lebensweltorientiert wahrgenommen wird. Kritisiert wird ein mangelndes Engagement der Schulen beim Thema Berufsorientierung. Lehrer/innen blieben in vielen Fällen abstinent und würden die Jugendlichen nicht in ihren beruflichen Plänen begleiten und unterstützen. Auch die Reanalysen ausgewählter Datensätze bestätigen, dass Absolventinnen und Absolventen allgemeinbildender Schulen sich häufig ungenügend auf den weiteren (Aus)Bildungsweg vorbereitet sehen. Eine ausreichende, systematische Berufsorientierung ist, wie sowohl die Reanalysen von Datensätzen als auch die Gruppendiskussionen gezeigt haben, insbesondere in der *gymnasialen Oberstufe* deutlich unterentwickelt. An Gymnasien wird Berufsorientierung außerdem häufig – wenn überhaupt – als reine *Studienorientierung* vermittelt. Eine Einengung auf einen favorisierten Bildungsweg (in diesem Fall ein Studium) wird jedoch der Heterogenität sowohl der Schülerschaft als auch der Ausbildungsmöglichkeiten nicht gerecht. Berufsorientierung sollte vielmehr der Vielfalt an Bildungserfahrungen, Bildungsplänen und Bildungsmöglichkeiten Rechnung tragen. Insofern bieten Kampagnen zur Unterstützung einer pluralen *Berufsorientierung an Gymnasien* die Möglichkeit, die Attraktivität innovativer zukunftsträchtiger Berufe im dualen Ausbildungsgang als mögliche Alternativen oder auch sinnvolle Zwischenschritte ins Blickfeld von Gymnasiastinnen und Gymnasiasten zu rücken. Auch in der Literatur wird eine stärkere Reflexion berufsorientierender Erfahrungen im Unterricht speziell an Gymnasien

angemahnt, da der Gymnasialunterricht derzeit kaum als relevant für die Berufs- und Studienwahl eingeschätzt wird und die schulische Berufsorientierung als deutlich verbesserungswürdig im Hinblick auf die Festigung der Erfahrung für das eigene Selbstkonzept erscheint.

Die Vernachlässigung der Berufsvorbereitung und -orientierung an vielen allgemeinbildenden Schulen – von der Hauptschule bis zum Gymnasium – ist vor allem deswegen bedenklich, weil die Pflichtschule letztlich die einzige Möglichkeit bietet, Informationen über die beruflicher Bildung gezielt, systematisch und ohne Streuverluste *allen* Jugendlichen zu vermitteln. Die überwiegend an ausgewählten Hauptschulen durchgeführten Förderprogramme zur vertieften Berufsorientierung zu der auch die Initiative Bildungsketten des BMBF zählt, ist ein wichtiger Schritt in diese Richtung. Die Berufsorientierung muss insbesondere Entwicklungsoptionen der dualen Ausbildung wie die Meisterprüfung, interessante berufliche Tätigkeitsfelder und -profile sowie die Aussicht auf die Besetzung von Leitungspositionen deutlicher vermitteln. Mit Blick speziell auf die Gymnasien gilt, dass die Reduktion der schulischen Orientierungsangebote auf ein Hochschulstudium bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Möglichkeiten einer dualen Ausbildung aus Sicht der Jugendlichen als ausgeprägtes Desinteresse oder sogar als mehr oder weniger direkte Ablehnung dualer Ausbildungsmöglichkeiten seitens der Schulen interpretiert werden muss. Um die duale Ausbildung für Schüler/innen mit Aussicht auf das (Fach)Abitur attraktiver zu machen, sind Strategien notwendig, die die beruflichen Optionen und die Aufstiegs- und Weiterbildungsmöglichkeiten deutlicher adressieren, als dies bisher geschieht. Angeregt werden sollten ferner die Durchführung und der Besuch von *ausbildungsbezogenen Informationsveranstaltungen*, die auch bei der Zielgruppe der Jugendlichen mit (Fach) Abitur eine positive Wirkung entfalten dürften.

2.3. Stärkere Präsenz von Betrieben an Schulen

Hochschulinformationstage sind für viele Schüler/innen mit Studienberechtigung nachweislich eine wichtige und nützliche Informationsquelle. In den Gruppendiskussionen wurde auch deutlich, dass Universitäten an Gymnasien und Fachhochschulen sehr präsent sind, indem sie beispielsweise über Studienmessen auf ihre Angebote aufmerksam machen. Betriebe hingegen sind in vielen Schulen (insbesondere an Gymnasien) kaum sichtbar. Um junge Menschen für sich zu interessieren, wäre dies jedoch notwendig oder zumindest ein erfolgversprechender Weg zur direkten Kontaktaufnahme mit potenziellen Auszubildenden. Durch Instrumente wie Berufsmessen oder einzelne Betriebspräsentationen könnte die Distanz zwischen den Schülerinnen und Schülern und den Betrieben verringert oder überbrückt werden. Eine weitere Möglichkeit, Betriebe in die Schulen zu holen, wäre der Einsatz von Personen aus betrieblichen Kontexten im Rahmen von *Mentorenprogrammen*. Mentorinnen und Mentoren können für Schüler/innen in der Phase der beruflichen Orientierung ein realistisches Bild von Betrieben als Ausbildungs- und Arbeitsorte vermitteln.

2.4. Stärkung der Attraktivität der dualen Ausbildung im Vergleich zum Hochschulstudium

Zur Gewinnung von Hochschulzugangsberechtigten für sekundäre berufliche Bildungswege liegen die Ansatzmöglichkeiten an der Weichenstellung zwischen einer anspruchsvollen dualen bzw. beruflichen Ausbildung sowie einem Studium. Ein Handlungsbedarf in der Richtung, die duale Ausbildung stärker publik zu machen, besteht vor allem an Schulformen, die zur Hochschulreife führen, denn deren Schüler/innen planen nur in Ausnahmefällen die Aufnahme einer dualen Berufsausbildung. In der Regel ist ein Studium die Referenzoption der Gymnasiastinnen und Gymnasiasten. Ein Studium ist aus Sicht der Gymnasiastinnen und Gymnasiasten der folgerichtige Anschluss an die Schulzeit und wird grundsätzlich als anspruchs-voller wahrgenommen als eine Berufsausbildung. Insofern ist es nachvollziehbar, dass eine berufliche Orientierung hin auf duale oder schulische Ausbildungsberufe an Gymnasien offenbar kaum stattfindet und die Vertreter/innen gymnasialer Bildungseinrichtungen gerne betonen, das Bildungsziel des Gymnasiums sei die Aufnahme eines Studiums. Die Vorteile eines Hochschulstudiums im Vergleich zu einer beruflichen Ausbildung sind den Jugendlichen bewusst, die das (Fach)Abitur anstreben, wie auch die Gruppendiskussionen gezeigt haben. Zu diesen Vorteilen zählen insbesondere

- eine spätere Statuspassage,
- mehr Berufsoptionen,
- bessere Aussichten auf ein höheres Einkommen und eine Führungsposition,
- ein deutlich geringeres Arbeitslosigkeitsrisiko.

Eine duale Ausbildung wird von den Schülerinnen und Schülern gymnasialer Bildungsgänge als wenig zukunftsträchtig gesehen, als „berufliche Sackgasse", als Hindernis auf dem Weg zu einem guten Einkommen und als minderwertig bezogen auf das Berufspresti-

ge. Zwar stellt eine duale Ausbildung für einen Teil der Gymnasiastinnen und Gymnasiasten im letzten Schuljahr durchaus eine Option dar, die jedoch aus den genannten Gründen eher selten realisiert wird. Alle Strategien zur Erhöhung der Attraktivität der dualen Ausbildung speziell bei dieser Zielgruppe müssen daher gerade auch vor dem Hintergrund der Unterschiede zwischen einem Hochschulstudium und einer dualen Ausbildung im Hinblick auf Einkommen, Prestige und Aufstiegschancen in leitende Positionen entwickelt werden.

Auch zielgruppenbezogen bieten sich vielfältige Möglichkeiten, auf die spezifischen Berufswahlmotive der Adressatengruppen so einzugehen, dass die Attraktivität dualer Ausbildungsgänge durch die Zerstreuung von Vorurteilen und das Unterstreichen geschätzter Konnotationen gesteigert werden kann. Vor allem *Unabhängigkeit* und *Praxisnähe* sprechen auch bei Schülerinnen und Schülern des höchsten Leistungssegments durchaus für eine duale Ausbildung. Dabei sollte das Anliegen verfolgt werden, die Option der betrieblichen Ausbildung als beachtenswerte Alternative zum Studium stärker in das Entscheidungsspektrum der angehenden Abiturientinnen und Abiturienten zu rücken.

2.5. Stärkung des Stellenwerts schulbegleitender Betriebspraktika auch an Gymnasien

Viele Studien zeigen, dass Betriebspraktika von den Jugendlichen als sehr bekannte, häufig genutzte und äußerst hilfreiche Informationsquelle gewertet werden. Praktika in Betrieben und Unternehmen haben für die Jugendlichen in vielen Fällen eine ganz zentrale Orientierungsfunktion. Sie eröffnen ferner als äußerst positiven „Nebeneffekt“ nicht selten einen direkten Zugang zu einem Ausbildungsplatz. Die Reanalysen ausgewählter Datensätze haben ergeben, dass Betriebspraktika insbesondere bei Jugendlichen mit niedriger schulischer Qualifikation und schlechten schulischen Leistungen als Türöffner dienen, indem sie so genannte „Klebeeffekte“ bewirken. Aber auch bei Studienberechtigten mit Studienabsicht trägt das Absolvieren eines Praktikums häufig zur Entscheidungsfindung bei. Praktika zählen somit zu den adäquaten Vorfeldmaßnahmen und Unterstützungsinstrumenten für Jugendliche am Übergang Schule – Beruf. Die Gruppendiskussionen haben bestätigt, dass Betriebspraktika eine von vielen Jugendlichen positiv erlebte Berufsorientierungsstrategie darstellen. Betriebspraktika sollten daher an *allen* Schulformen (vor allem auch an Gymnasien) einen deutlich höheren Stellenwert erhalten, worauf in geeigneten Kampagnen oder anderen PR-Maßnahmen unter Einbeziehung relevanter Akteure hingewirkt werden könnte. Über ein gezieltes Angebot an betrieblichen Praktikumsplätzen in attraktiven Berufsfeldern und Unternehmen könnte die Schülerinnen und Schüler die Vielfalt anspruchsvoller Berufstätigkeiten, die mit einer dualen Ausbildung zugänglich sind, selbst erleben.

3. Hinweise für eine zielgruppenspezifische Ansprache

Gerade für die im zweiten Abschnitt dieses Kapitels dargestellten nachfrageseitigen Ansätze zur Steigerung der Attraktivität dualer Ausbildungsgänge sollen zuletzt Hinweise für die Erreichung der relevanten Zielgruppen gegeben werden, die den zusammengetragenen Befunden entnommen werden können. Dabei bieten sich nicht nur direkte Zugangswege an, sondern auch Berufsorientierungsinstanzen aus dem sozialen Nahraum der Jugendlichen.

3.1. Zeitpunkt

Die Auseinandersetzung mit beruflichen Fragen erfolgt in hohem Maße in Abhängigkeit von der *biografischen Situation* der Jugendlichen und weniger in bestimmten Altersgruppen. Die Jugendlichen mit Hauptschul- oder vergleichbaren Abschlüssen sind vor allem *im letzten Schuljahr* offen für eine berufsbezogene Adressierung, da zu diesem Zeitpunkt die Entscheidungsfindung noch in vollem Gange ist. Ein geeignetes Zeitfenster für die Adressierung berufsbezogener Botschaften besteht im letzten Halbjahr vor Beendigung der Schule. Bei angehenden Absolvent/innen mit *Mittlerer Reife* beginnt die Planungsphase dagegen bereits einige Monate früher, meistens bereits im vorletzten Schuljahr. Auch die Phase von drei Jahren nach dem Schulabschluss, in der insbesondere benachteiligte Jugendliche keinen Zugang zu einer Ausbildung finden, könnte verstärkt zur Ansprache im Hinblick auf ggf. sozialpädagogisch unterstützte duale Ausbildungsformate genutzt werden. Insgesamt weisen die Ergebnisse des DJI-Übergangspanels darauf hin, dass selbst bei Absolventinnen und Absolventen der niedrigeren Leistungsniveaus mit einer hohen Ausbildungsneigung die Einmündung in eine Berufsausbildung in der Regel maximal innerhalb von sechs Jahren nach Verlassen der Schule vonstattengeht. Angesichts des Befundes, dass sich Jugendliche vor der 9. Klasse beruflichen Themen gegenüber eher unzugänglich zeigen, grenzt dies die bestehenden Möglichkeiten einer berufsbezogenen Adressierung – unter Beachtung der jeweiligen schulischen bzw. berufliche Situation – auf die Altersgruppe der etwa 14- bis 22-Jährigen ein.

Die Entscheidung für einen Beruf wird häufig durch den Verbleib im Schulsystem hinausgezögert und auf später verschoben. Die von den Jugendlichen nach dem Wegfall von Wehr- und Zivildienst zunehmend für Orientierungsphasen im Sinne eines Moratoriums genutzten *Freiwilligenjahre* könnten auch in spezifischer Form zur Entwicklung von Ansätzen für eine Ansprache einbezogen werden.

Die Reanalyse ausgewählter Datensätze hat ferner gezeigt, dass sich im Zeitverlauf – und damit in Abhängigkeit von der Konkretisierung des Informationsgegenstandes bzw. -ziels im Rahmen des Berufsorientierungsprozesses – die Bedeutung von Informationsmöglichkeiten durch die Schüler/innen verändert. Mit zunehmender *Konkretisierung des Berufsfindungsprozesses* gewinnen *institutionelle Akteure* (Arbeitsagentur, Jobcenter, Berufsberatung, BIZ), aber auch die *Medien* gegenüber Akteuren des sozialen Nahraums *an Bedeutung*.

3.2. Zielgruppe Jugendliche

Die Zielgruppen für eine themenbezogene Ansprache sind sehr heterogen. Es sind vor allem drei Merkmale, die dabei zu beachten sind:

- das Bildungsniveau (indiziert durch den Schulabschluss),
- das Geschlecht,
- der Migrationshintergrund.

Die Analysen zu den motivationalen Grundlagen von Berufswahlprozessen veranschaulichen sowohl in Abhängigkeit von den *Bildungsniveaus* als auch von den Merkmalen *Geschlecht* und *Migrationshintergrund* signifikante Unterscheide, die bei der speziellen Ansprache der einzelnen Teilgruppen Beachtung finden sollten und zwar insbesondere in Bezug auf die Hervorhebung bestimmter Vorteile und Vorzüge einer dualen Ausbildung. Grundsätzlich haben vor allem *männliche Jugendliche mit niedrigeren Bildungsabschlüssen* eine *hohe Affinität* zur dualen Ausbildung. Zudem sind Potenziale von Jugendlichen, die verstärkt für eine duale Ausbildung interessiert werden könnten, auch in den Zielgruppen mit *höheren Schulabschlüssen* sowie bei *jungen Frauen* zu finden.

Für Jugendliche des *Hauptschulbildungsganges* haben bei der Wahl des Ausbildungsberufs die Aussichten, überhaupt einen Ausbildungsplatz zu bekommen sowie ein positives *Arbeitsklima* im künftigen Kollegenkreis eine deutlich größere Bedeutung als bei Jugendlichen in höheren Bildungsgängen. Das Potenzial des angestrebten Berufs zur *Selbstverwirklichung* und die mit dem Beruf antizipierten *Verdienst- und Karrieremöglichkeiten* sind dagegen bei den künftigen *Abiturientinnen und Abiturienten* wichtiger als bei Schülerinnen und Schülern im Haupt- bzw. Realschulbildungsgang.

Jungen haben eher eine *extrinsische* Arbeitsorientierung, d.h. sie legen eher Wert auf einen hohen Verdienst, Arbeitsplatzsicherheit und Karrieremöglichkeiten. Mädchen sind eher *intrinsisch* orientiert und legen mehr Wert auf inhaltliche Interessen und Spaß am Beruf.

Differenzen in der Zustimmung zu einzelnen Berufswahlmotiven in Abhängigkeit vom *Migrationshintergrund* sind insbesondere durch Unterschiede zwischen den Geschlechtern bedingt. Danach spielt für *Schüler mit Migrationshintergrund* der *Verdienst* eine vergleichsweise große Rolle bei der Auswahl des Berufs, die *Respektierung durch den Beruf* und *Karrieremöglichkeit* sind für *Schülerinnen mit Migrationshintergrund* besonders wichtig.

Wenngleich die Besonderheiten zwischen den Teilgruppen oft nur graduelle Unterschiede ausmachen, wurden diese durch die vorgenommenen Analysen dennoch als signifikant gesichert. Diese Befunde bieten demnach durchaus die Möglichkeit der spezifischen berufsbezogenen Ansprache bestimmter Zielgruppen anhand der bei ihnen – wenn auch nur der Tendenz nach – stärker bzw. schwächer ausgeprägten Merkmale.

3.3. Zielgruppe Eltern

Alle einschlägigen Studien zeigen, dass vor allem in einer frühen Phase der Berufsorientierung die *Primärkommunikation* (vor allem mit Eltern und Peers) die am häufigsten genutzte, aber auch wichtigste und nützlichste (und wohl auch folgenreichste) Form der Informationsgewinnung darstellt, wenn es um Informationen über berufliche Möglichkeiten geht. Das gilt für alle Leistungsniveaus, für Schüler/innen aller Schultypen und auch über alle Milieus und Lebenswelten hinweg. Dieser Befund, der auch in den Gruppendiskussionen bestätigt wurde, legt die Strategie nahe, nicht nur die Jugendlichen selbst, sondern auch ihre direkten Bezugspersonen (insbesondere die Eltern) mit berufs(wahl)relevanten Informationen zu versorgen. Das gilt insbesondere für die Milieus der Migtrantinnen und Migranten und/oder die so genannten „bildungsfernen" Milieus, in denen es nachgewiesenermaßen große Informationsdefizite gibt, was das Bildungs- und Ausbildungssystem in Deutschland und mithin die individuellen Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten und deren Optimierung betrifft. Die Reanalyse ausgewählter Datensätze hat gezeigt, dass Jugendliche durch Akteure des sozialen Nahraums (insbesondere die Eltern) möglicherweise sogar besser angesprochen werden können, weil die Glaubwürdigkeit dieser „Informationsquellen" sehr hoch ist und hier in der Regel ein großes Vertrauensverhältnis besteht. Die Diskrepanz zwischen der großen Bedeutung familialer Bezugspersonen und ihrer oft nur eingeschränkten Auskunftsfähigkeit müsste jedoch zunächst dadurch verringert werden, dass diese Bezugspersonen selbst durch Informationsangebote adressiert werden. Wie beschrieben, sind es vor allem Jugendliche mit Migrationshintergrund – und hier insbesondere solche türkischer Herkunft –, bei denen die Eltern in dieser frühen und wichtigen Phase einen besonders großen Einfluss ausüben. Sie sollten über das duale Ausbildungssystem Bescheid wissen, um ihre Kinder dahingehend besser unterstützen zu können. Auch was die stärkere Einbeziehung der Eltern (z.B. in Form von Elternabenden oder Elterngesprächen) in die Phase der Berufsorientierung und -wahl ihrer Söhne und Töchter betrifft, ist die Schule die zentrale Instanz, zumindest solange die Kinder noch schulpflichtig sind.

3.4. Informationsquellen

Mit fortschreitendem Prozess der beruflichen Orientierung verändert sich die Relevanz der für die Berufswahl wichtigen Informationsquellen. Mit zunehmender Konkretisierung verliert das soziale Umfeld zugunsten *institutioneller Informationsquellen* an Bedeutung. Hierzu zählen Praktika, Berufsberatung, Berufsinformationszentren (BIZ), Informationstage an Hochschulen sowie Medien. In Abhängigkeit von den Merkmalen Geschlecht, Migrationsstatus sowie Bildungsniveau zeigen sich unterschiedliche Prioritätensetzungen in Bezug auf die Wichtigkeit einzelner Informationsquellen für die Berufswahl. Diese gilt es bei der Adressierung von Botschaften im Rahmen von Kampagnen zur Erhöhung des Anteils Jugendlicher in der dualen Ausbildung zu berücksichtigen.

Das Merkmal, welches das Informationsverhalten am deutlichsten beeinflusst, ist das *Bildungsniveau*. Von den Jugendlichen mit *Hochschulzugangsberechtigung* wird eine relativ breite Palette unterschiedlicher Informationsquellen für die eigene Studien- bzw. Ausbildungsplanung genutzt, aber in Bezug auf ihren Nutzen recht unterschiedlich bewertet. Insbesondere Quellen, die *konkrete, fachkundige, entscheidungsrelevante Informationen* ermöglichen, werden von einer Mehrheit als (sehr) hilfreich beurteilt: Internet, spezifische Literatur, persönliche Erfahrungen im Berufsfeld, Informationstage/Schnupperstudium, Messen, Fachtagungen, Workshops.

Somit bieten sich diese Medien in besonderer Weise an, um über entsprechende Botschaften Einfluss auf die Entscheidungsfindung zu nehmen.

Zwar nimmt die Bedeutung medial vermittelter Informationen mit dem Alter und dem Bildungsniveau zu, jedoch erscheint die *Herstellung von direkten Kontakten zu Jugendlichen in beruflichen Ausbildungs-*

gängen sowie zu *Fachkräften* in den entsprechenden Arbeitsbereichen ein vielversprechender Ansatz zu sein, um auch Jugendlichen im oberen Leistungsniveau die Attraktivität dualer Ausbildungsgänge nahezubringen. In diesem Zusammenhang sei bezogen auf eine Adressierung dualer Ausbildungsmöglichkeiten speziell an der gymnasialen Oberstufe nochmals auf die Bedeutung von Betriebspraktika, Unternehmenspräsenz und einer gezielten *Berufs*orientierung hingewiesen, die über eine reine *Studien*orientierung hinausgeht.

Leistungsschwächere Jugendliche mit Hochschulzugangsberechtigung mit Tendenz zu einer beruflichen Ausbildung nennen häufiger *praxisbezogene* Informationsquellen (Praktika, Behörden, Betriebe, Wirtschafts- bzw. Berufsverbände, Kammern) sowie *beratende* Informationsquellen (persönliche und professionelle Beratung, Arbeitsagentur, BIZ, Studierendensekretariate, Hochschullehrer/innen).

Junge *Frauen* mit Hochschulreife decken, was die Nutzung von Informationsquellen anbelangt, ein breiteres Spektrum ab und sind stärker *praxisorientiert*. Junge Frauen nutzen durchschnittlich deutlich mehr Infoquellen für die Planung des weiteren Ausbildungswegs. Das gilt vor allem für ausbildungsbezogene Quellen (Praktika, Eignungs- und Persönlichkeitstests, Arbeitsagentur, BIZ), Beratungsangebote (persönliche Beratung, Techniktage, Girlsday, Messen, Fachtagungen, Workshops, Veranstaltungen in der Schule), aber auch für die zentrale Studienberatung sowie für Personen des unmittelbaren Umfelds, wie Eltern, Verwandte, Freunde und Personen, die in den sie interessierenden Bereichen arbeiten.

Junge *Männer* mit Hochschulzugangsberechtigung nutzen häufiger Hochschulrankings, Informationen von Wirtschaftsverbänden, Kammern, Lehrerinnen und Lehrern an Schulen und Hochschulen sowie Fernsehen und Radio.

Zwischen Jugendlichen mit bzw. ohne *Migrationshintergrund* zeigen sich bezüglich der Nutzung von Informationsquellen Unterschiede. So nennen Jugendlichen mit Migrationshintergrund häufiger als ihre autochthonen Alterskameraden die zentrale *Studienberatung* und die *Studierendensekretariate* an Hochschulen, kommerzielle Beratungseinrichtungen sowie Lehrerinnen und Lehrern an Schulen und Hochschulen, seltener hingegen Eltern und Verwandte, Praktika und den Besuch von Messen, Fachtagungen, Workshops sowie Berufstätige in interessierenden Bereichen. Vergleichsweise hilfreicher sehen die *deutschen* Hochschulaspiranten ihre Eltern, gedruckte Infomaterialien, Zeitungen, Zeitschriften, Praktika, Informationen von Berufstätigen aus sie interessierende Arbeitsbereichen, Eignungstests sowie Informationen von Wirtschafts- und Berufsverbänden, Gewerkschaften und Kammern. Die spezifischen Präferenzen bezüglich der Nutzung von Informationsquellen deuten auf *unterschiedliche Verfügbarkeit und Zugangsmöglichkeiten* hin. So stehen den Jugendlichen mit Migrationshintergrund die eigenen Eltern und vermutlich auch Berufstätige in hochqualifizierten Berufsfeldern im sozialen Umfeld seltener als kompetente Informationsquellen zur Verfügung.

3.5. Die Rolle des Internets und sozialer Netzwerke für die Themen Berufsorientierung und Berufswahl

Das Forschungsprojekt „Attraktivität der dualen Ausbildung“ hat sich im Zusammenhang mit der Frage nach einer themenbezogenen zielgruppenadäquaten Ansprache auch mit dem ausbildungs- und berufsbezogenes Informations- und Medienverhalten von Jugendlichen beschäftigt. Dabei spielt das Internet eine herausragende Rolle, weil es als eine Art „mediale Allzweckwaffe“ gilt, die alle wichtigen Kommunikations-, Unterhaltungs- und Informationsaufgaben erfüllt. Mit zunehmendem Alter und Bildungsniveau nimmt die Bedeutung der Eltern und der Peers als Informationsquellen für ausbildungsrelevante Fragen ab und die Bedeutung medial vermittelter Informationen (insbesondere via Internet) zu. Hauptschüler/innen und/oder Jugendliche auf geringerem Leistungsniveau bevorzugen vor allem in einer frühen Phase der Berufsorientierung dialogische Informationsangebote mit individuellem Bezug zur eigenen Lebenswelt im privaten Bereich (Eltern, Familie, Peers) und den Nahbereich (Schule). Je sicherer Jugendliche in ihrer Berufswahl sind und/oder je höher ihr Leistungsstand ist, desto offener sind sie für eher abstrakte Informationsangebote im „öffentlichen Raum“. Es sind insbesondere die älteren und höher Gebildeten, die das Internet zur beruflichen Orientierung nutzen, was auch daran liegt, dass die relevanten Seiten eine hohe Abstraktionsfähigkeit und Medienkompetenz voraussetzen. Grundsätzlich gilt jedoch, dass aus Sicht der Jugendlichen das Internet vor allem – weitgehend unabhängig vom Alter, vom Geschlecht, vom Bildungsniveau und vom Migrationshintergrund – eine *Kommunikationsplattform* darstellt. Alle einschlägigen Studien kommen zum Ergebnis, dass das Internet von den Heranwachsenden zum Großteil zur Kommunikation verwendet wird. Insbesondere Social-Web-Angebote wie Netzwerkplattformen werden vor allem genutzt, um in der Peergroup nicht abseits zu stehen. Ausbildungs- und berufsbezogene Netzwerke werden in der relevanten Altersgruppe der 14- bis 19-Jährigen praktisch gar nicht genutzt. Als Problem für eine zielgruppenadäquate themenspezifische Ansprache via Internet erweist sich dessen ungeordnete

Vielfalt und die Betonung (und Überbewertung) der *Quantität* als Relevanzkriterium. Für den Nutzer ist in der Fülle von Informationen zwischen für ihn wichtigen und nützlichen (aber unter Umständen schwer zu findenden) und unwichtigen oder gar falschen (aber eventuell prominent platzierten) Informationen nur schwer zu unterscheiden. Die Quellen der Informationen und Informanten sind häufig intransparent, beliebig und wenig verlässlich. Die chaotische Vielfalt benachteiligt Nutzer, die das Internet vorwiegend als Unterhaltungsmedium benutzen und bevorzugt Nutzer, die gelernt haben, das Internet auch für komplexe Recherchen zu benutzen. Das trifft eher für Abiturientinnen und Abiturienten als für Hauptschulabsolventinnen und -absolventen zu. Folgerichtig sind elektronische Medien Informationsquellen, die vor allem von zukünftigen Studienberechtigten zur Vorbereitung auf die Studien- und Berufswahl genutzt werden. Sie dienen sowohl zum Einstieg in die Thematik als auch zur Recherche von Detailinformationen. Weiterhin als vorteilhaft erweist sich offensichtlich, dass für die Nutzung dieser Informationsquellen *keine formelle Kontaktaufnahme* erforderlich ist. Fast alle angehenden Studienberechtigten nutzen zur Informationsbeschaffung das Internet in Form von Informationssystemen, Datenbanken, Online-Foren etc. Aber auch sie nutzen das Internet häufig erst dann, wenn eine Berufswahl schon getroffen oder zumindest weit fortgeschritten ist. Das Internet wird weniger als Mittel zu einer breiten beruflichen Orientierung genutzt als vielmehr zur Überprüfung der eigenen Pläne auf Realisierbarkeit und Umsetzbarkeit.

Die Gruppendiskussionen legen nahe, dass die Bedeutung speziell der *sozialen Netzwerke* für die berufliche Orientierung und Zukunftsplanung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen insgesamt eher gering ist. Die Schüler/innen nutzen soziale Netzwerke im privaten Kontext, nicht jedoch für berufliche Angelegenheiten. Die private Community dient vornehmlich der *Beziehungspflege*, die Rezeption und Diskussion von Informationen ist nachrangig. Das hat auch etwas damit zu tun, dass die diversen Online-Angebote im Bereich Berufsorientierung und -wahl weniger als Orientierungshilfe ausgelegt sind, sondern andere Zwecke verfolgen. Unternehmen und Wirtschafts- und Berufsverbände nutzen Social Media zunehmend im Zuge ihrer Online-Kommunikation, um ihre zukünftigen Fachkräfte zu rekrutieren. Hierbei handelt es sich in der Regel um *Werbung* in Form einer professionellen, zielgruppengerechten Ansprache von Jugendlichen, in deren Rahmen ein entsprechend positives (und nicht unbedingt realistisches) Bild von der dualen Ausbildung in dem jeweiligen Unternehmen gezeichnet wird. Wie die Gruppendiskussionen gezeigt haben, wird diese *Instrumentalisierung* der Sozialen Netzwerke für die Interessen der Unternehmen von den Jugendlichen durchaus als solche wahrgenommen. Da überdies Plattformen wie *facebook* unabhängig von der verbreiteten und teilweise exzessiven Nutzung unter den Jugendlichen als wenig seriös gelten, färbt dieses negative Image auch auf die Strategien der Unternehmen und insgesamt auf die in den Sozialen Netzwerken verbreiteten einschlägigen Informationen ab.

Defizite werden von Expertinnen und Experten vor allem konstatiert in Bezug auf einschlägige medienpädagogische Internetseiten, die (auch) niedrigschwellige Zugangswege bereitstellen und insofern dazu beitragen, einer „digitalen Spaltung" entgegenzutreten. Es erscheint daher sinnvoll zu sein, diese Portale medienpädagogisch betreuen zu lassen und Expertinnen und Experten zur Absicherung der Informationen heranzuziehen.

Als „Drehscheibe" einer dafür aufzubauenden Online-Präsenz kann eine *Internet-Plattform* dienen.[22] Sie sollte unter klarer Absendertransparenz einen seriösen, informativen und serviceorientierten Charakter tragen, also vom Stil her eher der *fünften* Hauptstrategie entsprechen, und die Thematik gut strukturieren. Allerdings kann sie auch Elemente der *dritten* und *vierten* Hauptstrategie enthalten. Sie sollte bezugsgruppenspezifische und situationsspezifische Zugänge und davon ausgehend dann unterschiedliche Navigationspfade ermöglichen, um eine möglichst konkrete und weitgehend individualisierte Beratung zur dualen Ausbildung zu bieten. Die im Grunde zunächst Web-1.0-Plattform sollte mit allen sinnvollen Web-2.0-Tools und in einer Weise angereichert werden, die mit dem seriösen und informativen Charakter vereinbar sind und insbesondere Dialogität/Interaktivität sowie Anschaulichkeit erhöhen. Die Web-2.0-Tools wären auf technisch hohem Stand (Technikaffinität der Jungen[23]), aber nicht technizistisch und betont virtuell, sondern in einer „menschlich"-freundlichen und an die reale Lebenswelt anknüpfenden Weise (Interesse der Mädchen an kommunikativ-sozialen Beziehungen) zu gestalten.

Eine *Schlüsselrolle für Navigation und/oder attraktive Gestaltung* könnte ein „personal operator" – ggf. auch in Form eines (geschlechtsspezifischen) Avatars – spielen, der bei der zwangsläufig hohen Zahl an Optionen für Zugänge und Navigationspfade assistiert sowie zugleich

22 Zweifellos gibt es bereits Internet-Seiten bzw. -Portale zum Themenfeld Ausbildung und Beruf. Die hier skizzierte Internet-Plattform geht aber deutlich über das hinaus, was beispielsweise www.planet-beruf.de der Bundesagentur für Arbeit, die Seite „Ausbildung und Beruf" des Wirtschafts- und Technologieministeriums http://www.bmwi.de/DE/Themen/ausbildung-und-beruf.html oder das interministerielle Projekt von BMBF und BMWi http://www.praktisch-unschlagbar.de/ bieten.

23 Für junge Männer ist auf dieser Plattform ggf. auch ein – der Zielsetzung direkt dienendes – Online-Computerspiel denkbar.

eine maximal mögliche Individualisierung von Information und Beratung gewährleistet.[24] Somit könnten Qualitätskriterien verschiedener Informationsquellen miteinander kombiniert werden – hier die Dialogität des Nahraums mit der Informationsbreite des Internets.

Mittels Apps sollten die zentralen Funktionen und Angebote der Internet-Plattform angesichts der großen Bedeutung des Handys in der Jugendkommunikation auch in hoher Qualität auf *Mobiltelefonen* verfügbar sein.

Da die vorgeschlagene Internet-Plattform insbesondere auch eine strukturierende, ordnende und den häufig orientierungslosen Jugendlichen „an die Hand nehmende" Funktion[25] wahrnehmen soll, ist es sinnvoll, dort auch auf Informations- und Beratungsangebote anderer Akteure (Arbeitsagentur, BIZ, Verbände, Betriebe etc.) zu verweisen sowie die Vermittlung von Betriebspraktika zu erleichtern. Die Verweise sollten aber mit einer sachlichen Einschätzung der jeweiligen Kompetenz und Interessenbindung dieser Akteure gekoppelt werden, ohne aber Interessenvertretung auch in Fragen der Ausbildung zu verunglimpfen. Damit sollte den Jugendlichen zugleich eine Antwort auf die Frage „Wem darf ich was glauben?" geliefert werden.

Entscheidend für den Erfolg – also die im Endeffekt frequentierte Nutzung – einer solchen Plattform sind deren Bekanntheit und deren Image (im Besonderen deren Glaubwürdigkeit), damit sie nicht in Anbetracht der Fülle an online verfügbaren Informationen untergeht. Dies lässt sich nur offline durch gezielte Kommunikation über diese auf Ausbildungsthemen spezialisierte hochwertige Informationsquelle, welche ebenfalls ein durch Expertinnen und Experten moderiertes Kommunikationsforum darstellt, erreichen. Da es sich hierbei um eine besonders ambitionierte und aufwendige Maßnahme – die Plattform muss konzipiert, umgesetzt und darüber hinaus bekannt gemacht werden – handelt, wird sie erst an fünfter Stelle aufgeführt.

24 Zu prüfen wäre, ob und inwieweit dabei an bereits vorhandene mediale Ansätze einer solchen Individualisierung angeknüpft werden kann. Beispiele: Print-Ordner mit „Fahrplan", Checklisten, Aufgaben, Tests etc. unter http://www.berufswahlpass.de/bwp-fuer-schueler/; Beruf-O-Mat unter http://www.beroobi.de/; E-Mentoring für Mädchen im MINT-Bereich unter http://www.cybermentor.de/; Multimedia-Planspiel zur Berufsfindung und Stu-dienwahl unter http://www.joblab.de/

25 Die Linkliste unter www.planet-beruf.de macht deutlich, welcher Vielzahl an Online-Angeboten sich der/die orientierungssuchende Jugendliche gegenübersieht. Sie enthält insgesamt über 130 „wichtige Links", darunter ca. 20 zur Unterrubrik „Schule und Berufswahl" und ca. 10 zur Unterrubrik „Zwischen Schule und Beruf".

Literaturverzeichnis

Adamy, W. (2011): Aktueller Fachkräftemangel – Mythos oder Realität? Lausitzkonferenz der DGB-Bezirke Berlin-Brandenburg und Sachsen am 23. November in Hoyerswerda.

Albert, M./ Hurrelmann, K./ Quenzel, G./ TNS Infratest Sozialforschung (2010): Jugend 2010. 16. Shell Jugendstudie. Frankfurt am Main.

Autorengruppe Bildungsberichterstattung (Hrsg.) (2012): Bildung in Deutschland 2012. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zur kulturellen Bildung im Lebenslauf. Bielefeld.

Baas, M./ Eulenberger, J./ Geier, B./ Kohlrausch, B./ Lex, T./ Richter, M. (2012): „Kleben bleiben?" Der Übergang von Hauptschüler/innen in eine berufliche Ausbildung. Eine gemeinsame Analyse von „Praxisklassen" in Bayern und „Berufsstarterklassen" in Niedersachsen. In: Sozialer Fortschritt, Heft 10, S. 247-257.

Baethge, M. (1970): Ausbildung und Herrschaft. Unternehmerinteressen in der Bildungspolitik. Frankfurt/Main.

Baethge, M. (2006): Das deutsche Bildungs-Schisma: Welche Probleme ein industrielles Bildungssystem in einer nachindustriellen Gesellschaft hat. In: SOFI-Mitteilungen 34, Göttingen.

Becker, B./ Biedinger, N (2006): Ethnische Bildungsungleichheit zu Schulbeginn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 58, H. 4, S. 660-684.

Beicht, U./ Friedrich, M.,/ Ulrich, J. G. (Hrsg.) (2008): Ausbildungschancen und Verbleib von Schulabsolventen. Bonn.

Beicht, U./ Krewerth, A./ Eberhard, V./ Granato, M. (2009): Viel Licht – aber auch Schatten. Qualität dualer Berufsausbildung in Deutschland aus Sicht der Auszubildenden. BIBB-Report 9/2009. Bonn.

Beicht, U. (2012): Berufswünsche und Erfolgschancen von Ausbildungsstellenbewerberinnen und -bewerbern mit Migrationshintergrund. In: BWP 6/2012, S. 44-48.

Beicht, U./ Granato, M. (2013): A4.9 Jugendliche mit Migrationshintergrund. In: Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2013. Informationen und Analysen zur Entwicklung der beruflichen Bildung. Vorversion Stand 13.05.2013. Bundesinstitut für Berufsbildung. S. 201-207

Beierle, S. (2013): Peers im Kontext des Übergangs Schule – Beruf. München/Halle.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2007a): Leitfaden lokales Übergangsmanagement. Von der Problemdiagnose zur praktischen Umsetzung. Gütersloh.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2007b): Duale Berufsausbildung in der Wissensgesellschaft – eine Standortbestimmung. Gütersloh.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2009): Berufsausbildung 2015. Eine Entwicklungsperspektive für das duale System. Gütersloh.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2010a): Die Initiative „Übergang mit System". Gütersloh.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2010b): Eckpunkte der Initiative „Übergänge mit System". Gütersloh.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2010c): Übergänge mit System, Länderstudie Hamburg. Gütersloh.

Bertelsmann-Stiftung (Hrsg.) (2010d): Übergänge mit System, Länderstudie Berlin. Gütersloh.

Bildungs-Forum-Hohenlohekreis (Hrsg.) (2010): Hohenloher Jugendliche: Erste Schritte ins Berufsleben nach dem Abschluss der Haupt-, Real-, Förderschule und Schule für Erziehungshilfe. Künzelsau.

Bosch, G. (2010): Zur Zukunft der dualen Berufsausbildung in Deutschland. In: Bosch, G./ Krone, S./ Langer, D. (Hrsg.) (2010): Das Berufsbildungssystem in Deutschland. Aktuelle Entwicklungen und Standpunkte. Wiesbaden, S. 37-58.

Bremser, F./ Höver, A. C./ Schandock, M. (2012): Akademikerüberhang und Fachkräftemangel: Wie entwickelt sich die berufliche Qualifikationsstruktur? In: BWP 4/2012, S. 11-15.

Bulmahn, T. (2007): Berufswahl Jugendlicher und Interesse an einer Berufstätigkeit bei der Bundeswehr. Ergebnisse der Jugendstudie 2006 des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr. Forschungsbericht 81. Strausberg.

Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.) (2008): Nationaler Pakt für Ausbildung und Fachkräftenachwuchs - Kriterienkatalog zur Ausbildungsreife. Nürnberg.

Bundesinstitut für Berufsbildung (Hrsg.) (2010): Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2010. Informationen und Analysen zur Entwicklung der beruflichen Bildung. Bonn.

Bundesinstitut für Berufsbildung (Hrsg.) (2011): Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2011. Informationen und Analysen zur Entwicklung der beruflichen Bildung. Bonn.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2007): Zehn Leitlinien zur Modernisierung der beruflichen Bildung : Ergebnisse des Innovationskreises berufliche Bildung. Bonn/ Berlin.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2008): Von der Hauptschule in Ausbildung und Erwerbsarbeit: Ergebnisse des DJI-Übergangspanels. Bonn.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2009): Auswirkungen von demographischen Entwicklungen auf die berufliche Ausbildung. Bonn.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2012): Berufsbildungsbericht 2012. Bonn/Berlin.

Busemann, K./ Gscheidle, C. (2011): Web 2.0: Aktive Mitwirkung verbleibt auf niedrigem Niveau. Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2011. In: Media Perspektiven 7-8/2011, S. 360-369

Busemann, K./ Gscheidle, C. (2012): Web 2.0: Habitualisierung der Social Communitys, Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2012. In: Media Perspektiven 7-8/2012, S. 380-390.

Calmbach, M./ Thomas, P.M./ Bochard, l./ Flaig, B. (2012): Wie ticken Jugendliche? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland. Heidelberg.

Deutscher Bildungsrat (Hrsg.) (1969): Empfehlungen der Bildungskommission zur Verbesserung der Lehrlingsausbildung. Bonn.

DGB-Bundesvorstand, Abteilung Bildungspolitik und Bildungsarbeit (Hrsg.) (2012): Hohe Abbrecherquoten, geringe Vergütung, schlechte Prüfungsergebnisse – Viele Betriebe sind nicht ausbildungsreif. DGB-Expertise zu den Schwierigkeiten der Betriebe bei der Besetzung von Ausbildungsplätzen (Autoren: Matthias Anbuhl, Thomas Gießler)

DGB-Bundesvorstand, Abteilung Jugend und Jugendpolitik (Hrsg.) (2011): Ausbildungsreport 2011.

Diefenbach, H. (2007): Kinder und Jugendliche aus Migrantenfamilien im deutschen Bildungssystem. Erklärungen und empirische Befunde; Wiesbaden.

Diewald, M./ Hurrelmann, K. (Hrsg.) (2012): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim/Basel.

Dobischat, R./ Fischell, M./ Rosendahl, A. (2008): Auswirkungen der Studienreform durch die Einführung des Bachelorabschlusses auf das Berufsbildungssystem : eine Problemskizze. Düsseldorf. (Edition der Hans-Böckler-Stiftung; 223)

Dostal, W./ Troll, L. (2004): Die Berufswelt im Fernsehen. Folgen für das Berufsverständnis und den Berufswahlprozess? In: Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste. Nr. 8 vom 8.12.2004 Nürnberg: Bundesagentur für Arbeit, S. 57-70.

Ebbinghaus, M./ Gei, J./ Hucker, T./ Ulrich, J.G. (2013): Image der dualen Berufsausbildung in Deutschland. Ergebnisse aus dem BIBB-Expertenmonitor 2012. Bonn.

Eberhard, V./ Scholz, S./ Ulrich, J. G. (2009): Image als Berufswahlkriterium. Bedeutung für Berufe mit Nachwuchsmangel. In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis : BWP. – 38 (2009), H. 3, S. 9-13.

Eimeren, B. van/ Frees, B. (2012): 76 Prozent der Deutschen online – neue Nutzungssituationen durch mobile Endgeräte. Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2012. In: Media Perspektiven 7-8/2012, S. 362-379.

Feierabend, S./ Rathgeb, T. (2011): Medienumgang Jugendlicher in Deutschland. Ergebnisse der JIM-Studie 2010. In: Media Perspektiven 6/2011, S. 299-310.

Förster, H./ Kuhnke, R./ Skrobanek, J. (2006): Am Individuum ansetzen. Strategien und Effekte der beruflichen Förderung von benachteiligten Jugendlichen. München/Halle. (Übergänge in Arbeit, Band 6).

Forschungsverbund Deutsches Jugendinstitut/ Technische Universität Dortmund (Hrsg.) (2011): Jugendliche Aktivitäten im Wandel. Gesellschaftliche Beteiligung und Engagement in Zeiten des Web 2.0. Dortmund.

Frey-Vor, G./ Siegert, G./ Stiehler, H.-J. (2008): Mediaforschung. Konstanz.

Friedrich, M. (2009): Berufliche Pläne und realisierte Bildungs- und Berufswege nach Verlassen der Schule. Ergebnisse der BIBB-Schulabgängerbefragungen 2004 bis 2006. Bonn.

Friedrichs, H./ Sander, U. (2010): Peers und Medien – die Bedeutung von Medien für den Kommunikations- und Sozialisationsprozess im Kontext von Peerbeziehungen. In: Harring, M./ Böhm-Kasper, O./ Rohlfs, C./ Palentien, C. (Hrsg.) (2010): Freundschaften, Cliquen und Jugendkulturen. Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen. Wiesbaden, S. 283-307.

Fürstenwalder Übergangsmanagement Schule-Beruf (Hrsg.) (2010): Ausgewählte Befunde aus den Befragungen von Fürstenwalder Schüler/innen der Klassenstufe 10 im Frühsommer 2009 bzw. 2010. Fürstenwalde.

Gaupp, N. (2013): Wege in Ausbildung und Ausbildungslosigkeit. Bedingungen gelingender und misslingender Übergänge in Ausbildung von Jugendlichen mit Hauptschulbildung. Düsseldorf.

Gaupp, N./ Prein, G. (2007): Stuttgarter Haupt- und Förderschüler/innen auf dem Weg von der Schule in die Berufsausbildung. Bericht zur Basiserhebung der Stuttgarter Schulabsolventenstudie, September 2007. München/Stuttgart.

Gaupp, N./ Geier, B./ Mahl, F./ Kuhnke, R./ Reißig, B. (2010): Die lokalen Schulabsolventen-Längsschnitte des DJI. In: Kuhnke, R./ Reißig, B. (Hrsg.): Regionales Übergangsmanagement Schule – Berufsausbildung: Schaffung einer Datenbasis zum Übergangsgeschehen. München/Halle. (Regionales Übergangsmanagement 1), S. 24-29.

Gaupp, N./ Lex, T./ Mahl, F. (2013): Berufsorientierung und Übergangswege von Hauptschulabsolventinnen und -absolventen. Ergebnisse aus Längsschnittuntersuchungen des Deutschen Jugendinstituts (DJI). In: Brüggemann, T./ Rahn, S. (Hrsg.): Berufsorientierung. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Münster/ New York/München/Berlin, S. 134-144.

Genrich, M./ Pelka, B. (2011): Mit Panel-Daten arbeiten. Das Phasenmodell zur Berufsorientierung in der Anwendung im Kreis Gütersloh. In: Richter, U. (Hrsg.): Schulen und Kooperationspartner im regionalen Übergangsmanagement: Erfahrungen und Handlungshinweise aus der Förderinitiative Regionales Übergangsmanagement. München/Halle (Regionales Übergangsmanagement 6) (Manuskript), S. 24-34.

Gleich, U. (2007): Nutzung und Funktionen neuer Medien bei Kindern und Jugendlichen. ARD-Forschungsdienst. In: Media Perspektiven 10/2007, S. 529-534.

Hammel, P. (2009): Mangelnde Ausbildungsreife bei Jugendlichen - Alarmsignal oder Ablenkungsmanöver? Eine kritische Auseinandersetzung über Definition, Sichtweisen und mögliche Wege durch Berufsvorbereitung. Hamburg.

Hany, E./ Driesel-Lange, K. (2006): Berufswahl als pädagogische Herausforderung: Schulische Orientierungsmaßnahmen im Urteil von Abiturienten. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung Heft 4, S. 517-531.

Hartmann, P. (1999): Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung. Opladen.

Heidemann, W./ Koch, J. (2013): Duale Studiengänge: Konkurrenz für die duale Ausbildung? In: WSI Mitteilungen 1,2013, S. 52-56.

Heine, C./ Willich, J./ Schneider, H. (2010): Informationsverhalten und Entscheidungsfindung bei der Studien- und Berufswahl. Studienberechtigte 2008 ein halbes Jahr vor dem Erwerb der Hochschulreife. Hannover (HIS: Forum Hochschule 1/2010).

Helmrich, R./ Zika, G./ Kalinowski, M./ Wolter , M.I. (2012): Engpässe auf dem Arbeitsmarkt: Geändertes Bildungs- und Erwerbsverhalten mildert Fachkräftemangel. Neue Ergebnisse der BIBB-IAB-Qualifikations- und Berufsfeldprojektionen bis zum Jahr 2030. In: BIBB-Report. Forschungs- und Arbeitsergebnisse aus dem Bundesinstitut für Berufsbildung Heft 18/2012, S. 1-10.

Herwartz-Emden, L. (2005): Migrant/innen im deutschen Bildungssystem. In: Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.): Bildungsreform Band 14. Migrationshintergrund von Kindern und Jugendlichen. Wege zur Weiterentwicklung der amtlichen Statistik. Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration. Berlin, S. 7-24.

Heublein, U./ Richter, J./ Schmelzer, R./ Sommer, D. (2012): Die Entwicklung der Schwund- und Studienabbruchquoten an den deutschen Hochschulen. Statistische Berechnungen auf der Basis des Absolventenjahrgangs 2010. In: HIS: Forum Hochschule 3/2012.

Heusinger, W. (2008): „Duale Berufsausbildung“ als Zukunftsstrategie? : die Markenbildung. In: Wirtschaft und Berufserziehung. Jg. 60. H. 3, S. 18-22.

Hille, S./ Lang, M./ Rehbold, R.R. (2011): Analyse des Berufswahlverhaltens von Schülerinnen und Schülern der Sekundarstufen I und II in der Phase der Berufsorientierung am Beispiel der Region Köln-Bonn. Köln. (Arbeitshefte zur berufs- und wirtschaftspädagogischen Forschung Heft A 12).

HIS (Hochschul-lnformations-System) (2011): Ausbildungswege von Studienberechtigten – Studienberechtigtenpanel. (online abgerufen am 06.02.12) http://www.his.de/abt2/ab21/projekte/stuf015

HWK Cottbus (Hrsg.) (2007): Duale Ausbildung stärken! Resolution der Vollversammlung und des Berufsbildungsausschusses der Handwerkskammer Cottbus vom 24. Mai 2007, (onlineZugriff am 6.2.12) http://www.hwk-cottbus.de/aktuelles/politik/reden_standpunkte/art1088.html

International Network on Innovative Apprenticeship (Hrsg.) (2012): Memorandum Architektur einer modernen Lehrlingsausbildung. Standards für Gestaltung, Organisation und Steuerung. Zürich.

Institut für Demoskopie Allensbach (Hrsg.) (2010): Gesprächskultur 2.0: Wie die digitale Welt unser Kommunikationsverhalten verändert. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Studie zur Nutzung und Bewertung von Online- Kommunikation. (online Zugriff am 6.2.2012) http://www.axelspringer.de/downloads/315952/Bericht_zweinull_FINAL.pdf

Jungkunz, B. (2008): Das duale System der Berufsausbildung - So schlecht wie sein Ruf? Berlin.

Klimmer, S. (2008): Die österreichische Berufsreifeprüfung – ein Instrument er Durchlässigkeit von der Lehre zur Hochschule. In: Loebe, H./ Severing, E. (Hrsg.): Berufsausbildung im Umbruch. Ansätze zur Modernisierung des dualen Systems. Bielefeld, S. 119-127.

Klüver, R. (2012): Auf Jagd im Datendschungel. In: Süddeutsche Zeitung vom 22.05.2012.

Knauf, H./ Oechsle, M. (2007): Berufsfindungsprozesse von Abiturientinnen und Abiturienten im Kontext schulischer Angebote zur Berufsorientierung. In: Kahlert, H./ Mansel, J. (Hrsg.): Bildung und Berufsorientierung - Der Einfluss von Schule und informellen Kontexten auf die berufliche Identitätsentwicklung. Weinheim, S. 143-162.

Koob, C./ Bolliger, K./ Kopf, R. (2012): Mediennutzung unter 20. Standpunkte. In: MedienWirtschaft 1/2012, S. 30-32.

Kracke, B. (2006): Was tun nach dem Abi? Die schulische Vorbereitung auf die Studien- und Berufswahl aus der Sicht von GymnasiastInnen in der Sekundarstufe II. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, Heft 4/2006, S. 533-549.

Krampen, G./ Reichle, B. (2002): Frühes Erwachsenenalter. In: Oerter, R./ Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch; Weinheim; S. 319-349.

Krewerth, A./ Beicht, U. (2011): Qualität der Berufsausbildung in Deutschland: Ansprüche und Urteile von Auszubildenden. In: Krekel, E. M./ Lex, T. (Hrsg.): Neue Jugend, neue Ausbildung. Beiträge aus der Jugend- und Bildungsforschung. Bielefeld.

Kristen, C./ Granato, N. (2004): Bildungsinvestitionen in Migrantenfamilien, in: Bade, K./ Bommes, M. (Hrsg.): Migration – Integration – Bildung; IMIS-Beiträge Nr. 23. Osnabrück: IMIS. S. 121–141.

Kruse, W. (2009): Zur Debatte um die Leistungsfähigkeit und Attraktivität der deutschen Dualen Berufsausbildung. In: Kruse, W./ Strauß, J./ Braun, F./ Müller, M. (2009): Rahmenbedingungen der Weiterentwicklung des Dualen Systems beruflicher Bildung. Düsseldorf. (Hans-Böckler-Stiftung: Arbeitspapier; 167), S. 27-36.

Kühn, T./ Koschel, K.-V. (2011): Gruppendiskussionen. Ein Praxis-Handbuch. Wiesbaden.

Kuhnke, R./ Müller, M./ Skrobanek, J. (2007): Jugendliche mit Migrationshintergrund auf dem Weg von der Schule in den Beruf. Ergebnisse einer Sekundäranalyse des DJI-Übergangspanels. München/Halle.

Kuhnke, R./ Reißig, B (2008): Schülerinnen und Schüler auf dem Weg von der Schule in die Berufsausbildung. Bericht zur Basiserhebung der Kommunalen Schulabsolventenstudie in den Städten Leipzig, Halle, Jena und Frankfurt (Oder). München/Halle.

Kuhnke, .R./ Mahl, F. (2009): Schülerinnen und Schüler aus Frankfurt (Oder) auf dem Weg von der Schule in die Berufsausbildung. Bericht zur dritten Erhebung der Kommunalen Schulabsolventenstudie in Frankfurt (Oder). **München/Halle**.

Kuhnke, R. (2012): Magdeburger Berufsschülerinnen und Berufsschüler in der berufsvorbereitenden bzw. beruflichen Ausbildung. Bericht zur Basiserhebung der Magdeburger Berufsschülerstudie. München/Halle.

Kutscha, G. (2001): Bildungsnotstand, Qualifikationslücke, betriebliches Ausbildungsmarketing : Aspekte einer vernachlässigten Dimension der Berufsbildungsforschung/. – In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis : BWP. – 30 (2001), H. 4, S. 41-45.

Lange, E. (1978): Berufswahl. Eine empirische Untersuchung der Berufswahl-Situation von Hauptschülern, Realschülern und Abiturienten. München.

Lehmann, S./ Biskup, C. (2011): Recht auf Ausbildung verwirklichen – Berufliche Bildung auf eine neue Grundlage stellen. In: Icking, M. (Hrsg.): Die berufliche Bildung der Zukunft: Herausforderungen und Reformansätze. Berlin (Schriftenreihe zu Bildung und Kultur; 7), S. 159-171.

Lex, T./ Geier, B. (2010): Übergangssystem in der beruflichen Bildung: Wahrnehmung einer zweiten Chance oder Risiken des Ausstiegs? In: Bosch, G./ Krone, S./ Langer, D. (Hrsg.): Das Berufsbildungssystem in Deutschland. Aktuelle Entwicklungen und Standpunkte. Wiesbaden, S. 165-187.

Lex, T./ Zimmermann, J. (2011): Wege in Ausbildung: Befunde aus einer schrittweisen Betrachtung des Übergangsprozesses. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaften, H 4, S. 603-627.

Liebert, T./ Fechner, R. (2012): Explorative Bestandsaufnahme zur Kommunikation über das duale Ausbildungssystem in sozialen Medien. Agentur Analyse & Transfer, Leipzig.

Lörz, M./ Quast, H. /Woisch, A. (2011): Bildungsintentionen und Entscheidungsprozesse. Studienberechtigte 2010 ein halbes Jahr vor Schulabgang. Forum Hochschule 14/2011. Hannover.

Lörz, M./ Quast, H. /Woisch, A. (2012): Erwartungen, Entscheidungen und Bildungswege. Studienberechtigte 2010 ein halbes Jahr nach Schulabgang. Forum Hochschule 5/2012. Hannover.

Mahl, F. (2011): Offenbacher Haupt-, Real- und Gesamtschüler/innen auf dem Weg von der Schule in die Berufsausbildung. Bericht zur zweiten Erhebung der Offenbacher Schulabsolventenstudie. **München/Halle.**

Mahl, F./ Reißig, B./ Tillmann, F./ Kuhnke, R. (2011): Mittelschülerinnen und Mittelschüler auf dem Weg von der Schule ins Erwerbsleben. Abschlussbericht zur Leipziger Schulabsolventenstudie. München/Halle.

Mayring, P. (2010): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim.

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.) (2011): Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisstudie zum Mediennumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Stuttgart (JIM 2011)

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.) (2012): Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisstudie zum Mediennumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Stuttgart. (JIM 2012)

Meyen, M (2004): Mediennutzung. Konstanz.

Mögling, T./ Tillmann, F./ Lex, T. (2012): Umwege in die Ausbildung – Die Rolle von Ungelernten-tätigkeit für eine späte Berufsqualifizierung. Halle/München.

Müller, R. (2009): Berufswahl und Lehre. Berufliche Orientierungs- und Entscheidungsprozesse ausländischer und schweizerischer Jugendlicher. Bern.

Müller, A. G./ Stanat, P. (2006): Schulischer Erfolg von Schülerinnen und Schülern mit Migrationshintergrund: Analysen zur Situation von Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion und aus der Türkei, In: Baumert, J./ Stanat, P./ Watermann, R. (Hrsg.): Herkunftsbedingte Disparitäten im Bildungswesen: Differenzielle Bildungsprozesse und Probleme der Verteilungsgerechtigkeit; VS Verlag: Wiesbaden, S. 221-255.

Nehls, H. (2007): Für mehr qualifizierte Berufsausbildung: Strukturelle Finanzierungsmängel überwinden. In: Prager, J. U. / Wieland, C. (Hrsg.): Duales Ausbildungssystem – Quo vadis? :Berufliche Bildung auf neuen Wegen. Gütersloh, S. 115-128.

Nickel, S./ Duong, S. (2012): Studieren ohne Abitur: Monitoring der Entwicklungen in Bund, Ländern und Hochschulen. Gütersloh.

Öchsner, Th. (2012): Immer weniger Betriebe leisten sich einen Lehrling. In: Süddeutsche Zeitung vom 07. März 2012, S. 21.

Osel, J. (2013): Heikle Doppelrolle. In: Süddeutsche Zeitung vom 02.04.2013.

Pelka, B. (2010a): Welche Berufsorientierung suchen Jugendliche? In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis 6/2010, S. 43-46.

Pelka, B. (2010b): Jugendliche als Experten ihrer beruflichen Orientierung. Zur Erprobung eines Delphi-Designs in einem Workshop mit Jugendlichen; In: Berufsverband Deutscher Soziologinnen und Soziologen (Hrsg.): Sozialwissenschaften und Berufspraxis – SuB. Stuttgart.

Protsch, P. (2013): Höhere Anforderungen in der beruflichen Erstausbildung? In: WSI Mitteilungen 1/2013, S. 15-22.

Protsch, P. (2012): Segmentierte Ausbildungsmärkte. Berufliche Chancen von Hauptschülerinnen und Hauptschülern im Wandel. Berlin.

Protsch, P./ Solga. H. (2012): Wie Betriebe auswählen. Warum Jugendliche mit Hauptschulabschluss bei der Lehrstellensuche scheitern. In: WZB Mitteilungen, Heft 138 Dezember 2012, S. 45-48.

Puhlmann, A./ Gutschow. K./ Rieck, A./ Brand, N./ Klab, J./ Reiß, N./ Terp, C. (2011): Berufsorientierung junger Frauen im Wandel. Bonn.

Regionales Übergangsmanagement Kiel (Hrsg.) (2010): Auswertung der Verbleibstatistik-Abfrage für das Schuljahr 2009/2010. Stand 30.06.2010. Kiel.

Reißig, B./ Gaupp, N./ Lex, T. (Hrsg.) (2008a): Hauptschüler auf dem Weg von der Schule in die Arbeitswelt. München (Übergänge in Arbeit Band 9).

Reißig, B./ Gaupp, N./ Lex, T. (2008b): Übergangswege von Hauptschulabsolventinnen und -absolventen aus der Schule in Ausbildung. In: Hauptschüler auf dem Weg von der Schule in die Arbeitswelt. München (Übergänge in Arbeit Band 9), S. 58-81,

Reißig, B./ Mahl, F. (2013): Berufsorientierung im regionalen Übergangsmanagement: Anforderungen, Handlungsaufgaben und Entwicklungsperspektiven. In: Brüggemann, T./ Rahn, S. (Hrsg.): Berufsorientierung. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Münster/New York/München/Berlin, S. 348-356.

Rothe, G. (2011): Zur Zukunftsfähigkeit der Berufsbildung in Deutschland. In: Die berufsbildende Schule : Zeitschrift des Bundesverbandes der Lehrerinnen und Lehrer an Berufsbildenden Schulen. – 63 (2011), H. 5, S. 157-164.

Saxer, U./ Bonfadelli, H./ Hättenschwiler, W. (1980): Die Massenmedien im Leben von Kindern und Jugendlichen. Eine Studie zur Mediensozialisation im Spannungsfeld von Familie, Schule und Kameraden. Zug.

Schindler, S. (2012): Aufstiegsangst? Eine Studie zur sozialen Ungleichheit im historischen Zeitverlauf. Düsseldorf .

Schmidt, J.-H./ Paus-Hasebrink, I./ Hasebrink, U. (Hrsg.) (2011): Heranwachsen mit dem Social Web. Zur Rolle von Web 2.0-Angeboten im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Berlin. (Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen Band 62)

Schneider, S./ Warth, S (2010): Kinder und Jugendliche im Internet. In: Media Perspektiven 10/2010, S. 471-482.

Schöngen, K. (2003): Ausbildungsvertrag gelöst = Ausbildung abgebrochen? Ergebnisse einer Befragung. In: BWP Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis. 5/2003.

Schorb, B./ Keilhauer, J./ Würfel, M./ Kießling, M. (2008): Medienkonvergenz Monitoring Report 2008. Jugendliche in konvergierenden Medienwelten. Leipzig.

Schröder, R. (2012): Berufs- und Studienorientierung in Niedersachsen 2012 (www.berufsorientierung-niedersachsen.de)

Schulz, A. (2009): Hohenloher Schulabsolventen auf dem Weg von der Schule in die Berufsausbildung. Bericht zur Basiserhebung der Hohenloher Schulabsolventenstudie. Künzelsau.

Seipel, C./ Rieker, P. (2003): Integrative Sozialforschung - Konzepte und Methoden der qualitativen und quantitativen empirischen Forschung; Juventa: Weinheim.

Severing, E. (2011): Steigende Anforderungen – schwierigere Jugendliche? Doppelte Herausforderung für die betriebliche Bildung. In: Wirtschaft und Berufserziehung – Zeitschrift für Berufsbildung und Bildungspolitik, 12.2011, S. 9-12.

Sozialagentur Mülheim an der Ruhr (Hrsg.) (2010): U25-Übergangsreport 2008/2009. Ergebnisse der Lehrerbefragung zu Übergängen und unentschuldigten Fehlzeiten. Mülheim an der Ruhr.

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2011): Bildung und Kultur. Nichtmonetäre hochschulstatistische Kennzahlen. Fachserie 11, Reihe 4.3, Wiesbaden.

Tillmann, F. (2007): Berufswahlprozesse und die Bewertung von Übergangssequenzen bei Hauptschülern. Ergebnisse von Sekundäranalysen zum DJI-Übergangspanel. Halle (Saale)

Trebbe, J. / Heft, A./ Weiß, H.-J. (2010): Mediennutzung junger Menschen mit Migrationshintergrund. Umfragen und Gruppendiskussionen mit Personen türkischer Herkunft und russischen Aussiedlern im Alter zwischen 12 und 29 Jahren in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf. (Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen Band 63)

Troltsch, K./ Gerhards, C./ Mohr, S. (2012): Vom Regen in die Traufe? Unbesetzte Ausbildungsstellen als künftige Herausforderung des Ausbildungsstellenmarktes. In: BIBB-Report 19/2012, S. 1-11.

Ulrich, J. G./ Krewerth, A./ Eberhard, V. (2006): Berufsbezeichnungen und ihr Einfluss auf die Berufswahl von Jugendlichen. Bonn.

Ulrich, J. G. (2008): Jugendliche im Übergangssystem – eine Bestandsaufnahme. In: bwp@Spezial 4.

Ulrich, J. G./ Krekel, E. M./ Flemming, S./ Granath, R.-O. (2012): Die Entwicklung des Ausbildungsmarktes im Jahr 2012. Entspannung auf dem Ausbildungsmarkt gerät ins Stocken. BIBB-Erhebung über neu abgeschlossene Ausbildungsverträge zum 30. September. Bonn.

Wagner, U. (Hrsg.) (2008): Medienhandeln in Hauptschulmilieus. Mediale Interaktion und Produktion als Bildungsressource. München.

Wannack, E./ Herzog, W./ Neuenschwander, M. P. (o.J.): Zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Wie Jugendliche ihre Berufswahl gestalten.

Weber, H. (2008): Konkurrenzfähigkeit des dualen Systems stärken: Anschlussmöglichkeiten ausbauen. In: Loebe, H./ Severing, E. (Hrsg.): Berufsausbildung im Umbruch. Ansätze zur Modernisierung des dualen Systems. Bielefeld, S. 81-98.

Werner, D./ Hollmann, C./ Schmidt, J. (2008). Wie entwickeln sich angesichts des Strukturwandels zur Wissensgesellschaft und der Einführung der Bachelorstudiengänge die Chancen für duale Ausbildungsberufe und das duale System? Abschlussbericht. Köln.

Witzel, A./ Reiter, H. (2012): The problem-centred interview. Los Angeles.

Zimmermann, J./ Lex, T./ Hofmann-Lun, I. (2011): Münchner Haupt-, Wirtschafts-, und Förderschüler/innen auf dem Weg von der Schule in die Berufsausbildung. Landeshauptstadt München. Bericht zur vierten Erhebung der Münchner Schulabsolventenstudie. München.

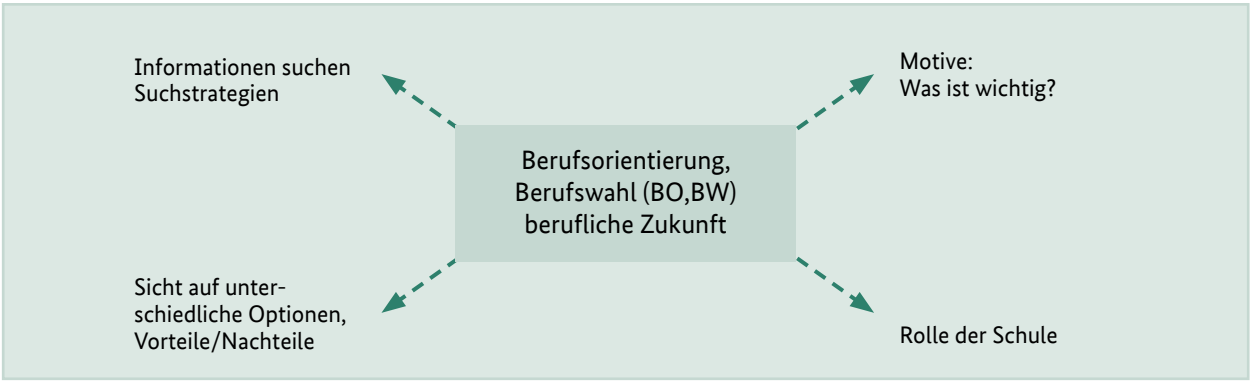
Anhang 1:
Leitfaden der Gruppendiskussionen zum Thema „Schule und dann?“

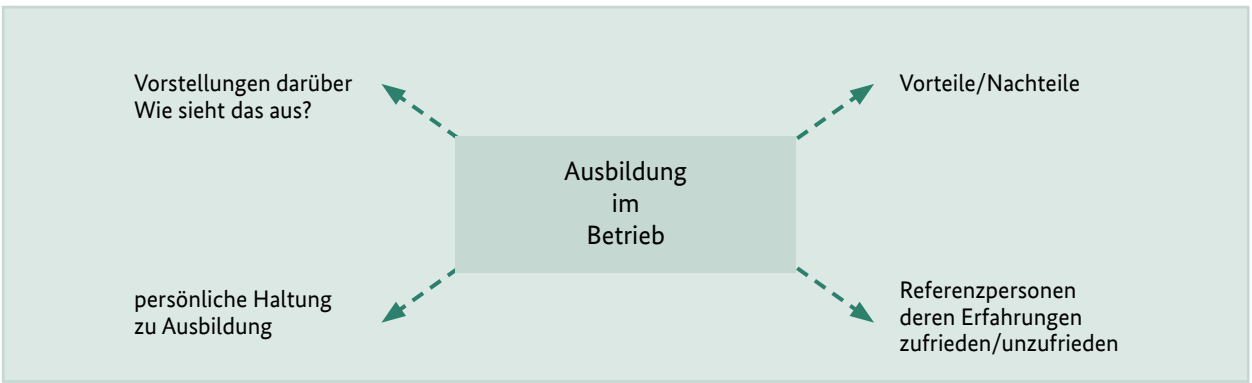
Rahmenbedingungen

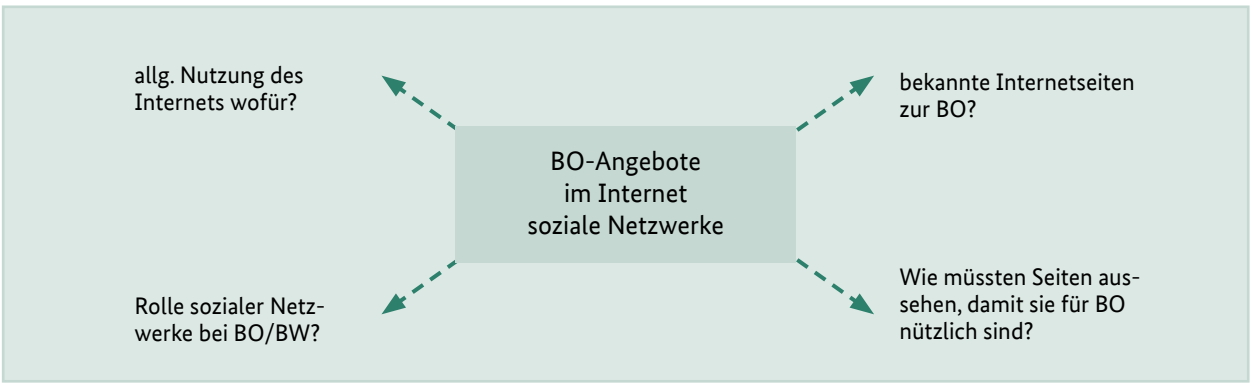
- sich vorstellen
- Thema grob vorstellen
- Rahmenbedingungen (Zeit, Aufnahme, Anonymität, Ansprache Du/Sie)
- Spielregeln (alles ist wichtig, Jugendliche als Experten, kein richtig/falsch)
- Jugendliche stellen sich vor. Wie soll es für dich nach diesem Schuljahr weitergehen? Was sind deine Pläne?

Einleitungstext und „erzählgenerierende“ Frage:

Ihr steht am Ende eurer Schulzeit. Ihr müsst also überlegen, wie es danach in Sachen Schule, Ausbildung und Arbeit für euch weitergehen soll. Was wollt ihr machen? Da gibt es ja verschiedene Möglichkeiten. Wollt ihr weiter auf die Schule gehen? Wollt ihr eine Ausbildung machen? Wollt ihr studieren (nur für Jugendliche mit Hochschulzugangsberechtigung)? Wollt ihr etwas ganz anderes machen? Und jeder von euch muss sich irgendwann einen für ihn passenden Beruf suchen. Ihr müsst entscheiden, welchen Beruf ihr lernen wollt? Das interessiert mich. Wie macht ihr das?







Impressum

Herausgeber
Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF)
Referat für Grundsatzfragen der beruflichen
Aus- und Weiterbildung
Heinemannstraße 2
53175 Bonn

Bestellungen
schriftlich an
Publikationsversand der Bundesregierung
Postfach 48 10 09
18132 Rostock
E-Mail: publikationen@bundesregierung.de
Internet: http://www.bmbf.de
oder per
Tel.: 030 18 272 272 1
Fax: 030 18 10 272 272 1

Stand
Bonn, Oktober 2014

Gestaltung
W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld
Hauke und Jessica Sturm, Berlin

Bildnachweis
Plainpicture (Titel)

Autoren
Frank Tillmann
Günther Schaub
Tilly Lex
Ralf Kuhnke
Nora Gaupp

Die vorliegende Studie wurde im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) erstellt. Die Aufgabenstellung wurde vom BMBF vorgegeben. Das BMBF hat das Ergebnis der Studie nicht beeinflusst; der Auftragnehmer trägt allein die Verantwortung.

© 2014 Deutsches Jugendinstitut e.V.
Forschungsschwerpunkt „Übergänge im Jugendalter“
Nockherstraße 2, 81541 München
Telefon: +49 (0) 89 62306-0
Fax: +49 (0) 89 62306-162
E-Mail: info@dji.de

Außenstelle Halle
Franckeplatz 1 – Haus 12+13; 06110 Halle/Saale
Telefon: +49 (0) 345 68178-0
Fax: +49 (0) 345 68178-47

Die Berufsbildungsforschungsinitiative des BMBF

Zur Stärkung der Attraktivität und Zukunftsfähigkeit des Berufsbildungssystems sowie zur Erhöhung der Integrationschancen von Jugendlichen an der ersten und zweiten Schwelle bedarf es einer konsistenten und konsequenten Berufsbildungspolitik. Mit Blick auf die Komplexität der für die Berufsbildungspolitik entscheidungsbeeinflussenden Faktoren und Rahmenbedingungen sollen die Erkenntnisse der Berufsbildungsforschung eine Grundlage für die politische Entscheidungsfindung sein.

Die im Jahr 2006 gestartete Initiative des BMBF – unterstützt durch das Bundesinstitut für Berufsbildung – orientiert sich kontinuierlich in seiner inhaltlichen Ausrichtung an programmatischen bildungspolitischen Anforderungen. Das Ziel der im Rahmen der Berufsbildungsforschungsinitiative durchgeführten Forschungsvorhaben ist es, Informationen, Daten und Vorschläge in Form von Expertisen und empirischen Untersuchungen für bildungspolitisches Handeln zu generieren. Darüber hinaus soll diese Initiative zu einer Intensivierung der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Politik beitragen.

Diese Druckschrift wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unentgeltlich abgegeben. Sie ist nicht zum gewerblichen Vertrieb bestimmt. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlwerberinnen/Wahlwerbern oder Wahlhelferinnen/Wahlhelfern während eines Wahlkampfes zum Zweck der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Bundestags-, Landtags- und Kommunalwahlen sowie für Wahlen zum Europäischen Parlament.
Missbräuchlich ist insbesondere die Verteilung auf Wahlveranstaltungen und an Informationsständen der Parteien sowie das Einlegen, Aufdrucken oder Aufkleben parteipolitischer Informationen oder Werbemittel. Untersagt ist gleichfalls die Weitergabe an Dritte zum Zwecke der Wahlwerbung. Unabhängig davon, wann, auf welchem Weg und in welcher Anzahl diese Schrift der Empfängerin/dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Bundesregierung zugunsten einzelner politischer Gruppen verstanden werden könnte.

Bundesministerium
für Bildung
und Forschung